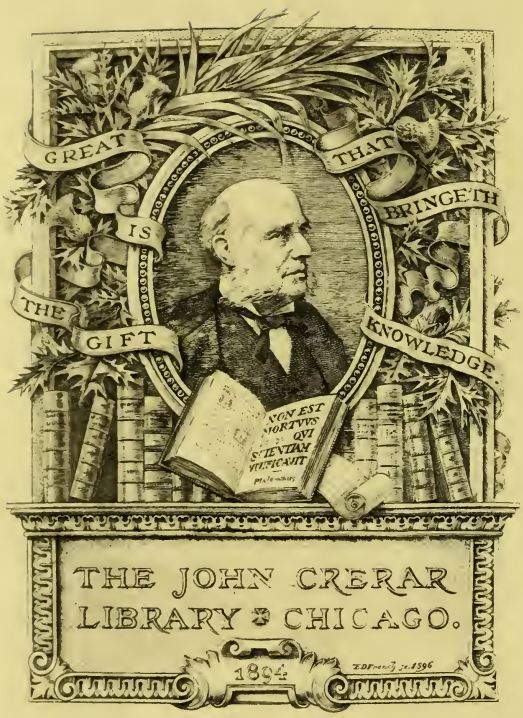
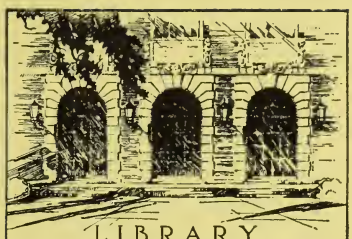


Withdrawn from Crerar Library



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
027.1494
2962X
no.1-7

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

L161—H41

THE
JOHN CREHAR
LIBRARY

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1917

Nr. 1

Johann Caspar Hirzel, der ältere

(1725—1803)

seine Werdejahre und seine Freundschaft mit Gleim

Mit unbekannten Briefen Gleims an Hirzel

Von

Dr. Bruno Hirzel

Zürich 1916

Kommissionsverlag von Beer & Cie.

THE
NEWBERRY
LIBRARY

Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

Neue Reihenfolge.

1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. 7 Hefte.
1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Maneß. 2 Hefte.
1851. Leben Johann Kaspar Orelli's.
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux.
1853. 1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Großmünster. 2 Hefte.
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser.
1856. 1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. 3 Hefte.
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen.
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.
1861. Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich.
1862. 1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. 2 Hefte.
1864. Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Cranmer.
1865. Erinnerungen an Zwingli
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich.
1867. Das Freischießen von 1504.
1868. Der Kalender von 1508.
1869. Herzog Heinrich von Rohan.
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777.
1871. Konrad Pelikan.
1872—1873. Die ehemalige Kunstkammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. 2 Hefte.
1874. Die Legende vom heil. Eligius.
1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrten, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. 2 Hefte.
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. 2 Hefte.
1879—1882. Die Holzschneidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. 4 Hefte.
1883. Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Großmünster.
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Vögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. 2 Hefte.
1886—1887. Lebensabriß von A. Salomon Vögelin, Dr. phil. und Professor. 2 Hefte.
1888. Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich.
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Aegidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich.
1890. Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.
1891. J. J. Bodmer als Geschichtschreiber.
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309.
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Theodor Vetter.
1894 Gottfried Keller als Maler, von Carl Brun.

Fortsetzung dritte Umschlagseite.

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1917

Nr. 1

Johann Caspar Hirzel, der ältere

(1725—1803)

seine Werdejahre und seine Freundschaft mit Gleim

Mit unbekannten Briefen Gleims an Hirzel

Von

Dr. Bruno Hirzel

Zürich 1916

Kommissionsverlag von Beer & Cie.

Dieses Neujahrsblatt ist das erste der Reihe, die die Zentralbibliothek Zürich, die Neujahrsblätter der ehemaligen Stadtbibliothek fortsetzend, herauszugeben gedenkt. Wenn sie bei der Gelegenheit aus ihren Schätzen das Archiv der Familie Hirzel zu Wort kommen läßt, so will auch sie damit nur eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllen: durch die Schenkung des Hirzelarchivs wurde der Anstoß gegeben zu der Sammlung zürcherischer Familienarchive, deren sich unser Institut heute rühmen darf und die hoffentlich auch weiterhin gedeihlich anwachsen wird. Daß von den Gliedern der Familie gerade der ältere Stadtarzt Hans Caspar zum Sprecher gewählt wurde, geschah mit Bedacht. Den Zürchern ist er eigentlich nur bekannt aus dem segensreichen Wirken seiner Manneszeit, als Gründer der helvetischen Gesellschaft, als Verfasser des philosophischen Bauers, als „Hirzel der Menschenfreund." Unser diesjähriges Neujahrsblatt, verfaßt von einem unserer Bibliothekare, möchte zeigen, daß er auch in den Jahren seiner Entwicklung bereits Treffliches geleistet hat, als Mittler zwischen Zürich und dem deutschen Norden sogar eine gewisse literargeschichtliche Bedeutung beanspruchen darf.

Das beigegebene Bildnis Hirzels stammt aus dem Besitz der Stadtbibliothek, der es augenscheinlich, zu nicht mehr nachweisbarer Zeit, von der naturforschenden Gesellschaft zugekommen ist; denn Hirzel macht über die Entstehung des Bildes in einer kleinen Familienchronik des Archivs (No. 212) folgende Angaben: „Die [naturforschende] Gesellschaft ließ durch H. Ohlenheinz, Mitglied der Mahlerakademie in Wien, mein Portrait verfertigen, und in unserm Versammlungszimmer auf der Meisen aufstellen."

Die Bibliothek-Leitung.

Dürsel der Ältere

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

027.1494
Z962X
no. 1-7

29353 Lamont

Zu den wertvollsten Beständen des Archivs der Familie Hirzel gehören die Briefe, die an den ältern Johann Caspar Hirzel, beim Sonnenberg, den Stadtarzt, gerichtet worden sind. Wertvoll nicht allein der Zahl nach — auch durch die Persönlichkeiten, die die Briefe schrieben. Selbst bei nur oberflächlichem Durchgehen ihrer Reihe begegnet uns eine Fülle von Namen, die von der Geschichte, der Literatur, der Kunst her einen guten Klang haben. Zwei von ihnen heben sich besonders heraus: Christian Ewald von Kleist und Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Die Briefe Kleists an Hirzel wurden nach den Originalen im Archiv der Familie bereits früher veröffentlicht;[1]) die Gleims an ihn, bis jetzt gänzlich unbekannt, sollen heute folgen.

Gleim ist mit Fug der Allerweltsfreund genannt worden. Wo immer eine neue Figur in seiner Nähe erscheint, kann man gewiß sein, daß sie in allernächster Zeit von ihm in ein Freundschaftsverhältnis hineingezogen werden wird. Nicht die Freundschaft allerdings, wie wir sie auffassen, vielmehr jene durchaus literarisch gefärbten, mit der Pflege von allerlei Bosheiten gegen andere gemischten Beziehungen, die das zweite Drittel des 18. Jahrhunderts unter dem Gefühl verstand. Als unbedingt notwendiger Bestandteil gesellt sich dazu ein spielerisches, man möchte sagen kindliches Vortäuschen von Zärtlichkeit, die in solcher Tiefe gar nicht vorhanden war. Der Ausdruck des Gefühls erscheint wichtiger als das Gefühl selbst: gezierte Empfindelei — mit dem Worte kennzeichnet Hirzel später einmal diese ganze Art treffend.

Gerade so ging es auch, als Hans Caspar Hirzel in Gleims Kreise trat. Gleim wünscht sofort mit Heftigkeit, den Gast aus der Schweiz kennen zu lernen; er läßt ihn, der ihm doch persönlich unbekannt ist, bestürmen, so bald wie möglich nach Berlin zu kommen; der gemeinsame Freund Kleist wird gedrängt, die Bekanntschaft zu vermitteln. Als diese dann endlich gemacht ist, stellt sich freilich sogleich Unfriede ein. Wie meist, kann Gleim auch Hirzel gegenüber das Patronisieren nicht lassen; was schlimmer ist: er will ihn nicht ernst nehmen. Hirzel läßt sich das nicht gefallen und beklagt sich bitter; so beginnt der Briefwechsel der beiden mit einem Entschuldigungsschreiben Gleims. Bald sieht dieser dann ein, daß er Hans Caspar nicht richtig beurteilt hat, er lernt ihn mehr und mehr schätzen, so sehr endlich, daß er sich bei der Rückkehr des Freundes ins Vaterland zu Kleist äußert, er sei über den Abschied so empfindlich, daß er alles andern Grams und Ärgers vergesse und allein daran gedenke, daß er ihn auf

492996

Withdrawn from Crerar Library

ewig missen solle.[2]) — Im Laufe der Jahre werden die Beziehungen gemessener und sachlicher; ganz merkwürdig mutet schließlich der elegische, resignierte Ton in den letzten Briefen Gleims an. Er ist unverheiratet geblieben, die früheren Freunde sind gestorben oder haben sich von ihm gewendet, die literarischen Zustände sind andere geworden: es scheint, daß er mit dem zunehmenden Alter die Vereinsamung, in der er lebte, immer schmerzlicher empfunden hat.

Im ganzen bringen diese Zeugnisse einer Freundschaft nichts eigentlich Neues. Doch runden sie das uns bekannte Bild von Gleims Persönlichkeit an manchen Stellen glücklich ab, und betonen gewisse Seiten seines Charakters so, daß sie klarer hervortreten als bisher. Andererseits festigen sie die schon durch die Briefe Kleists an Hirzel gewonnene Überzeugung, daß dieser in der Kette, die sich von den Zürchern zu den brandenburgischen Dichtern hinüberschlang, ein nicht gering zu achtendes Glied gewesen ist.

Johann Caspar Hirzel wurde am 21. März 1725 geboren: „Mittwochs den 21ᵗ Martij 1725 morgens zwüschen 2 und 3 Uhr hat meines L. Sohnsfrauw widerumb ein Söhnlj gebohren und darauf in dem Abendgebätt in der PfarrKirch allhier zum Gr. Münster uß h. Tauff gehebt worden, namens Hanß Caspar.“ [3]) Seine Kindheit verlebte er, zusammen mit dem um zwei Jahre jüngeren Bruder Salomon, in Kappel, wo der Vater Hans Caspar Hirzel, beim Römer, Amtmann war. Die anmutige Umgebung des Ortes, der stete Wechsel ländlicher Tätigkeiten, die ihm vor Augen waren, konnten nicht ohne Eindruck auf den lebhaften, für alles empfänglichen Knaben bleiben. Noch im reifen Mannesalter gedenkt er jener Tage in froher Erinnerung: „an diesem Ort flossen mir die schönsten Jahre des Lebens; die Jahre der Unschuld hin, wo die Seelenkräfte sich zu entwickeln anfingen.“

Frühe begannen die tüchtigen, frommen Eltern, „bei welchen jedermann noch Spuren der Gottesfurcht, Unschuld der Sitten und Redlichkeit der alten Zeiten zu sehen glaubte, die sich mit einer unverdrossenen Arbeitsamkeit und Sparsamkeit verbanden“, den Kindern die ersten Begriffe der Religion und Moral einzuprägen. Die Mutter las aus der Bibel vor, zeigte die Bilder und erzählte und erklärte die heiligen Geschichten an ihnen. Im Familienkreise erbaute man sich an Zeichnungen, die rührende und erhebende Begebenheiten darstellten; Belehrungen wurden daran geknüpft und die Kinder ermahnt, den geschilderten Beispielen des Edelmuts und der Nächstenliebe nachzueifern. Wenn im Winter der Vater die Söhne aufs Land hinaus mitgenommen hatte, und sie abends bei heller Witterung die Pracht des Firmaments bewunderten, nannte er ihnen die Namen der Sterne und Sternbilder und lehrte sie den Bau des Himmels kennen, ihnen „die Größe und Weisheit Gottes des Schöpfers zu fühlen zu geben“.

Dazu kam, daß im Almmatsinspektor Joh. Jak. Simler, dem unsere Bibliothek die Sammlung der Simleriana verdankt, der rechte Lehrer für die beiden Knaben gefunden worden war. Er gab ihnen nicht nur eine festgefügte Schulbildung, sondern wußte auch ihr Inneres mit verständnisvoller Liebe zu erziehen. An der Hand Simlers, sagt Hirzel später, habe er sich an die Betrachtung der Natur gewöhnt, an seiner Hand gelernt, „die Tugend und die Größe der Seele in dem Bauer zu verehren". Simler sei also für ihn eine der wichtigsten Quellen gewesen, aus welcher das fließe, was seine Seele am meisten vergnüge, und ihm die Nachsicht seiner Mitbürger bei den ihm anvertrauten Geschäften erwerbe.

Im Jahre 1739 kam der soeben ordinierte Johann Georg Sulzer zum Besuche Simlers nach Kappel. Es lag nahe, daß auch der junge Hans Caspar die Bekanntschaft mit dem Gaste suchte; die Vertrautheit der beiden wuchs, und in kurzer Zeit waren sie Freunde geworden. Sulzer, ein Zögling Johannes Geßners, des Gründers der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, hatte sich seines Lehrers methodische Art zu denken gründlich zu eigen gemacht, er hatte von ihm die Liebe zur Natur gelernt und den unermüdlichen Eifer, die Zusammenhänge ihrer Erscheinungen zu erforschen. Da eben traf er sich mit Hirzel. Sie wanderten zusammen, beobachteten, sammelten. Keinen Augenblick ließ Sulzer „auf diesen Spaziergängen ungenutzt, kein Kräutchen, kein besonders gebildeter Stein, keine Erdart blieb ihm unbemerkt, immer schweiften seine Blicke herum, wo sie ihm etwas Unbekanntes entdecken möchten". Durch Sulzer, meint Hirzel, ward in ihm der Gedanke geweckt, sich einem Berufe zu widmen, der mit der Untersuchung der Natur in der engsten Verbindung stände. — Die Freundschaft der beiden hat bis ins späteste Alter gedauert; sie hat ihr Denkmal gefunden in Hirzels An Gleim über Sulzer den Weltweisen.

Hans Caspars Vater gab die Kappeler Amtmannsstelle 1740 auf und siedelte mit der ganzen Familie wieder nach Zürich über; für den Sohn bedeutete das den Übergang aus dem häuslichen Unterricht in den der Anstalt. Am Carolinum, in das er alsbald eintrat, wirkten damals, vor allen andern geachtet, Johannes Geßner, der Arzt, und die beiden Erzieher zum Geschmack in den schönen Wissenschaften, Bodmer und Breitinger.

Über die Grenzen der Schweiz anerkannt, tüchtig als Naturforscher und Mathematiker, glänzte Geßner vor allem in der Botanik. Trotz seiner zarten Gesundheit, die weite Reisen unmöglich machte, war es ihm gelungen, ausgedehnte Sammlungen an Pflanzen, Mineralien, anatomischen Präparaten, physikalischen Instrumenten zusammenzubringen. Diesen ganzen, für jene Zeit recht beträchtlichen Hilfsapparat stellte er mit nie versagender Bereitwilligkeit in den Dienst seiner Schüler und gelehrten Freunde. In Leyden war er zum überzeugten Anhänger der Wolffischen Aufklärungsphilosophie geworden; als er nach Zürich zurückkehrte, suchte er auch bei seiner Lehrtätigkeit, die sich übrigens nicht nur

auf die Schule beschränkte, die Kenntnis der Grundsätze des Systems zu verbreiten. Er drang auf scharfes begriffliches Denken, auf klare Abgrenzung der durch Beobachtung oder Experiment gewonnenen Resultate von einander. Für manchen mag das nicht leicht gewesen sein, wie denn überhaupt Geßners Lehrweise hohe Ansprüche an die Mitarbeit seiner Schüler gestellt zu haben scheint. Hirzel erzählt, wie er es liebte, in langen Diktaten die Ergebnisse seiner Forschungen zu übermitteln; die Ergebnisse nur — der Weg, auf dem er zu ihnen gelangt war, blieb fort; die Schüler hatten ihn selbst zu finden. Für einfaches Zuhören war kein Platz; es mußte angespannt zuhause nach gearbeitet werden. Wer das aber tat, dem lohnte der Erfolg: mit welchem Stolz schildert Hans Caspar, wie er fest und gesichert in seinem Wissen von der Natur beim Eintritt in die Universität den andern Studenten gegenüberstand!

Dem Unterrichte Geßners dankte Hirzel seine wohlgegründeten naturwissenschaftlichen Kenntnisse, eine gute Schulung des Verstandes und das Vermögen, in seinem Denken ohne Hilfe weiterzukommen. Die erforderlichen Grundbegriffe lagen, wie er sich ausdrückt, schon in seinem Kopf, sie wurden nur anschaulicher und dehnten sich im Umfange aus. —

Zu der Zeit, als Hirzel in das obere Kollegium aufgenommen wurde, um 1740 also, hatte Breitinger die Kritische Dichtkunst und seine Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse erscheinen lassen. Im gleichen Jahre kamen Bodmers kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, ein Jahr später seine Kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter heraus. Mit der Veröffentlichung dieser Programmschriften flammte der schon einmal beigelegte Streit zwischen Gottsched und den Zürchern von neuem empor. Und diesmal – es handelt sich, ganz weit gefaßt, um den Vorrang von Verstandestätigkeit oder Phantasie im Schaffen des Dichters — hielt er das literarische Deutschland fast anderthalb Jahrzehnte in Atem.

Zwar zeigte sich bald genug, auf welche Seite sich der Sieg neigen würde: der Friede hätte schon nach kurzer Zeit geschlossen werden können, zumal die Gegensätze im Grunde genommen so tiefgreifend gar nicht waren. Nicht nur wir fühlen so — schon damals gab es Einsichtige, die über die Berechtigung des Haders ihre eigenen Gedanken hatten, die zum mindesten mit der Art, wie von beiden Seiten zu Felde gezogen wurde, nicht einverstanden waren. „Ich weiß schon", schreibt Gleim an Uz im September 1743, „daß Ihre Meinung von dem Streite zwischen Gottsched und den Schweizern mit der meinigen übereinkommt. Sie machen sich beide bei den Vernünftigen lächerlich. Ich bin es schon überdrüssig, alle die Possen zu lesen, zu welchen dieser Federkrieg Anlaß gegeben. Die Parteilichkeiten sind handgreiflich." [4]) Das gerade war es — von Anfang an war allerlei persönliches in die Fehde hereingetragen worden; mit den Jahren, als auf beiden Seiten die Anhängerschaft wuchs,

nahm das immer mehr zu; schließlich überwog es beinahe ganz. An die Sache dachten nur noch wenige, an die Person fast alle. Die Schweizer waren „rasend", „grob"; diese wiederum sprachen von Gottsched nur als von dem großen, fetten Dunss, dem König Teutoboch, dem Hohenpriester der Dummheit. Gottsched hätte wohl am ehesten die Hand zum Frieden geboten, Bodmer aber, diese wahre fax et tuba belli, Brandfackel und Kriegsdrommete, wie er bei Uz einmal heißt, der unermüdlich neuen Zündstoff für die Flammen herbeischleppte, war unversöhnlich. Überall feuerte er an, mahnte Lässige, stützte Wankende, suchte neue Kämpfer zu gewinnen; seine eifernde Sorge ging so weit, regelrechte literarische Gesandtschaften in die befreundeten Reiche auszurüsten. Triumphierend heißt es Anfang 1743: „Der Sieg hat sich völlig auf unsere Seite gelenket, seitdem Herr Liscow in einer öffentlichen Erklärung im Namen der wahren verständigen Deutschen Gottscheden und seiner Sequelle den Ausputzer gegeben. Er traktiert sie wie Idioten, Magister und Schüler. Überdies hat ein Unbekannter [Rost] ein burlesques Gedicht auf Gottsched gemacht, das ungemein scharf und beißend ist. Seitdem ist Gottsched verrufen, wie der böse Pfennig. Wenn er Ehre im Leib hätte, so könnte ihm keine Suppe mehr schmecken. Aber er verhärtet sein Herz, wie sein Verstand versandet ist und waffnet sich zu einer unmächtigen Gegenwehr..." [5]) Und weiter: „Ich habe mitten in Sachsen zween Freunde, welche mich mit ganz Sachsen versöhnen. Ich darf ihnen alle Sorgen für den Geschmack anvertrauen und die Geißel der Kritik, die Pfeife der Satyre beiseite legen, wann ich will. Der gute Geschmack ist etabliert und wird so leicht nicht mehr untergehen." [6])

Auch in Zürich hatte Bodmer dafür gesorgt, der Sache des guten Geschmacks eine Schar sicherer Parteigänger zu werben. Vor allem waren das seine Schüler am Carolinum.

Ungefähr Mitte Oktober oder Anfangs November 1743 war eine Anzahl seiner Zöglinge zu einem literarischen Klub vereinigt worden, der Wachsenden Gesellschaft, dessen Vorsitz Bodmer übernahm und dessen Zweck war, die Mitglieder in der „Wohlredenheit, der Dichtkunst, der Critick und der teutschen Sprach zu üben". [7]) Gleich die ersten Schritte der jungen Gründung begleiteten Neid und Mißgunst; Johann Heinrich Schinz spricht in einem Vortrage des Jahres 1743 von den „höhnischen Urteilen der Mitbürger unserer Schule, welche ganz einmütig uns, die wir die Zeit mit solchen unnützen Sachen verderben, für Unsinnige und Thoren ausschreien". — Doch die Wachsenden — sie hatten als Wahlspruch das: Zuletzt wird aus dem Schößling ein Baum, „Tandem fit surculus arbos" gewählt — ließen sich das wenig kümmern. Wöchentlich, an den Sonntagnachmittagen, kamen sie bei einem Mitgliede zusammen, um zu disputieren, und eigene oder fremde poetische Schöpfungen vorzulesen. Den Höhepunkt der Sitzung bildete gewöhnlich ein längerer Vortrag, mit anschließender Diskussion. Diese „Abhandlungen", die uns, zum Teil wohl

nur, in zwei Manuskriptbänden der Zentralbibliothek Zürich erhalten sind,[8]) beschäftigen sich der Hauptsache nach mit literarisch-ästhetischen Spekulationen; daneben waren moralisch-philosophische Themen, in der Art der Diskurse der Maler, beliebt. Wir finden ferner Übersetzungen, z. B. die des ersten Gesanges „aus dem Dante von der Hölle"; poetische Versuche der Mitglieder, meist Fabeln, das Lieblingsmusenkind Bodmers und Breitingers; kurz, der Leiter der Versammlungen hat offenbar darauf gesehen, die Vortragsfolgen so mannigfach und anregend wie möglich zu gestalten.

Die Zahl der Mitglieder nahm bald zu; neben den beiden fähigsten Köpfen, Johann Georg Schultheß und dem hoffnungsvollen, früh gestorbenen Heinrich Landolt, gehörten der Gesellschaft an: Johann Caspar Heß; der nachmalige Pfarrer von Hombrechtikon, Heinrich Näf; die Brüder Heinrich und Rudolf Ulrich; Johann Heinrich Schinz, später Pfarrer in Altstetten; Heinrich Bullinger; Christoph Erhard; Salomon Hirzel, Hans Caspars jüngerer Bruder; und endlich dieser selbst.

Hirzel war sicherlich eines der rührigsten Mitglieder in dem ganzen Kreise. Nicht nur scheint er derjenige gewesen zu sein, der die Ideen Bodmers von der zu gründenden Gesellschaft ins Praktische umsetzte, indem er ihre Satzungen verfaßte, sondern er nahm auch regsten Anteil an den Versammlungen. Von den dreiundfünfzig Vorträgen, die wir noch besitzen, stammen nicht weniger als elf von ihm, also mehr als ein Fünftel. In den beiden Jahren 1743 und 1744 hat er folgende Beiträge zur Sammlung der Versuche beigesteuert: Versuch eines Beweises, daß die poetische Lehrart die beste sei zur Verbesserung der Menschen. — Über die Annehmlichkeit der Berge-Reisen. — Von der poetischen Schreibart. — Versuch einer Rede von dem Vergnügen aus der Arzneiwissenschaft. — Versuch von der wahren Beredsamkeit. — Versuch einer Auflösung der Frage von der wahren Größe. — Versuch einer Untersuchung von der Ursach und dem Nutzen der Verschiedenheit der menschlichen Neigungen. — Versuch eines moralischen Diskurses. — Abbildung eines von Zorn rasenden Menschen. — Neue Fabeln: Die Taube und der Geier. Die Kuh und die Geiß. Apollo, das Pferd und der Esel. Der in einen Jäger verwandelte Hirsch und der Jupiter. Der Zitronenbaum und der Apfelbaum. — Kurzer Entwurf eines Weisen, in reimfreien Versen.

Die kritischen Versuche Hirzels stehen, wie übrigens auch die der andern Vortragenden und wie auch gar nicht anders zu erwarten war, fest auf dem Boden der Lehre der Schweizer. Angriffslustig, mit allerlei Seitenhieben auf die „tummen" Leipziger, mit viel gutem Willen und im ganzen nicht ohne Geschick, in der Form allerdings meist ungelenk, handelt Hans Caspar sein Thema ab, manchmal so treu den Meinungen der Lehrer folgend, daß man den Finger auf die Stellen ihrer Schriften legen könnte, die ihm gerade vorschwebten. So, wenn er sich in dem Versuch, daß die poetische Lehrart die

beste sei zur Verbesserung der Menschen, als Gegner einer Auffassung der Poesie bekennt, die sie gleichsetzt mit gebundener Schreibart und die schlechtesten Stücke mit diesem „schönen Titul“ schmückt, wenn sie sich nur nach dem Takt lesen lassen und „mit dem hintersten Wort uns in die Ohren klingeln“. Für Hirzel ist Poesie eine Nachahmung der Natur, welche die Wahrheiten nur verdeckt und unter wahrscheinlichen Bildern vorträgt. Ganz die kritische Dichtkunst also und der Bodmer der kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter. — Oder man vergleiche zu der folgenden Stelle aus dem Vortrage: Von der poetischen Schreibart, Breitingers kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse: „Ich hätte hier ein weites Feld vor mir, von dem Mißbrauch der Metaphoren zu reden, worinnen Hoffmannswaldau und Lohenstein gefehlet; ich könnte auch auf der andern Seiten die schlimmen Urteile der Leipziger widerlegen, welche durch den Fehler gemeldter Dichter erschreckt nun gar alles Hohe als schwulstig verworfen, und also überall eine kriechende Schreibart einzuführen getrachtet, allein ich übergehe es mit Fleiß, da solches von so gelehrten Männern schon öfters geschehen ist.“

Das Gedicht Von der Annehmlichkeit der Berge-Reisen gibt allerlei Naturschilderungen, nicht ungewandt in Hallerscher Art Erinnerungen verarbeitend, die von einer Reise Hirzels mit dem Freunde Sulzer stammen. Ihr Zweck war ein naturwissenschaftlicher; angetreten wurde sie am 11. August 1742, „in Begleit Hrn. Joh. Caspar Hirzels, Med. Stud.“, wie Sulzer sagt; am 28. desselben Monats war sie beendigt. Die Wanderung führte durch die Kantone Zug, Schwyz, Luzern, Unterwalden, Uri und einen Teil des Bündnerlandes; die Schönheiten der Heimat müssen einen so tiefen Eindruck auf Hans Caspar gemacht haben, daß er in seinem poetischen Versuch kräftige Worte des Tadels findet für die, die in die Fremde reisen, statt das eigene Land kennen zu lernen.

.....

„Denn sagt: was reiset ihr in ferne Örter hin?
Ist nicht das Vaterland dem vorzuziehn?
Dann hier hat die Natur, was uns die Sinn' entzücket,
Was nützet, was ergötzt, und was uns staunen macht
Mit sorgevoller Hand vertnüpft in eins gebracht.“

.....

Am wertvollsten für den Biographen aber ist die Abbildung eines von Zorn rasenden Menschen. Nicht ihrer literarischen Qualitäten wegen, sondern weil sie uns einen Blick auf eine Seite von Hirzels Wesen tun läßt, die für ihn und seine Umgebung sehr peinigend gewesen sein muß. Er litt von Jugend auf an einer übergroßen Empfindlichkeit und an Anfällen von maßlosem Zorn; schon als vierjähriger Knabe hatte er der Mutter feierlich geloben müssen, sich vor dem „Jachzorn, zu dem er sehr geneigt war, zu hüten“. Später klagen die Freunde über die Untugend, Schultheß, Kleist und andere erwähnen sie; aus seinem vorgerückten Alter erzählt Chorherr Heinrich Hirzel eine sehr bezeichnende

Anekdote „Vögelin wurde einst im Verlauf eines Gesprächs über einen nicht besonders wichtigen Gegenstand von Hirzel über die Maßen hart angelassen. Noch im Brausen des Sturmes, doch bereits wieder etwas besänftigt, sagte dann Hirzel zu seinem Gegner: „Wir Hirzel haben es nun einmal so; wir sind hitzig!“ „Und wir Vögelins,“ erwiderte der andere ganz gelassen, „haben es so; wir leiden es nicht!“ [9])

In der Abbildung des Zornigen hat Hans Caspar also wohl sich selbst geschildert; vielleicht als warnendes Beispiel für die Wachsenden, vielleicht um sich selbst einen Spiegel vorzuhalten, vielleicht auch, um zu zeigen, wie gut er sich selbst zu beobachten verstand. Denn in der Tat: so ungeschickt der Ausdruck in der kleinen Skizze auch geraten sein mag — sie ist scharf gesehen. Als gutes Beispiel der literarischen Leistungen Hirzels in dieser Zeit, mag sie hier vollständig folgen.

Abbildung eines von Zorn rasenden Menschen
durch J. C. H.

Durch diese Worte wurde Coleri als vom Blitz gerührt, eine einsmalige Hitze schwellte alle seine Adern auf und überzog sein Gesicht mit einer feuerroten Farbe; jetzt steht er als eine steinerne Säule still; denn drückt ihm die Verzweiflung halbgebrochene Worte ab, welche den bestürzten Leander in die größte Forcht setzen. Die Wut stählt ihm die Nerven und drücket seine Zähne mit K[nirschen] über einander hin; die Haare werden durch die runzelnde Haut zu einem scheußlichen Anblick in die Höhe gerichtet, und zeugen von seiner einsmaligen Bestürzung. Jetzt fliehen schreckliche Flüche von den schwarzen Lippen weg: aber einsmals, wie wenn ein schrecklicher Sturm von einer einsmaligen Stille vertrieben davon flieht und die krause Flut einem glatten Spiegel gleich macht, also stehet Coleri mit plötzlich gelassenen Blicken da. Die hohe Purpurfarbe wandelt sich in eine Bläße; er fängt mit wehmütigen Gebärden zu weinen an und beklagt sich über die Unvorsichtigkeit des spitzfindigen Leander, die ihn also außer sich gebracht. — Aber welch eine Veränderung: eine neue Wut schwellt ihm die Adern auf; sie dreht seine Augen zwischen den weit offenstehenden Augbrahmen scheußlich herum und zeiget das Weiße in denselben, mit roten Farben untermalt. Nun stellt er sich als eine wütende Löwin an, der man ihre liebe Zucht zu entwenden sucht; sie sträubt das wallende Halshaar in unordentlichen Locken auf, sie dehnt ihre Mäuslein zu einer erschrecklichen Wirkung und schlägt auf ihre Feinde mit den scharfen Tatzen wütend zu. Auf gleiche Weise fährt Coleri über den erstaunten Leander her, als wenn er ihn zerreißen wollte, bis auf das ängstliche Zurufen desselbigen eine einsmalige Änderung seine Wut in Scham verändert, welche seinem Gesicht eine blaßrote Farbe anstreicht und sein verwirrtes Gemüt wieder in Ordnung bringt, nicht anders, als wenn nach einem wütenden Ungewitter eine angenehme Abendröte die erschreckten Sterblichen wiederum aufmuntert.

Unter solchen Studien und Beschäftigungen kam allmählich die Zeit heran, wo Hans Caspar das Kollegium zu verlassen und sich für einen Beruf zu entscheiden hatte. Wohlgerüstet mit den Erfordernissen der damaligen Bildung entließ ihn die Schule ins Leben. Seine naturwissenschaftlichen und mathematischen Kenntnisse standen auf festen Füßen, in der Wolffischen Philosophie war er gründlich bewandert, ebenso in der Lehre Baumgartens, des Ästhetikers des Wolffischen Systems. Von den alten Schriftstellern besaß er, nach den Zitaten in seinen Vorträgen zu urteilen, gute Kenntnisse; von den neueren verstand sich das bei einem Schüler Bodmers und Breitingers von selbst.

Es scheint für Hirzel selbst so gut wie festgestanden zu haben, daß er sich dem Studium der Medizin widmen werde; ein gelegentliches Schwanken wird auf die Eltern zurückzuführen sein, die, wie es heißt, den Sohn gern als Theologen gesehen hätten. Gegen dessen eigenen Wunsch, den Einfluß Sulzers und vor allem gegen den seines Lehrers Geßner kamen diese Bestrebungen jedoch nicht auf. So durfte er denn, es muß im September 1745 gewesen sein, die Universität Leyden beziehen, wo auch Geßner studiert hatte.

Der damalige Schriftführer der Wachsenden Gesellschaft, Johann Georg Schultheß, widmete dem Scheidenden eine Abschiedsode, oder fand, nach seinen Worten, Trost darin, Hirzel den Affekt und die Freundschaft, die mit ihm die ganze Gesellschaft gegen ihn hegte, in einer Ode zu bezeugen. „Sie mußte in dreien Tagen fertig sein, ob mich gleich allerhand Tumulte und Geschwätze störten: Sie werden mir also nicht verargen daß ich sie so unausgearbeitet und unreif schicken darf. Ich bitte mir aus, sie Ihnen einst ausgebesserter zu liefern.“ [10])

Im Oktober 1745 hat Hans Caspar bereits begonnen, die Vorlesungen zu besuchen. Er ist hochbefriedigt und schreibt darüber an Johannes Geßner. Dieser antwortet am 29. Oktober 1745: Laetus ex humanissimis literis Tuis intellexi Te salvum in Belgio appulisse, ibidemque amplissimam Tibi datam esse occasionem egregia Tua studia cum physica tum medica magnis accessionibus augendi . . .“ und charakterisiert kurz die Lehrer, bei welchen Hirzel hört: Albinus, Muschenbroeck, Van Royen, Gronovius und andere.[11]) Auch an dem weiteren Verlauf der Studien seines früheren Schülers nahm Geßner den regsten Anteil, wie jener wiederum ihm über alle seine Pläne getreulich Bericht erstattete. 1746, im Anfange des Jahres, spricht Hirzel von seiner Absicht, nach dem Abschluß der theoretischen Ausbildung bei einem tüchtigen Arzte als Amanuensis einzutreten, um auch der Erlernung der Praxis ihr Recht werden zu lassen. Das sei allerdings ein sehr glücklicher Gedanke, meint Geßner, und teilt weiter mit, daß er mit Hans Caspars Vater eine Unterredung über den Ort, wo diese praxis medica ausgeübt werden solle, gehabt habe. Sulzer habe sich ihm gegenüber geäußert über die prächtige Gelegenheit, die Berlin in dieser Hinsicht biete. Um das bevorstehende Examen kümmert sich Geßner eben-

falls; er schlägt als Inauguralthema De risu, Über das Lachen, vor, weil Hirzel in den Gebieten, die teils der Medizin, teils der Philosophie angehören, nicht übel geschult sei -- „non mediocriter exercitatum esse“.[12]) Im nächsten Briefe, vom 29. April 1746, hört er von Hans Caspar, daß das vorgeschlagene Thema in Leyden keinen Beifall gefunden habe und daß er ein anderes zu bearbeiten gedenke. Geßner ist erfreut über die Wahl des neuen Vorwurfs, De Laetitia, Über den Frohsinn, und spricht seine Wünsche für die Behandlung aus; er gibt Ratschläge, wie er anzufassen sei und läßt sich über die verschiedenen Möglichkeiten, die er bietet, aus.[13])

Hirzel ist bei dem nach Geßners Anregungen erweiterten Thema geblieben und ließ es als Dissertation drucken, unter dem Titel: De animi laeti et erecti efficacia in corpore sano et aegro, speciatim morbis grassantibus epidemicis. Als Geßner nach einiger Zeit die Arbeit erhielt, war er außerordentlich befriedigt; er urteilt von ihr: „Magna profecto laetitia conditam dissertationem Tuam legi et perlegi et in ea bene multa inveni quae Tuam in re medica peritiam non mediocrem manifestant, iudicium perspicax et promptum ac felix in inveniendis morborum causis et effectibus, in detegendis variis ad recuperandam et conservandam sanitatem viis, et in constituendis medicamentorum generibus. .“ [14])

Ende Juni 1746 wird Hans Caspar die Prüfung bestanden haben; am 8. Juli 1746 gratuliert ihm der einstige Lehrer, daß er nun in die Zahl der Kandidaten aufgenommen worden sei und wünscht, daß er sich dem Vaterlande, den sehr ehrenwerten Eltern, den Freunden und andern nützlich erweisen möge. Besonders erfreut zeigt er sich darüber, daß die Verhandlungen über die Assistentenstelle ein glückliches Ende genommen haben — non enim Te latet quam rarissimae sint huiusmodi occasiones! [15])

Während der ganzen Studienzeit war der Verkehr mit der Wachsenden Gesellschaft durch deren Schriftführer Schultheß aufrecht erhalten worden. Hirzel wird auf dem laufenden gehalten über die literarischen Ereignisse in Zürich und Deutschland: man teilt ihm mit, daß Bodmer in den Zusammenkünften noch manchmal den Vorsitz führe, und daß ein geistiger Austausch zwischen den Wachsenden und der Vergnügten Gesellschaft in Bern ins Werk gesetzt sei. Die Gesellschaft hofft, er werde die belles lettres nicht ganz fahren lassen, denn wenn auch die Naturwissenschaften billig den Vorzug in seiner Arbeit behaupten, so wird er doch auch immerhin von jenen „einen solchen Geschmack haben, der ihn reizen kann, unterweilen ein Labsal bei ihnen zu suchen“. [16])

Auch Bodmer ließ während des Leydener Aufenthaltes von sich hören. In einem Briefe vom 26. März 1746 kündigt er eine Bücherssendung an, und bittet Hirzel, sie an den Adressaten, den Professor Samuel König in Franeker, weiterzuleiten, „versteht sich, wenn EE. zuerst diese Sachen werden durchlaufen haben, wofern Sie die vorige Neigung zu dergleichen Curiositeten nicht ver-

lohren haben". Ferner wünscht er, daß Haus Caspar sich auch ein wenig um die holländischen besten Poeten bekümmere, um darüber nach seiner Rückkehr Nachricht geben zu können. Der Rest des Briefes enthält Neuigkeiten aus der literarischen Welt, wobei sich natürlich gute Gelegenheit findet, dem unseligen Gottsched einige ausgesuchte Grobheiten anzuhängen.[17]) Hirzel antwortet in einem langen Schreiben:[18])

Monsieur mon tres Honoré Patron!

Dero GeEhrtestes vom 26. Merz ist mir dise wochen samt dabey sich befindenden büchern richtig eingehändigt worden; nur möchte ich wünschen, daß ich mich des vergnügens, so ich aus so unverhofter ehr genoßen, würdig schäzen könnte; dann dero gewogenheit, von deren mir jederzeit so großer nuzen und annehmlichkeit zugefloßen, hätte erfordert, daß ich schon längst durch ein schreiben meine dankbahrkeit an den Tag gegeben hätte. Da ich aber bis dahin dieses unterlaßen, und nun unverhoft durch ein schreiben von Eüer HochEdlen beehrt wird, so macht es mich ganz schamroht; doch tröste ich mich mit dem, daß ich von Ihnen sicher glauben kann, Sie werden mein stillschweigen nicht einer undankbahrkeit, sondern wie es wirklich ist, dem mangel eines würdigen stoffs für Eüer Hochedlen zuschreiben; und Sie suchen die dankbahrkeit nicht auf blättern, sondern in dem Herzen; wie es auch bey mir unmöglich anderst seyn kann nach den richtigen und edlen gedanken, die Eüer HochEdlen in dem Mahler der sitten von der dankbahrkeit gegeben haben. Sie sehen aus diesem, daß ich die mir anvertrauten bücher nicht so leicht aus den Händen laße, ohne vorher meinen lehrbegierigen Geist in etwas zu sättigen, der gewißlich bey einem so reichen Tisch nicht hungrig bleiben kann; nur wünschte, daß ich mehr Zeit hätte darauf zu wenden. Allein mein Kopf ist ganzlich mit Medicinischen disputationen angefüllt, und das schlimste ist, daß ich ihn so leicht dieser Cost nicht entbürden kann, in dem Sie die kleine übrige Zeit, die ich in Leyden zubringen werde, gänzlich erheischen. Mich vergnügt sehr zu hören, daß der gute Geschmack in Deütschland nach und nach zu wachsen anfangt, und insonderheit an dem ort wo ich mich inskünftige, geliebts Gott, etwas Zeits aufhalten werde, nämlich um Berlin herum. Dann sonsten würde mir mein künftiger aufenthalt sehr förchterlich vorkommen, weil ich hier aus dem umgang mit Deütschen habe abnehmen können, wie groß der einfluß des geschmacks einer nation auf die conversation mit derselbigen seye. Ich möchte Eüer HochEdlen nicht beleydigen mit anführung der verdrüßlichen beyspihlen, welche mir im übrigen gelehrte Jünglinge an die Hand gegeben, doch von Ihrem geschmack werde eines anführen, welches die mir übersandte schrifften zum grund hat. 2. Pommersche HE. sahen die Satyre auf die schlechten Schäfferstüke,[19]) und als sie solche gelesen beklagten Sie sich sehr über die unvernunfft des Authoris, der eine solche piecen wieder die wizigen Herausgeber der Bremischen belusti-

gungen[20]) verfertigt; ich konte Sie faſt auf keine weiſe überreden, daß dieſes eine ſatyre wäre, in deren Sich der Author in einen elenden Seribenten verlarft, auf welche die Satyre einig zihlen [?]. Sie werden mir dieſes kaum glauben können, inſonderheit, wenn ich Sie verſichere, daß dieſe HE. in dem Edlen Greiffswald, da die deütſchen Muſen ihren Siz aufgeſchlagen, ſtudirt und den Thon der Critique nachmachen gelehret, danachen mann Sie harte undeütſche Wörter, redensarten an Hallern tadlen, Liskow, Hagedorn, die bremiſchen Beluſtiger, und endtlich auch Gottſcheden als Häupter Deütſchlands Pelle melle loben hört. Ein andrer, der aus Greiffswald ſelbſt gebürthig, etwas von beßerem geſchmak und ein getreüer ſchüler des HE. Mag. Ahlwarden,[21]) der das hoc totum von der Greiffswaldiſchen geſellſchaft iſt, gibt mir keine hohe begriffe von dieſer Societät, dann alles was nur auf 2 beinen geht, komt in dieſe geſellſchafft. In Greiffswald ſelbſt iſt Sie ohngefer ſo geachtet wie die deütſche geſellſchafft in Bern.[22]) HE. Mag. Ahlward ſamt noch einem, der den Hallern angegriffen und die vertheidigung angenohmen, Sollen auf der Schweizern ſeiten ſeyn, dörffen ſich aber nicht gänzlich für Sie erklähren, weil der ganze Schwarm des Critiſchen ungezifers mit Ihnen verbündet iſt. Von dem Fall Gottſcheds habe hier ſchon durch einige Leipzigiſche studenten nachricht erhalten; es iſt traurig, wann mann ſich ſo ſelbſt überleben muß, und da mann anfangs den Thron der Critik und des wizes zu beſizen vermeint, jez zu nichts mehr nuz iſt als wizigen Köpfen den ſtoff an die hand zu geben, ihren geiſt zu exerciren; welche ehr ihm vielleicht auch noch bald wird entrißen werden, wenn mann anfangen wird, es für eine ſchande zu halten wieder ihn zu ſchreiben.

Eüer HochEdlen beliebten von mir zu begehren, daß ich mich auch etwas um die Holländiſchen poeten bekümmere; ich wollte es gerne thun wenn ich nur den anlas hätte, dann ich habe in der That mit Holländern nicht viel umgang; dennoch aus dem, den ich noch mit Sie habe, kann ich ſchließen, daß der gute geſchmak in Holland nicht ſtark regire. Dann z. b. alles ſuchens ungeachtet konte ich Heinſens[23]) gedichte nicht finden; weder bey hieſigen Buchhändlern, noch durch ſie in Amſterdam, noch auf dem Trödelmarkt, da ich alle beſtaubte buchladen durchloffen; indem man mir geſagt, daß ich hier noch am leichteſten darzu kommen könne. Von dem HE. von Haaren[24]) habe ich ſehr verſchieden raisonniren gehört. In Amſterdam meinte einer, der den geſchmak ſchien verſchlukt zu haben, ich wolte mich über die Holländer moquiren, daß ich des HE. von Haarens gedichte lobete. Er beklagte ſich über harte undeütſche woerter und redensarten pp. Ein anderer lobte Sie als eine passable poesie. Seine gedichte kann mann ſo wenig mehr finden als Heinſens; Sie ſind verſchwunden wie ein Zeitungsblatt, mit dem ſie in Holland überhaupt die gleichen fata gehabt. Ich habe oft in comoedien und tragoedien den Geſchmak der Holländer zu erfahren geſucht, allein es waren gewiß recht miserable pieces; nicht viel beßer als die, die auf dem Weinplaz die neübe-

gierigen hälfe unſerer mitburger ausdehnen. Es kann auch nicht anders ſeyn, da die meiſten der Kauffardey und Schiffahrt ſich ergeben, denen es nur um gewin zu thun iſt, die den geiſt mehr in dem beütel als dem Kopf verehren. Der übrige kleine reſt legt ſich auf studien. Die Theologi gewöhnt man ſich eher mit Syrern, Arabern pp., als mit ihren landesleuthen bekandt zu machen; die Juristen lehrnen den ſtein der weiſen ſuchen, wodurch Holland mit prächtigen pallästen und garten angefüllt iſt, d. i. ſie legen ſich auf die politick, die die holländiſche nation allen übrigen zur beſtürzung vorſtellt; die Medici, die haben entweder den distilier Kolben oder das anatomiemeßer in der Hand, und glauben, Sie thäten ſünd, ſich um andere ſachen zu bekümmern. Allein ich halte Eüer HochE. gar zu lang auf, ich eile desnachen zum end; nur verſichere Sie noch, daß ich die mir anvertraute bücher, durch Verbeck, richtig an HE. Prof. König werde einhändigen laßen, und bitte ab, daß ich Ihnen mit ſo ſchlechtem Zeüg habe aufwarten dürfen. Die Kürze der zeit, die nur gar zu kurz iſt, wegen dem actu, den ich mir noch vorgenohmen hab, hier zu vollführen, ließe mir nicht zu, es beßer zu machen. Indeßen nehme die freyheit, mich zu continuation Dero hoher gunſt und Patrocinium unterthänig zu recommendiren, da ich mir immer eine ehr machen wird, mich zu nennen

Eüer HochEdlen

Leyden den 28 Brachm. 1746. Gehorſamſter Diener

C. Hirzel.

Monsieur

Monsieur Bodmer tres Celebre Professeur
en Histoire de la Satire

a

Zuric en Suisse

Der actus, von dem Hirzel am Schluſſe ſeines Briefes ſpricht, war die Doktorpromotion; bald nach ihr, vermutlich Anfang Auguſt 1746, wird er Leyden verlaſſen und ſich auf die Reiſe nach Deutſchland begeben haben. Das Ziel war Potsdam, wo der junge Doktor bei dem Hofrat Arndt, einem tüchtigen, auch bei Hofe geſchätzten Arzt, die erſtrebte Stellung eines Adlatus gefunden hatte. Doch war es nicht allein die Abſicht, ſich in ſeinem Beruf weiterzubilden, die ihn nach Deutſchland gehen ließ: er kam nebenher als Sendbote Bodmers, um die Bande zwiſchen den Schweizern und den deutſchen Dichtern, beſonders mit dem Paſtor Samuel Gotthold Lange in Laublingen, enger zu knüpfen.

Der Gedanke dieſer literariſchen Sendungen wird von Bodmer, ſoweit ich ſehe, zum erſten Male in zwei Briefen an Lange und Sulzer geäußert, die beide vom 19. März 1746 datiert ſind. An Lange: „Was ſagten Sie dazu, wenn

die Freunde, die Sie in der Schweiz haben, den Herrn Waser [Johann Heinrich Waser in Winterthur] in Gesandtschaft an Sie abschickten? Wir würden es thun, wenn wir die Gaben aufbringen könnten, die zu einer feierlichen Abfertigung nötig sind... Ich will den Vorschlag thun, daß ein jeder von uns seine Muse einen Monat lang soll arbeiten lassen: dann soll das Produkt davon zu den Gesandtschaftsunkosten aufgewandt werden . . ." [25]) An Sulzer: „Wir haben einen Anschlag Herrn Waser einmal en ambassade nach Magdeburg und Laublingen abzufertigen ..." [26]) Über das weitere Schicksal des Planes unterrichten wieder zwei Briefstellen. An Sulzer schreibt Bodmer am 19. Juni 1746, daß die Ambassade in diesem Jahr nicht abgefertigt werden könne, es seien zuvor noch einige Hindernisse zu überwinden. „Die Schweizer sind schöner in der Idee als im Werk; doch gebe ich die Sache noch nicht von der Hand." [27]) Lange erfährt: „Herr Wasers Beförderung [zum Diakonat in Winterthur] erlaubt ihm nicht, die Ambassade an unsere brandenburgischen Freunde zu übernehmen. Ich werde zum wenigsten auf künftigen Frühling einen jungen Menschen zu ihnen schicken, der auf eigene Kosten reisen wird, mit welchem Sie so vertraut reden dürfen, als mit [mir]." [28]) Dieser junge Mensch war jedenfalls Hirzel.

Mitte August kam er nach Laublingen, dem Orte, aus welchem sich der gute Geschmack, wie Hans Caspar überschwänglich meint, über ganz Deutschland ausbreiten sollte. Hier wohnte, „in einer Prediger-Hütte", der Pastor Lange, der deutsche Horaz, mit seiner Gattin Anna Dorothea, der Doris seiner arkadischen Gesänge, „ein artig Mädgen, eine Blondine, die die freundlichste unter allen ist; sie dichtet auch, lacht und küßt." [29]) Das poetische Genie, so erzählt Hirzel, war in ihr so ganz Natur, daß sie in einer lang anhaltenden hysterischen Verwirrung der Sinne, die schönsten geistlichen Lieder sang, die sie in ihrer Einbildung glaubte, einem Chor der Engel nachzusingen. — Alles in dem kleinen Saaledorf atmete Freundschaft und Poesie, alles schwamm in Zärtlichkeitsbeteuerungen, und alles dichtete. Sogar der steife Sulzer ward zu musischen Leistungen hingerissen; es muß in der Tat eine seltsame Erscheinung — so Hirzels eigenes Wort — gewesen sein, wenn sich Lange, seine Doris, Gleim, der Mediziner Hirzel, der Philosoph Meier aus Halle, und der Naturforscher Sulzer in anakreontischen Liedern gegenseitig anfangen! Vierzehn Tage brachte Hans Caspar in diesem „Elysium" zu. „Ich habe nun mehr als ein halbes Jahrhundert gelebt, und viel gute und weise Menschen gesehen, aber so ganz rein habe ich das Vergnügen der Jugend und Unschuld nie genossen, als ich es in diesen gesegneten Gefilden genoß, und nie habe ich solch edle große Seelen, so ganz ohne Stolz, so frei von Neid, so vollkommen glücklich und zufrieden, bei ihrem weit unter dem Mittel stehenden äußern Wohlstand gesehen. (Hirzel, 1779, in An Gleim über Sulzer den Weltweisen.)

War die Erinnerung, die Hirzel von Laublingen und seinen Bewohnern mitnahm, so tiefgehend, daß er Christian Ewald von Kleist gegenüber mit „lauter

Entzückung" davon sprach, so konnte auch er mit dem Eindruck, den er dort gemacht hatte, zufrieden sein. Lange schreibt an Bodmer, Laublingen, 5. September 1746: „Wenn die Schweizer und insbesondere die Zürcher alle so sind, als die Personen, die ich kenne, so ist diese Völker- und Landsmannschaft annehmend. Sind sie nicht alle so, so lassen Sie doch die schlechten subjecta nicht sehen. Ich habe H. D. Hirzeln kennen lernen, er ist 14 Tage bei mir gewesen, er bringt die Idee, die ich von den Schweizern habe, auf eine Höhe, die ihnen vorteilhaft ist. Er ist ein liebenswürdiger Mensch, und ein würdiger Schüler von Ihnen. Ich kann ihnen nicht gutes genug von ihm schreiben." [30])

Der beste Beweis, daß das Andenken an den Gast in Laublingen lebendig geblieben war, ist die Ode, die ihm Lange in der Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe gewidmet hat.[31]) Sie betont jenen Zug in Hirzels Wesen, den der Laublinger Pastor mit liebenswürdig bezeichnet, und der ihm einmal von Sulzer die Bemerkung eingetragen hat, er sei ein „commoder Mann": [32]) seine sorglose, mitreißende Fröhlichkeit.

Du Feind des schwarzen Grams und schleichender Sorgen,
Mein Hirzel, hat ein Antlitz Schönheit und Farbe,
Wenn nicht die muntre Lust, und lachende Freude
Die Augen belebet?

Kein Weiser tritt einher mit finsterm Gesichte,
Er ist vom angenehmen Scherze begleitet.
Ein leichtes Blut durchwallt die redlichen Herzen,
Und rötet die Wangen.

.....

Drum lebe Dir, mit immer fröhlichem Mute
Laß uns, so lang' es Gott und Zeitlauf vergönnen,
Mit freier Stirn des Gegenwärt'gen genießen,
Des Künftigen sorglos.

.....

Es dauert nicht lange, bis die Wachsende Gesellschaft von den Erlebnissen und Ehrungen ihres Mitgliedes hört; durch Schultheß läßt sie sich dazu vernehmen: „Sie haben Ihre Glückseligkeit, deren Sie in Deutschland in die Schoß gelaufen, so lebhaft ausgedrückt, daß Ihre eigenen Empfindungen wenig stärker sein können, als die Sie in uns geweckt haben. Sie können es wissen, was für eine Hochachtung für den heutigen Horaz und seine Sapho wir tragen, Sie können urteilen, wie wir uns freuen, einen Freund in derselben vertrauten Bekanntschaft zu wissen, dessen Briefe uns dieses teure Paar näher bekannt machen.... Wir haben mit Schamröte gelesen, daß sich Hr. Lange auf Ihre Empfehlung hat in den Sinn kommen lassen, ein Mitglied unserer Gesellschaft zu werden, weil uns dieses genötigt, einen verdrießlichen Blick in die Kluft zu werfen, die zwischen Hrn. Pastor Langen und der Wachsenden Gesellschaft annoch befestigt ist. Warum haben Sie uns doch das geschrieben?:.. Zu Basel ist eine deutsche Gesellschaft junger Leute entstanden, die sich die Freie nennt u. vielleicht mit der unsern vereinigen wird. Zu Freiburg im Uechtland soll auch eine entstehen.

Bald wird der Geschmack für die schönen Wissenschaften allgemein werden, wenn die Sachen so weitergehen. . . ." [33]) —

Potsdam, wo Hirzel das nächste Jahr seines Lebens zuzubringen gedachte, war eine Garnisonsstadt. Einige wenige Bürger und Hofbeamte wohnten dort, vor allem aber Soldaten und wieder Soldaten. Im innern wie im äußern Leben gab das Militär den Ton an. Den größten Teil des Jahres hielt sich der König dort auf; fast unter seiner unmittelbaren Aufsicht lief die Maschine des Dienstes, wurden die Mannschaften einexerziert und gedrillt, hatten die Offiziere ihr eintöniges Tagewerk zu versehen. Zerstreuungen und Vergnügen gab es nicht, stand einem der Sinn nach solchen Dingen, so mußte er sie in dem nahen Berlin suchen. Urlaub aber war schwer, fast gar nicht zu erlangen. „Die hier befindlichen Kriegsleute," sagt die Hofrätin Arndt in einem Briefe an Hirzel, „haben täglich Ihrer exercitia gemacht, es seyn aber ein paar so desperat geworden, daß einer vom Pr. Heinrichschen Regiment seinen Feldwebel gestern morgen erschossen, und einer vom Retzowischen Battaillon sich selbst den Leib aufgeschnitten und seine Eingeweide ausgeschüttelt, und weil er noch Hülfe zum Leben besorget, noch die Därme durchgeschnitten. Solche traurige Mordgeschichten gehen hier vor in dem Neste, das an sich triste genug ist." [34]) — Sulzer nennt Bodmer gegenüber Potsdam einen Ort, wo man der Welt und alles dessen, was dazu gehört, überdrüssig wird.

Wie unglücklich sich Ewald Christian von Kleist, der Dichter des Frühlings, der als Offizier in Potsdam stand, in einer solchen Stadt fühlen mußte, ist leicht zu begreifen, ebenso leicht, daß er, der nach einer verstehenden Umgebung verlangende, sich bald fest an den literarisch gebildeten, selbst dichtenden Hirzel anschloß. Mit einem kräftigen Empfehlungsschreiben Langes an Kleist versehen, war der junge Doktor Anfang September 1746 in Potsdam angekommen; schon am 8. September berichtet Kleist enthusiastisch an Gleim, Lange habe ihm die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Mannes vermittelt, eines gewissen Doktor Hirzel aus der Schweiz, eines Freundes von Bodmer. „Er wird sich hier," fährt der Brief fort, „ein halbes Jahr aufhalten, um von dem Hofrat Arndt noch in der Medizin zu profitieren. In den schönen Wissenschaften hat er einen guten Geschmack und ist übrigens von sehr edlem Charakter. Er ist jung, aufgeweckt; die Freude blüht ihm auf den Wangen. Mit einem Wort: er wäre fast geschickt, ein anderer Gleim zu werden, wenn er Ihres Umgangs genösse." [35]) — Und nun entwickelt sich zwischen dem gesetzten Kleist und dem um zehn Jahre jüngeren Hirzel eine Freundschaft, die trotz mancher Enttäuschungen — Kleist war nicht blind gegen die weniger angenehmen Seiten in dem Wesen Hirzels — ein ganzes Leben andauern sollte.

Durch Kleist trat Hirzel mit Gleim, der in Berlin lebte, in Verbindung; durch diesen wiederum kam er in den Kreis der Krause, Sack und Spalding; auch den alten Freund Sulzer fand er in der Hauptstadt wieder. Er selbst

vermochte die neugewonnenen Bekannten mit dem Berliner Hofrat Stahl zusammenzuführen, einem „wahren Philosophen, der die Weisheit im stillen ausübte und mit einer fürstlichen Milde im verborgenen von dem Reichtum, den ihm die Vorsehung zugeteilt hatte, Guttaten auf würdige Menschen ausstreute." Hirzels erster Aufenthalt in Berlin fällt in das Ende des Jahres 1746; den vortrefflichen Eindruck, den er überall machte, gibt ein Brief Spaldings wieder.[36])

Mein Herr!

Ich habe mich in die Notwendigkeit setzen wollen, mich Zwey Tage mit Ihrem Andenken Zu vergnügen, dorum habe ich es bis heute aufgeschoben, an Sie zu schreiben, um gestern mit HErn Gleim und HErn Krause von Ihnen sprechen zu können. Wenn Sie sich selbst kennen, so muß Ihnen die Versicherung des Vergnügens, welches ich aus Ihrer Zuschrift und aus der darin enthaltenen Anbietung Ihrer Freundschaft empfunden, nichts unerwartetes seyn. Ihr Geschmack und Ihr Herz haben allerdings Ehre davon, daß Sie die Vorzüge der übrigen Freunde, die Sie in Deutschland erhalten, so lebhaft empfinden. Sie können also daraus urtheilen, wie es mir schmeicheln müße, daß die Kleisten, die Gleimen, die Langen und die Sulzern in Ihrer Freundschaft neben sich auch mir noch einen Kleinen Platz gelaßen. Es war gar zu natürlich, daß eine solche Gesellschaft die Eigenliebe ausnehmend rühren mußte. Allein Ihr eigenes Verdienst hat nicht verstattet, daß mein Vergnügen sich hauptsächlich auf jene Betrachtung gegründet hätte. Ich wünsche, Sie hiervon persönlich weiter überzeugen zu können, und ich möchte Sie zu dem Ende gerne nach Berlin einladen, aber Sie müßten alsdann nicht ohne den HErn v. Kleist kommen; Sie würden Zu viel dabey verlieren. Palläste und Opern ersetzen eine solche Entbehrung überaus schlecht. HE. Gleim wird Ihnen schon bezeuget haben, daß er meine Fürsprache als überflüßig abgewiesen. Es war eine Bosheit von mir, daß ich solche unternahm, und er rechnet die Vergebung der Beleidigung, die ich ihm zugefüget, indem ich ein solches Mistrauen in seine Einsicht von Ihrem Werth zu erkennen gegeben, unter die heldenmüthigsten Tugenden, die er bisher gegen mich ausgeübet.

Ich bin mit der wahrhaftesten Hochachtung

mein Herr

Berlin d. 8. Oct. 1746.

Ihr gehorsamer Diener
J. J. Spalding.

Ein zweiter Besuch in der Hauptstadt folgte bald, ein dritter ausgedehnter in den Monaten Mai und Juni des Jahres 1747.

Neben dem Verkehr mit den Beaux-esprits Deutschlands — so nennt Schultheß die Freunde Hirzels, — neben seiner eigenen Beschäftigung mit den Musen, verlor Hans Caspar aber auch den eigentlichen Zweck seiner Anwesenheit in Pots-

dam, die Aneignung einer gründlichen ärztlichen Erfahrung, nicht aus den Augen. Hofrat Arndt führte ihn in so glücklicher Weise in seine Aufgabe ein, daß der Assistent bald imstande war, ihn erfolgreich zu vertreten; das Familienarchiv besitzt Briefe Arndts, die den Diagnosen und Rezepten des Adlatus hohes Lob zollen. In der Familie Arndts wurde Hirzel vornehmlich zwar als tüchtiger Vertreter seines Berufs, nebenher aber auch als liebenswerter Mensch nach Verdienst geschätzt. Er muß sich in dem häuslichen Kreise durchaus wohl gefühlt, und besonders an der Frau Hofrätin eine mütterliche Freundin gefunden haben — so lassen wenigstens die Briefe, die sie ihm, auch noch nach seiner Rückkehr in die Heimat, geschrieben hat, vermuten. Dankbar sendet er denn, kaum wieder in Zürich angekommen, der Familie eine Erinnerungsgabe: die Hofrätin läßt ihn am 13. November 1747 wissen, daß sie „vor die gütigst übersendeten Lebkuchen obligieret ist."[37])

Auf den Anfang Oktober 1747 hatte Hirzel seine Abreise von Potsdam festgesetzt. Vorher stattete er noch Berlin einen kurzen Besuch ab, um den dortigen Freunden Lebewohl zu sagen. Dabei werden zuguterletzt auch persönliche Beziehungen zu Karl Wilhelm Ramler, dem poetischen Mentor des ganzen Kreises angeknüpft; nach Potsdam zurückgekehrt, erhält Hans Caspar von ihm einen liebenswürdigen Brief, aus dem wieder hervorgeht, wie gern man sich seiner Bekanntschaft erinnerte.[38])

HochEdelgebohrner Herr Doctor,

Hochwehrtgeschätzter Freund,

Diese angenehme Arbeit, an Sie zu schreiben, hat mir unser Gleim hinterlaßen. Er konte sie selbst nicht verrichten, weil ein Wagen auf ihn wartete, der ihn durch die Gegenden von Blumberg führen soll. Ich freue mich über die Gelegenheit, die er mir gegeben hat, Ihnen zu bezeugen, wie viel wahres Vergnügen ich in dem kurtzen Umgange mit ihnen genoßen habe. Ich würde auf das Schicksal zürnen, das schon den vierten Man, den ich hochhalte, aus Berlin gehen läßt, und nicht danach frägt, ob an diesem volkreichen Ort Menschen wohnen oder nicht: Aber ich muß bedenken, daß Sie nach Zürich reisen, wo Herr Bodmer gleichfals denkende Wesen um sich zu haben wünscht, und sie mit dem besten Rechte verdient.

Ich schließe eine Schrift von der Policey mit ein, welche H. Gl[eim] an H. Bodmer übersendet. Der Verfaßer ist ein ehrlicher Philosoph aus Baumgartens Baumschule, der aber jetzo bey Schaftesbury und Addison in die Schule geht. Diese Abhandlung habe ich selbst nicht durchlesen können, ich glaube aber sie besitzt einen Original Caracter der sie lesens wehrt macht.

Herr Gleim macht seine ergebenste Empfehlung an Sie und an H. v. Kleist, welchem ich mich gleichfals aufs beste zu empfehlen bitte. Meine Grüße, die sie

unterwegens an H. Langen und am Ende ihrer Wallfart an den HErrn Prof. Bodmer zu bestellen übernommen haben, schreibe ich hiemit wohlbedächtig auf, damit sie nicht verlohren werden. Ich bin mit der aufrichtigsten Ergebenheit

Ew. HochEdelgeb.

Berlin d. 3 Oct. 47

ganz ergebener Dr. Ramler.

Gleim wird die Trennung nicht leicht; er gesteht Kleist, daß er Hirzel zwar allemal, aber nie so sehr geliebt, als da er ihn zum letzten Male sehen soll. — In Potsdam hat dieser dann das schwerste zu bestehen: den Abschied von Kleist, der auf das tiefste darüber bewegt ist, den allgemach unentbehrlich gewordenen Freund ziehen lassen zu müssen. „Die Trennung von meinem lieben Hirzel geht mir so nah, daß ich unmöglich denken kann," so schreibt er an Lange.[39])

Endlich ist alles bereit, und die Heimreise kann angetreten werden. Der erste Aufenthalt wird in Laublingen gemacht, wo Hirzel diesmal die Verhältnisse mit offeneren Augen zu sehen versteht. Der Verkehr mit den kritischen Köpfen in Potsdam und Berlin ist nicht ohne Wirkung geblieben, Hans Caspar hat sich innerlich entwickelt, sein Urteil ist reifer geworden; so hat er denn „Langen bei seiner letzten Anwesenheit in Laublingen viele Schwachheiten abgemerkt, die er mir sub rosa meldet." (Kleist an Gleim 24. März 1748).[40])

Von Laublingen führt den Reisenden der Weg nach Leipzig. Hier lernt er Klopstock, Giseke, Rabener und Ebert kennen und liest ihnen, wie er Kleist mitteilt, einen Teil von dessen Frühling vor. Etwas anders hat Klopstock den Besuch in Erinnerung: „1747 im Herbste besuchte uns Dr. Hirzel in Leipzig. Wir brachten mit ihm einen schönen Herbstnachmittag in Klein-Posens Garten zu. In einem einsamen Sommerhause las uns Ebert, der beste Recitateur, den ich kenne, Kleistens Frühling vor."[41]) Auch Gottsched hat Hirzel bei seiner Anwesenheit in Leipzig gesehen, wie es scheint, unter äußerst heiteren Umständen; das Familienarchiv bewahrt einen Brief Gisekes an Hans Caspar, der launig auf diesen Besuch Bezug nimmt.[42])

Nach dem kurzen Aufenthalt in Leipzig setzte Hirzel die Rückreise ohne Unterbrechung fort; gegen Ende 1747 traf er wieder in Zürich ein: „daß dieselben ohne Fährlichkeit Ihre Reise vollendet, Dero werte Angehörige gesund gefunden, und von Ihnen nach Würden sein empfangen worden" ist der Hofrätin Arndt eine angenehme Nachricht gewesen, für die sie ihm angelegentlich dankt.[43])

Mit Hirzels Rückkehr in die Vaterstadt haben für ihn die Jahre des Werdens ihr Ende gefunden; die Folgezeit gehört dem Ausbau und der Festigung dessen, was er in jener Lebensperiode gelernt und erfahren hat, vor allem dem Streben, sein Können den Mitbürgern nützlich zu machen.

Briefe Gleims an Hirzel.

Die hier zum ersten Male zum Abdruck gelangenden Briefe Gleims an Hirzel befinden sich sämtlich im Archiv der Familie Hirzel (= F.-A. H.) in der Zentralbibliothek Zürich.

Die Herausgabe erfolgt nach folgenden Grundsätzen:

Orthographie und Abkürzungen sind originalgetreu beibehalten worden. Eine Ausnahme machen die Kürzungszeichen für die Endungen — n und — en, die aufgelöst wurden. Die Interpunktion ist, um das Verständnis zu erleichtern, an einzelnen Stellen nach den heutigen Gesichtspunkten geändert worden.

F.-A. H. 231.283

Mein Herr,
und Wehrtester Freund,

Ich habe wohl vorhergesehen, daß ich genöthigt seyn würde, die Pflichten der Freundschaft dem Bestreben nach Glück nach zu setzen; wie gut und wie lieb ist es also, daß ich Sie zum Voraus um Vergebung und Endschuldigung ersucht habe. Aber auch jetzo bin ich nicht im Stande, dieselben gänzlich zu erfüllen; wie gern möchte ich Empfindungen ausdrücken, die ihrer wehrt wären! Wie gern möchte ich ihnen durch ein langes Schreiben zeigen, daß mir nichts angenehmers ist, als wenn ich mich auf einige Art mit einem wahren Freunde unterhalten kan, u. wie gern möchte ich ihnen mit einem guten Exempel vorgehen, daß sie veranlaßen sollte, mir so viel u so oft zu schreiben, als ich Verlangen hätte, Beweise ihrer Freundschaft und Neigung zu empfangen u zu schätzen. Herr Spalding[44]) hat nicht nöthig gehabt, ihr Advocat zu seyn. Er hat sich viel mehr verwundert, daß sie ihn darum ersucht haben, und er fragte: Setzt denn HE. D. Hirzel Mißtrauen in ihre Redlichkeit und Freundschaft? und was hat er für Ursach dazu? Ich hatte Mühe, ihn zu überreden, daß ihr Mißtrauen keinen Grund habe, der mir Schimpf mache, und daß es nur einen Abend gedauert habe. Ich muß wieder Willen aufhören. Fahren sie fort mich ihrer Freundschaft zu würdigen, ich bin mit wahrhafter Hochachtung u Zärtlichkeit,

Meines Wehrtesten Freundes

ergebenster Diener
Gleim.

Berlin
d. 7 Octob.
1746.

F.-A. H. 231.284

Mein Herr,
und liebster Freund,

Herr Dreyer,[45]) der das Vergnügen haben wird, Sie kennen zu lernen, wenn er ihnen diesen Brief zustellen wird, ist ein General in dem Kriege wieder Gottscheden. Er hat einige Belustiger mit eigener Faust erlegt, und dem General der Belustiger in einem Zwey Kampfe tödliche Stöße beygebracht. Herr Bodmer kennt ihn, er hat in der Anmerkung zum Vorspiele[46]) Verse von ihm angeführt, und in seinen Briefen an Pyra hat er ihn unter die Poeten gesetzt, die seiner Grüße wehrt sind. Wenn ihm die Post Zeit läßt, so machen sie ihn auch dem HE. v. Kleist bekant. Warum denken sie so wenig an mich? Oder warum ist ihnen so wenig an meinen Briefen gelegen? Ich wolte gern das Vergnügen haben, ihnen oft zu schreiben, aber sie antworten mir so langsam, mich daran zu verhindern. Herr Langens Oden[47]) sind noch nicht angekommen. Haben sie nichts neues aus der Schweitz? Haben sie nicht einen Gruß an mich? Wenn ich von Bodmer oder Waser,[48]) oder einem Schweitzer, der ihnen gleicht, gegrüßt werde, so versäumen sie nicht einen Augenblick mir es wißen zu laßen. Wenn sie Oden gemacht haben, so übersenden sie sie mir gleich. Wenn sie mich lieben, so kommen sie bald einmahl herüber und bringen sie meinen allerliebsten Kleist mit. Ich bin mit der Zärtlichsten Freundschaft, in Eil,

Mein Wehrtester Freund,

Ihr

Berlin
d. 19t. Octob.
1746

ergebenster Diener
Gleim.

F.-A. H. 231.285

Mein Herr,
und Wehrtester Freund,

Der Herr von Kl[eist]. hat mir Hofnung gemacht, ein Schreiben von Ihnen zu erhalten, aber ich habe mit derselben Post keines bekommen. Indeßen hätte ich aus demselben mit Vergnügen ersehen können, daß Sie mich des Zufalls wegen, der mir bey ihrem Hiersеyn begegnete, würklich bedauret haben, wenn es nicht entweder bey Ihnen oder auf der Post wäre liegen geblieben. Machen Sie doch, daß ich es bald bekomme, denn sie haben würklich eines fertig gemacht? HE. v. K. hat es mir verrathen. Sie haben es doch nicht wieder zerrißen?

Was macht ihre Muse? Als ich noch ein solches Mädchen hatte, da mußte es mir in den schönen Wintertagen immer am meisten singen. In dem Frühling hatte ich nicht Zeit, denn da ging ich in den Hainen, den Nymphen u auf den Fluren den Schäferinnen nach. Und dann besang die Muse im Winter die Schäferinnen und Nimphen. Aber ihre Muse ist hochmüthig; sie singt nur die

Thaten der Götter und Helden, und wenn sie sich recht weit herunter läßt, so singt sie die Freundschaft. Bitten sie sie einmahl; ich möchte doch hören, wie das Mädchen die Liebe besingt.

Hat Ihnen Herr L[ange] nicht kurzens geschrieben? Seine Oden sind noch nicht recensirt. Ich habe Hr. Dreyer merken laßen, daß es mir sehr angenehm seyn würde, wenn er machte, daß sie der hamburgische Corresp. nicht aus alter Rache verwürfe. Sie werden doch den HE. v. K. nicht allein reisen laßen, wenn er im December uns besucht? Ich will alsdann ganz gewiß von allen Verhindernißen frey seyn. Ich empfehle mich ihrer Liebe und verharre mit größter Zärtlichkeit,

Mein Herr,
u Wehrtester Freund,
Ihr
getreuester
Gleim.

Berl.
d. 22 Dec.
1746

A Monsieur
Monsieur Hirzel
Docteur en Medicine p
à
Potsdam.

F. A. H. 231.286

Mein Wehrtester Freund,

Warum stellen Sie sich denn, als wenn Sie vergeßen hätten, wie nachdrücklich ich Ihnen ihr kaltsinniges und um mich nicht sehr bekümmertes Hierseyn vorgehalten habe? Und wie wenig Eindruck müssen meine Verweise in ihrem Gemüthe gemacht haben, wenn sie würklich vergessen sind. Wenn ich sie für argwöhnisch gehalten habe, so ist meine Zärtlichkeit daran schuld. Aber womit können Sie es verantworten, daß Sie mich in rechtem Ernst für einen Feind der Schäferey halten? Sie können in diesem Stück keinem in der Welt mehr Unrecht thun, als mir. Es kan niemand so geneigt seyn als ich, in eigentlichem Verstande einen Schäfer abzugeben, wenn es nur entweder in der Schweitz, oder in Amerika unter den Wilden geschehen könte, wo ich wenigstens nichts von dem Gelächter hörte, daß die Welt über einen Mensch ergehen läßt, der sich ihr so wenig gleichstellte. Sie müßen hieraus keinen Anlaß nehmen, mir vorzuwerfen, daß ich den Spott der Welt zu viel achte. Nein, dis geschieht deswegen nicht, liebster Schäfer, und wenn es nur einiger maaßen nothwendig wäre, ein Object der spottenden Welt zu werden, so solten sie sehen, wie gleichgültig ich dagegen gesinnet seyn würde. Ich glaube Ihnen nicht, daß der HE. von Kleist mich bedauert; ich bin viel mehr überzeugt, daß er sie zu überreden ge-

sucht hat, ich sey ein so guter Schäfer als sie. Ich wäre auch in der That der Liebe meines Freundes nicht wehrt, wenn ich die schäferischen guten Eigenschaften minder hätte als sie, da ich die Unschuld, die Freyheit, die Redlichkeit, und überhaupt alle Tugenden eines Schäfers nach unserm Begriffe, von meinem Kleist weit eher habe lernen können, in so weit sie mir nicht schon in das Herz gepflanzt gewesen sind. Ich denke an nichts mit so viel wahrhafter Rührung des Herzens als an den Wunsch, dessen der HE. v. Kleist mich einmahl würdig geschätzt hat: Gib daß mit mir mein G[leim] ein Schäfer sey. Solte es mir wohl möglich seyn, gottloser Weise der Erfüllung dieses unvergleichlichen Wunsches zu widerstreben; und würde es nicht geschehen, wenn ich das unschuldsvolle Leben der ersten Welt den bürgerlichen Lastern vorzöge? Es ist mir lieb, daß Sie gleichsam von der wahren Beschaffenheit meines Herzens gedrungen worden sind, selbst ein Zweydeutiges, aber nach meiner Auslegung sehr richtiges Zeugniß abzulegen; da sie nemlich nicht umhin gekont, die Laublingschen Empfindungen für unverstellt zu halten. Ich sage ihnen, daß ich Potsdam mit Freude zu meinem beständigen Auffenthalt erwählen würde, so lange ich, wie Sie jetzo, HE. v. Kleist daselbst nicht vermißte, wenn nur die sonstigen Umstände eine freye Wahl ließen.

Es freut mich nicht wenig, daß unser Lange ihre Erinnerungen angenommen hat. Indessen hätte ich doch fast lieber gesehen, wenn er böse auf sie geblieben wäre, denn nun werden sie keine Abbitte nöthig haben, u. folglich werden wir nicht zu ihm gehen. Er hat mir nur einen ganz kurzen Brief geschrieben, den ich aber doch noch nicht einmahl beantwortet habe.

In Lähme[49]) habe ich nur gelombert, und gezankt. HE. Ronnler singt so wenig als ich, ohngeachtet er auf dem Lande dem alten Schäferleben schon näher ist. Als wir aus einander reisten, beklagten wir uns, daß wir von unsern Freunden so wenig hätten plaudern können. Sie hätten mir nicht sagen sollen, daß HE. Bodmers Gedichte heraus sind, sie hätten sie mir gleich schicken sollen. Denn nun ist meine Ungeduld unendlich. Zurückkommende beyde Gedichte sind von Hr. Schultheiß[50]), ich kenne ihn schon. Ich darf nur das anakreontische beurtheilen. Es hat zu viel müßige Beywörter. Es ist eine Hauptregel des Anakreontischen, daß man sich der vielen Nebenumstände so wohl als der überflüßigen Beywörter so viel möglich enthalte. Man muß die Regel des Heldengedichtes beachten: Eile zu Ende.

Dem die Venus einen Fünftheil
Ihres Nectars angemenget.

Diese Beschreibung eines excellenten Kußes ist viel zu langsam, und die Arbeit der Venus macht kein gutes Bild. Blicke voll Zorn und Eifer auf einen blitzen ist zu stark für ein leichtes anakr. Lied. Empfehlen sie mich ihrem Freunde, und entschuldigen sie meine Critik. Es ist schwer jemandem in dergl. nicht zu

nahe zu treten. Jeder hat sein eigenes Genre, dem er folgen u dem gemäß er etwas zu schreiben vornehmen muß.

Haben sie HE. Meyers neue Schrift wieder Gottscheds Dichtkunst[51]) schon gesehen? Mir ist in eigentl. Verstande übel dabey geworden. Er hat sie Bodmer und Breit[inger] dedicirt. Ich beklage sie, daß sie sich werden stellen müßen, als wenn es ihnen angenehm sey; wie redlich wären sie, wenn sie ihre Meinung rund heraus sagen könten. Ich kan ihnen von Niemand grüßen, denn es weiß keiner, daß ich schreibe. HE. Krausen[52]) habe die schmeichelhafte Stelle für ihn in ihrem Briefe gewiesen. Lieben sie meinen Kleist, und dann mich —

Berlin d. 17 Jan. 1747

Ihren ergebensten treuen Dr. Gleim.

[Am Rande:] Herrn Sulzers neuJahrs Present ist unvergleichlich. Sie haben es doch vorher geöfnet u gelesen? Wo nicht so muß ich ihnen sagen, es sind seine philosophischen Gespräche 1ter Abschnitt. HE. Spalding hat sie jetzo in der Critik. Wenn HE. Sulzer, wie ich nicht zweifle, die Critik vortragen wird, so wird seine Schrift Neid erwecken. Absonderlich wird Er die Schäfer principia recht aus einander setzen.

F.-A. H. 231.287

Mein liebster Freund,

Sie sind krank gewesen, und ich habe es durch so viel Umschweife erst erfahren müßen. Wenn sie gestorben wären, und sie hätten mir ihren Tod nicht selbst so gleich kund gethan, so würde ich sie spät beweint haben. Denn der HE. v. Kleist hätte noch mehr Ursach gehabt, mir ihren Tod, als ihre Krankheit Zu verschweigen. Sie befinden sich nunmehr völlig beßer, welches ich theils aus HE. Hofr. Arends Nachricht weiß, u theils aus HE. v. Kleists Stillschweigen schließe. HE. Krause wuste ehegestern nichts davon, ob er gleich diese Woche, nachdem ihn sein Fieber völlig verlaßen hatte, in Potsdam gewesen ist.

Was machen sie in den jetzigen schönen Tagen und Nächten? Hat sie Apoll, der izt allenthalben herum schwärmt, u weder in Leipzig, noch in Zürch beständig ist, oder Mars, der izt Potsdam und der Erde näher steht als sonst, oder Jupiter, der recht so glänzt, als wenn ihm Juno neue Strahlen um sein allmächtiges Haupt gesezt hätte, oder Diana, die izt, mit dem Poeten zu reden, in vollem Lichte am Himmel steht, nicht einmahl begeistert? Wundern sie sich, wie ich auf die Planeten komme? Ich kam vor einigen Nächten mit HE. Maaß[53]) in der Nacht von Lähme Zurück, Da hatten wir sie alle, außer der Venus, die vermuthlich extra ging, vor uns, und sie können leicht denken, daß wir uns bey ihnen länger aufgehalten haben, als bey allen Fixsternen. Der Lauf der Planeten, ihre verschiedene Größe, ihre Entfernung von der Erde, u vom Ende der Welt, ihr Abstand von der Sonnen, u dergleichen, das waren die Kleinig-

keiten, die mir HE. Maaß bey diesem Anlaß sagen konte. Aber ich konte ihm viel beßere u merkwürdigere Dinge erzählen. Die Geschichte der Diana mit dem Endimion, die Liebe des Ochsen Jupiters zu der Europa, des Schwans Jupiters zu der Leda, des Regen Jupiters u. d. g. Die List der Juno, womit sie ihrem Mann Jupiter den Scepter geraubet, und die Abentheuer des Mars, das waren ganz andere Dinge, die Nacht Zu verschwezen, u. Vortheil davon zu haben. Denn wie lehrreich ist nicht die Geschichte der Götter? Die Kunst, die Mädchen zu betriegen, lernt man aus dem Ovid nicht so leicht, als aus der Aufführung des Jupiters. Man darf sich nur in ein schönes Rind, oder in einen schneeweißen Schwan verwandlen, wenn man die Spröden nicht mehr spröde finden will.

Aber mein wehrtester Freund, was ist das für ein Geschwätz? Haben wir uns denn sonst nichts zu sagen? Ich weiß in der That nicht, ob ich ihnen noch auf eines u das andere Antwort schuldig bin. Geben sie mir durch ein baldiges Schreiben Anlaß, etwas Wichtigers zu antworten.

Haben sie seit kurzem keine Briefe von unserm Langen? Mich verlangt recht darnach. Er wird doch in Magdeburg gewesen seyn, als der König dort gemustert hat? HErr Sulzer hat mir auch nicht wieder geschrieben. HE. Orell u Landolt sind noch in Dresden, u haben mir nicht geschrieben, wie sie versprachen.

Ich empfehle mich in die Beständigkeit ihrer Liebe und verharre unveränderlich

Mein liebster Freund,

Ihr

Berlin, d. 24ten Juni 1747.

ergebenster treuester Gleim.

F.-A. H. 231.288

Mein liebster Freund,

Die Entfernung wird unsre Freundschaft nur imer stärker machen; ich wünsche sie schon heftiger, da sie doch noch in Leipzig sind; und meine Wünsche werden Seufzer seyn, wenn sie erst nach Zürch gehen. Laßen sie uns durch öfteres Schreiben den Mangel der Gegenwart ersetzen, werden sie zu dem Ende ein bisgen fleißiger, sie können mich glücklich machen, wenn sie mir oft sagen, daß sie mich lieben. Was wird Kleist machen ohne Sie? Der arme Kleist! Er hat mir noch nicht einmahl geschrieben, daß sie abgereist sind; er wird genug zu thun haben, sich über ihren Abschied zu trösten.

Darf ich ihnen wohl noch sagen, wen sie in Zürch grüßen sollen? Bodmer, Breitinger, Schultheiß, Waser, die habe ich ihnen schon hundert mahl genent. Grüßen sie überdem alle ihre Freunde u. Freundinnen von mir, denn sie sind auch meine Freunde. Ich möchte nun noch einen Bogen an HE. Bodmer vollschreiben. Ich kan nicht an ihn denken, ohne es hart zu empfinden, daß ich sie

nicht so leicht nach Zürch begleiten kan. Ich habe auch noch vergeßen, dem HE. Bodmer zu sagen, daß ich die anakreont. Kleinigkeiten beygelegt habe, welche bestimt sind, den Abgang derer zu ersetzen, die er verwerfen wird. Seyn sie so gütig, u. vermögen ihn zu dieser Mühe.

Sulzer reist heut nach Magdeb[urg] u denkt in 14 Tagen wieder hier zu seyn. Warum zieht sie doch ein Magnet nach der Schweitz? Und warum zieht sie nicht ein König zurück, wie Sulzern?

Herr v. Hagedorn hat endlich den Muth gehabt, Bodmers Feinden zu mißfallen. Lesen sie seine neue Eva vermehrt p.[54]) Schicken sie mir doch d. Misodeme p.[55]) Ich bin ewig,

Meines liebsten Freundes

Berlin — ergebenster Gleim.

d. 7t. Octob

1747 — Empfehlen sie mich ihrem HE. Bruder.

A Monsieur,
Monsieur Hirzel
Docteur en Medicine
à
Leipzig.

F.-A. II. 231.290

Itzt seh ich dich o Freund, nicht ohne mich zu kränken;
In der genoßnen Lust ergezend Angedenken
Mischt sich der Trennung Qual.
Es zeigt sich u. entflieht itzt dem betrübten Blicke
In dir mein bester Wunsch, Vergnügen, Ruh und Glücke,
Vielleicht das letzte Mahl.

Gleim.

[Von Hirzels Hand:]
Dieses übergab mir Gleim bey der letzten umarmung in Berlin.

F.-A. II. 231.289

Mein wehrtester Freund,

Sind sie in ihrem Vaterlande glücklich angelangt? Sind sie die Freude ihrer Eltern? und das Vergnügen ihrer Freunde? Und haben sie alle vergnügt angetroffen? Sie werden mir alle diese Fragen mit ja beantworten, denn das Gute der ersten u letzten habe ich herzlich gewünschet, und die Götter laßen die Aufrichtigkeit nicht unbelohnt; die mittelsten Fragen aber sind ganz unnüze. Ich schreibe eilig u. folglich alles was mir einfält, und solte vielmehr gefragt haben: sind sie die Freude der Mädchen? Doch auch das versteht sich. Aber soll ich ihnen sagen, was ich bin? Ich bin ein Probst im Closter. Wenigstens bin ich es halb u halb, denn ich bin Dohm Secret. in Halberstadt, und muß

die Nonnen im Pforten Closter ex officio introduciren.[56]) Was denken sie, liebster Freund, daß es mir möglich gewesen ist, Berlin zu verlaßen, da es eben Sulzern in s. Schooß aufgenomen hat? Muß ich mich nicht schämen, daß ich einmahl zu Berlin gesagt habe:

Ich soll ein West den starken Nordwind zwingen,
Als mich ein Fürst aus deinen Mauern bringen,
Wenn mich ein Gott in sie zurück gebracht![57])

Aber, wie war es mir möglich, dem Schicksahl länger wiederspenstig zu seyn; ich mußte endlich weiser dem Winke des Glücks folgen, und solte es auch in eine Gegend seyn, in welcher das Geheul des wilden Pans erthönt. Denn Halberstadt ist nur einige Meilen vom Gegenparnaß, u. ich habe bereits Erfahrung genug, daß HE. Langens Beschreibung dem Buchstaben nach wahr sey.[58]) Ich habe dienstwillige Freunde u Gönner genug, aber wie sehr fehlt es mir an einem Kleist, an einem Manne nach meinem Herzen! Einige des hiesigen geistlichen Adels haben sein gutes Herz, aber wie viel erhabener ist sein Verstand!

Sie müssen doch wohl als was besonderes wissen, mein Wehrter, daß mein Tand, die scherzh. Lieder,[59]) mir die pluralitaet der Stimmen bey der Wahl eines hochwürdigen Dohm Capitels verschaft hat. Denn wer kan in diesen ungehirnten Tagen hoffen, durch Witz sein Glück zu machen? Sie wißen, wie vielmehr ich bedacht gewesen bin, meine Neigung zu den Musen zu verhelen, da, wo ich das Glück gesucht habe. Vielleicht habe ich unrecht gethan, aber ich bin doch recht innig mit mir selbst zufrieden, daß mich so viel Wiederwärtigkeiten nach dem Tode meines seel. Prinzen[60]) nicht zu der geringsten, Niederträchtigkeit verführt haben. Ich habe weder von Königen gebettelt noch ihren Ministern geschmeichelt.

Nur kurz vor meiner Abreise habe ich dem HErrn von Bilefeld,[61]) der izt Curator aller Academien ist, etwas vorgelogen, u. zwar habe ich ihm von HE. Prof. Bodmer ein Compliment gemacht, u. ihm von Seite deßelben ein Exempl. von d. Duncias gegeben. Ich muß ihnen noch mehr gestehen, liebster Freund, u. sie müßen bey dem HE. P. Bodmer alles gut machen. Ich weiß nemlich nicht, was für eine Begeisterung mich in dem Discourse mit dem HE. v. Bilefeld dahin riß, daß ich mich irren, und sagen mußte, es sey seiner letzthin in den unpartheyischen Nachrichten, von HE. Bodmer gedacht worden. Weil wir durch jemand in unserm Gespräch gestöret wurden, so konte er mich nicht genauer danach befragen, aber er bat mich doch noch auf der Treppe recht angelegentlich, ihm doch die Zeitung zu communiciren. Er hat mich auch schon schriftlich darum gemahnet. Ich habe ihm aber geschrieben, daß ich erst künftige Meße bemeldete Nachrichten wiederbekomen könte. Wie soll ich mir nun in Zukunft helfen? Wißen sie kein Mittel? Solten sie wohl nicht Gelegenheit finden können, in einem gelehrten Artikel künftig etwas zu

HE. von Bilef. Lobe auf eine ungezwungene Art ein zu schalten, oder HE. P. Bodmer dazu Anlaß geben? Es könte den guten Nutzen haben, daß HE. von Bilef:, der noch der beste Kenner deutscher Musen am Berlinischen Hofe ist, denselben getreuer würde, u sich mehr Mühe gäbe, sie daselbst einmahl angenehmer u wehrter zu machen. Er ist der einzige, der es kan; denn der König hält ihn für einen guten Kenner, u würdigt ihn oft vorzüglich vor Algarotti u Argens von Wißenschaften mit ihm zu sprechen. Es ist ihnen doch bekant, daß er den Montesquiou de la grandeur des Romains übersetzt hat; er hat auch sonst verschiedene Aufsätze gemacht; an der Übersetzung des HE. von Stüven (der sein Schwager ist) von d Alzire[62]) hat er einigen Antheil, u ich habe jetzt ein ganzes deutsches Lustspiel von ihm, es durchzusehen — —

Wann werden sie mich nun mit einem Schreiben erfreuen? Wann werden sie Wort halten, u mir ihr Portrait schicken? Es ist schon ein Zimmer bereit, welches ich mit den Bildern meiner Freunde um und um behängen will. Wie solten mich die Bilder Bodmers, Breitingers, Wasers, begeistern, wenn ich sie statt des persönlichen Umgangs nur sehen könte. Ich wünsche sie um desto mehr in meiner Gallerie zu haben, da mir nun fast keine Hofnung mehr übrig ist, zu ihnen zu reisen u sie persönlich kennen zu lernen, wie ich mir bisher noch immer geschmeichelt habe. Empfehlen sie mich ihnen mit dem Nachdruck, der der Hochachtung, die ich für sie habe, gemäß ist, u tragen sie alles bey, was sie können, daß mein Verlangen nach Zürchischen Schriften nie umsonst sey. Wie sehr verlangt mich, die Minnesinger gedruckt zu sehen![63]) Ich habe den HE. von Bilefeld gebeten, den Buchführer Korn in Breßlau um den Verlag zu befragen. Empfehlen sie mich auch ihren besondern Freunden, absonderlich dem HE. Schuldheiß. Ich bin unveränderlich

Ihr

Halberstadt d. 24 Nov. 1747

ergebenster Diener
Gleim.

[Am Rande:] Ich habe dem HE. Bruder[64]) geschrieben, was ich kurz vor meiner Abreise aus Berlin noch vor ein Abentheuer erlebt! Ein Phantast, der sich einbildete ein anderer Pyra zu seyn u sich für einen Schweitzer ausgab, Nahmens Obereit,[65]) war der Held deßelben.

F.-A. H. 231.291

Halberstadt d. 10ten Juli 1750.

Mein allerliebster Freund,

Da Sulzer u Klopstock u Schultheiß[66]) für mich bitten werden, so darf ich wohl Vergebung hoffen. Ach daß ich mit ihnen reisen, und meinen Hirzel umarmen könte! Wie solte er mir so viel von seinem neuen Stande erzählen, wie wolte ich ihn bitten, daß er auch für mich ein Mädchen finden möchte, für mich, der ich immer noch suche und nicht finde. Wie glücklich sind

sie, mein liebster Freund, daß sie nicht lange nach Liebe haben seufzen dürfen![67]) und daß sie die Liebe selbst aus den Netzen des Geizes errettet hat! Ach könt ich doch einst jauchzen wie sie:

> Ich fühl, ich fühle entzückt die Fülle des göttlichen Segens,
> Womit der Vater mein Leben bethaut,
> Wenn mich, vom Lenze gerührt, im Schooß der lieblichsten Gattin
> der Liebe seelige Gabe bekränzt.

Wie viel lieblicher müßen Sie den Früling fühlen, seit dem ihn ein Mädchen, das ihrer Liebe würdig ist, in ihren Armen fühlt. Wie viel schöner müßen ihnen die Blumen blühn, wie viel schöner die Auen grünen! Wie öde sind sie mir! Zehnmahl schon blüht die göttliche Rose, Zehnmal ist der Lenz gewichen, und zurück gekommen, Amors Triumphe zu mindern und zu mehren, seitdem ich in Arkadien eine Schäferin suche, und nicht finde. O warum bin doch ich, ich allein derjenige, an welchem die Pfeile des frölichen Gottes den Triumph vermißen! Warum bin ich der zärtlichste Sterbliche, und doch nicht fähig, mich zu verlieben! Warum irr ich von Schönen zu Schönen, wie dort der Schmetterling von Rosen zu Rosen irrt, und dann wieder zu Liljen! Ist es Gnade, daß der Gott der Liebe keinem Pfeile seines Köchers befiehlt, in mein Herze zu fliegen, weil er die in Honig getauchten Spitzen mit ein wenig Galle vermischt hat, oder ist es Zorn? Grausamer Gott, ich will lieber deinen Zorn, als deine Gnade, laß mich nur lieben.

Ja, liebster Freund, das sprödeste Mädchen möchte es seyn, könte ich nur lieben! Wie viel beßer ist Klopstocks traurige Liebe, als keine Liebe! Wenn ich so klagen könte, wie er, so solten sie wohl mehr Mitleiden haben mit einem Menschen, der gern lieben will, als mit ihm, der ein böses Mädchen liebt. Was sagen sie, daß ich nur hievon mit ihnen spreche, da ich ihnen so viel zu sagen habe? Sie sehen daraus, was izt in meinem Herzen vorgeht, u meinen Freunden entdecke ich die Heimlichkeiten meines Herzens doch gar zu gern. Es ist, als wenn es als denn leichter würde. Alles übrige mögen ihnen die drey Freunde erzählen, denn sie wißen alles, was ich schreiben könte.

Und was müste ich nicht nachholen, wenn ich ihnen mein bisheriges Leben erzählen wolte! Die schönsten Scenen sind die neuen Freunde, die ich seitdem vom Himmel empfangen habe. Klopstock,[68]) Schmid,[69]) Kramer,[70]) Ebert,[71]) Rabner[72]) pp. Was für fürtrefliche Nahmen sind das! In was für einer schönen Zeit leben wir!

Sehn sie doch zu, wenn Bodmer u Klopstock sich das erste mahl umarmen. Denn eine solche Umarmung hat noch kein Auge gesehen! Und schreiben sie mir doch etwas von den Entzückungen der Freude, die sie an beyden gesehen, u selbst gefühlt haben. Überreden sie doch so dann den theuren Bodmer, daß er uns den Noah nicht lange mehr zurück hält. Wiel viel Vergnügen macht mir dies göttliche Gedicht! Ach hätte ich doch eines von den göttlichen Mäd-

chen, die er erschaffen hat. Wie wolte ich es lieben! Wenn ich mich in Zukunft noch schwerer verlieben kan, so hat Bodmer Schuld. Denn ich vergleiche izt alle Mädchen, mit Thamar u. Hapuch.[73]) Wenn sie ihrer schönen Freundin einmahl erzählen, daß hundert Meilen von ihnen, am Fuß des Blocksbergs, einer lebt, der sie so zärtlich liebt, so geben sie ihr dann hurtig einen Kuß, u sagen: So küßt mein Gleim. Denn sie werden es doch noch wißen, wie ich küße. Dann geben sie einmal acht, ob man nicht mehr solche Küße fodern wird. Ach, wenn doch die Mädchen wüsten, wie so gut meine Küße sind, wie so zärtlich mein Herz ist!

Laßen sie sich von unserm Schultheiß nur alles sagen, was er gehöret, und gesehen hat. Zwar er hat mir nur wenig Zeit gegönt, doch auch diese kurze Zeit besetzt mir viel künftige mit Freuden! Er wird ihnen Lieder bringen, von denen sie mir sagen werden, ob sie ihnen nicht mißfallen. Wolf[74]) hält sein Lob in den Vorzügen in der Klugheit für ein Pasquil, und hat deshalb die Lieder in Halle wollen verbieten laßen. Ich werde ihn also nie wieder loben. Aber daß ich Bodmern, unserm großen Bodmer, in keinem kleinen Liede hätte singen sollen, das weiß ich selbst gar zu gut. Für die neue Auflage von unsers Kleist Früling[75]) bin ich ihnen sehr verbunden. Möchte er uns doch bald auch den Somer u den Herbst singen! Ich umarme u küße alle dortigen Freunde u Freundinnen, u bin

Ihr
getreuester Freund
Gleim.

[Am Rande:]

Denkt ihr liebster Bruder auch noch an mich? Ich habe noch keinen Gruß von ihm bekommen. Grüßen sie ihn herzlich von mir. Grüßen sie alle ehrl[ichen] Leute, unter andern ihren Freund Wolf[76]), den ich bald für den hallischen gehalten hätte, u s. Mädchen, das so liebenswürdig seyn soll. Grüßen sie auch die artigen Schwestern von Herrn Künzly, u ihn selbst.[76]) Grüßen sie alle Schweitzer u Schweitzerinnen, die sie u Bodmer lieben. Denn das müßen doch wohl die besten Schweitzer seyn. Ich wiederhole meine Bitte, daß sie das Ihrige männlich beytragen, daß wir den Noah[77]) bald ganz sehen. Könten sie mir nicht eine Abschrift von den übrigen Gesängen stehlen? Wie wolte ich Ihnen danken!

Helfen sie mir doch mein langes Stillschweigen bey dem theuren Bodmer entschuldigen. Ich schäme mich, wie für der größten Sünde, und selbst meine Scham ist Schuld, daß ich meine Abbitte immer verschoben habe. Ach könte ich doch meinen lieben Klopstock zu ihnen begleiten! Behalten sie ihn u Sulzern nur nicht zu lange! Was für Freuden hat mir Klopstock bisher gemacht! In ihm u seinem Schmid habe ich einige Wochen lieblicher gelebt.[78]) Sie solten auch diesen liebsten Schmid kennen! Ich habe Hofnung ihn nach Halberstadt zu ziehen. Wie glücklich würde ich mit ihm seyn!

F.-A. II. 231.292

Halberstadt den 20ten Jan. 1783

Noch hab ich nicht empfunden, nicht gewußt, was Gram ist, theurer Hirzel! Bey Pyras, bei Kleists, bei Sulzers, bey Leßings, bey Götzens Tode grämt ich mich, allein es war kein Gram, verglichen mit diesem über die plötzliche Nachricht heut vor einer Stunde, von dem Tode meines, ach meines Bodmers![79]) — Die Ursach ist, mein Theurer, daß ich Ihm und Ihnen nicht geantwortet habe —

Welch eine herzliche Liebe zu mir, und solch' eine Liebe ließ ich hoffen auf Gegenliebe. Warlich aber, lieber, theurer, alter Freund, ich antwortete nicht, weil mirs unmöglich war, in den AlltagsStunden des menschlichen Lebens zu schreiben an einen Bodmer, einen Hirzel, an Männer Gottes in meinen Augen, wie ihrer so wenig sind auf Gottes Erdboden — Und dann, mein Theurer, hatt ich, verschiedenes Neues meiner einsamen Muse seit Jahren fertig, mit welchem ich beweisen wollte, daß Bodmer und Hirzel meine Heiligen gewesen sind, beständig, solang ich Athem holte zugleich mit Ihnen, und von Jahr zu Jahr, von Tage zu Tage, wurd ich abgehalten, diesen Beweiß der ganzen Welt zu geben p. Ach, mein Theurer! Man muß in diesem Leben, das so bald verschwindet, nichts aufschieben! Der Tod steht immer vor der Thür — Und darum, weil mit diesem Gram ich büßen muß für meine schwere Sünde gegen meinen theuren Bodmer, und ich mich fürchte vor noch einem solchen Gram, deswegen, mein Theurer! eil ich Ihnen zu schreiben, mit der ersten Post, und sage meinem theuren Hirzel, daß ichs meinem Bodmer u der Ewigkeit noch danke, daß Er, wie sein letztes Schreiben mir beweist, einen beßern Glauben an die Beständigkeit meiner Freundschaft gehabt hat, als selbst mein Hirzel, der doch persönlich mich kante. Seyn Sie, mein Theurer, dieses beßern Glaubens in Zukunft, und zweifeln Sie niemahls an meiner Treue! Hätte nur, mein Theurer! Gott gewollt, daß wir uns öfter gesehen hätten immer in diesem Leben! Mit quälender Sehnsucht dacht ich oft an Euch, ihr Freunde meiner Jugend! an Uz, an Götz, an Hirzel, an Schultheiß, bey welchem Leider auch ein langes, aus Hochachtung entstandenes Schweigen mich in übeln Verdacht ohne Zweifel gesetzt hat. Viel zu voll, mein Theurer, von Gedanken dieser Art, wie kan ichs ausschütten? Lassen Sie mich abbrechen, und Sie bitten, im Nahmen aller mir bekanten Verehrer des großen Bodmers, um ein Denkmahl, um ein solch eines, wie sie setzten unserm Sulzer![80]) Des Stofs ist viel! Von Ihnen aber, Freund! erwart ich den besten Gebrauch! Zu diesem Denkmahl begeistre Sie der Genius des Vaterlandes, daß es gereiche zur Ehre der Menschheit; gleichgültig gegen das Leben, weil alle meine Freunde sterben, wünsch ich doch dis Denkmahl noch zu lesen, und bin, was ich war seit Vierzig Jahren, mit herzlicher Umarmung

Meines theuren Hirzel
ganz treuergebenster Fr.
Gleim.

Graf[81]) soll ja den theuren Bodmer vortreflich gemahlet haben. Wo ist das Bild? Zwar habe ich eines, das ähnlich seyn muß, weil alle, die es sahn, das Original erkanten; ich möchte doch aber auch dieses gerne haben von Graf! und wo nicht das Original, eine gute Copie! die der beste dortige Maler machen müßte, [schreiben] Sie mir darüber, bester Mann! Und senden sie mir alles, was Bodmer geschrieben hat, und in unsere Gegend nicht gekommen ist. Die Litterarischen Pamphlete Zürich 1781[82]) hab ich erst vor kurzem bekommen.

[Am Rande:]

Empfehlen sie mich allen, die meine Freunde noch sind. Nur von Gesnern weiß ichs nicht, weil aus seiner Handlung mein rothes Buch[83]) auf so schroffe Weise mir zurück gesendet ward, welches doch wohl ein Versehen des Bedienten gewesen seyn mag.

In meinem kleinen Musentempel hab' ich noch nicht die Bildniße: Hirzels — Gesners — Schultheißens, Wasers, Lavaters, Toblers[83]) — Wo sind sie zu haben? Bey welchem guten Maler? im vorigen Jahre war ich noch an der Reise zu Ihnen, mein bester Hirzel! Hätten meine Brüder mich nicht besucht, so wär ich nun bey Ihnen gewesen, hätte meinen Bodmer mit Augen des Leibes gesehen, ich Armer! Nun klage ich, und will ich klagen, und kan nicht.

F.-A. H. 231.293

Halberstadt den 19ten Febr
1787

Sie leben, mein Theuerster! und denken an ihren alten Freund! Ach, was hätt' ich nicht alles mit Ihnen zu sprechen, mit Ihnen! Mit Ihnen eine Reise wie mit Lavater, aber länger, länger, welch eine Reise! Giebt Gott dem alten Freunde nun nur kleine Ruhe dißeits des Grabes noch, so schreibt er Ihnen, Ihnen ein Briefbuch! Vorizt nur dis:

In meinem Tempel der Freundschaft fehlen unter sechzigen die Portraits meines Hirzels, und meines Gesners!

Freund Lavater[84]) hat die Maaße mitgenommen.

Vor einiger Zeit meldeten Sie mir, wie viel ein dortiger Mahler verlangte für diese beyden Portraits, mit den gemeldeten Preisen bin ich wohl zufrieden.

Sorgen Sie, Theuerster, daß ich nur bald, bald sie erhalte, damit ich noch selbst sie aufstellen kann.

Ich umarme Sie Zehntausendmal.

Ihr alter treugebliebner Freund
Gleim.

Sehn sie zu, daß sie, die izt erschienene Correspondence des Einzigen, mit einem gewesnen von Suhm[85]), in den Jahren 1736—40 bekomen so bald als möglich, sie wird Ihnen Freude machen.

F.-A. II. 231.294

Halberst. d. 23ten Apr. 1788

Eine der weisesten und artigsten Preußinnen reist in die Schweiz, die Frau Cammerherrin von Berg, gebohrne von Häseler; der, mein bester theurer Hirzel, geb' ich dies Brieflein mit, oder vielmehr, ich send es an sie zum Mitnehmen nach Leipzig; geht sie nicht gerade nach Zürch, dann giebt sie 's ab an die Orellsche Buchhandlung — das beygefügte Büchlein[86]) sollten Sie schon lange haben — es fehlte mir an Zeit und Lust — Man hat oft keine Lust, wenn gleich die Zeit nicht fehlt, man ist ermüdet — Kurz, mein Theurer, tausend mahl dacht ich an Sie! betrachtete Sie! das Bild mein ich, in meinem kleinen Musentempel — Von Herr Matthäi[87]) hab ichs, daß Sie, mein wehrtester Freund, das Bildniß unsers lieben seel. Gesners noch in Handen haben; senden Sie mirs doch bald, und laßen Sie von der Orellschen Buchhandl[ung] die Auslagen bezahlen — ich ersetze sie dieser durch unsern Buchhändler Herrn Groß, oder sende sie so gleich auf erste Weise mit der Post —

Ich habe viel noch auf dem Herzen, ich armer PackEsel; ich alter, sollt ich nur sagen; je älter man wird, desto mehr wird aufgepackt — Ach könnt ich die Frau von Berg begleiten Zu meinem Hirzel, ich

Sein
ewig treuer
alter
Gleim.

F.-A. II. 231.295

Halberstadt, d. 6ten Nov: 1785

Ich schreibe nach Zürch; wie könnt ich unterlaßen, ein Paar Zeilen einzuschließen an meinen lieben theuren Hirzel! Von allen meinen alten Freunden ist mein Hirzel der getreugebliebenste —

Gott seegne sie dafür, mein bester, mit den Freuden der Freundschaft! Ich beneide den Herrn Rath Leuchsenring[88]), der bey Hirzel, Gesner, Lavater, Fuesli, Meister itzt ist! Wie glücklich wär auch ich bey Euch, mein bester.

Den ersten meiner Gänge thät ich zu dem Grabe meines Heiligen! Bodmer, Bodmer, bester! ist, ohngeachtet des unseeligen Streits mit Klopstock immer noch mein Heiliger![89])

Wann denn bekommen wir endlich sein Leben? seine Briefe? Keiner sollte verlohren gehn. Spornen sie doch Herrn Fueßli, u. bitten ihn in meinem Nahmen, zu eilen mit dem Leben: ich bekomm's ja sonsten nicht zu lesen.

Man sagte, die Zürcher wären gegen dieses Leben sehr kalt — Diese Zürcher, Hirzel, waren nicht die guten Zürcher — Wer denn ist doch itzt ihr bester Bildnißmahler? und was nimmt er für einen guten Kopf? Ich möchte verschiedene Köpfe bestellen bey ihm —

Herr Matthäi, sagt man, wäre bey Ihnen — haben Sie, Lieber! keine Zeit zum Schreiben, so sagen Sie 's nur dem! Er ist mein guter Freund, und kommt entweder bald zu uns, oder schreibt doch bald hieher.

Ich umarme Dich, mein Herzensfreund, im Angesicht des Engels Kleist, und bitte Dich, nicht zu vergeßen, das ist, zu schreiben an den alten treuen Freund

Gleim.

[Von Hirzels Hand:]
beantwortet d. 23 Jener 1786.

F.-A. II. 231.296

Halberstadt den 28ten Apr. 1793.

Wenn ich an meinen Hirzel denke, (sehr oft denk' ich an ihn) dann klag' ich, dann seufz ich:

O mihi praeteritor p

Ich kanns nicht verantworten, daß ich in der Schweiz nicht gewesen bin. Mein einziger Trost ist, Sie kommen doch alle wieder, die in der Schweiz und in Italien gewesen sind! Ich aber hatte zu Freunden in ihr einen Bodmer, einen Hirzel, einen Gesner, einen Waser, und wäre, wär' ich hingekommen, gewiß in ihr geblieben! Itzt wär's traurig, einen Bodmer, einen Gesner[90]) nicht mehr zu finden! Für Bodmer wäre Müller[91]). für [unleserlich] ist itzt Gesner bey Euch, mein theuerer Hirzel! Ich habe bey unserm Buchhändler nun alles, was die Zürchischen Buchhändler zur Meße bringen, bestellt, also werde ichs bald nun wißen. Hier gebe ich Ihnen Etwas zum Voraus für das Ihrige; nun werden Sie sehn, daß meine Muse mir getreu geblieben ist, getreuer Gottlob! als verschiedene meiner Freunde — Bald bekommen Sie mehr Beweise davon zu lesen. Schade! daß ich, wie Sie, mein Freund keine Söhne habe, denn so hätt ich Hülfe, die gleichsam ausgesetzten Geisteskinder zusamen zu suchen, zu ordnen, und sie der Erscheinung im Publikum würdig zu machen.

Et prodesse volunt poetea. Diese Zeitgedichte[92]) sollen und müßen einigen Nutzen bringen. Weil man für Verse kein Geld mehr ausgiebt, so verschenk ich sie, und versende sie, sauber eingebunden, an Viele! Fürsten u. Herrn, von denen ich glaube, daß sie gute Fürsten und gute Herrn noch werden können! Gott bewahre uns, lieber Theurer, daß der weltliche so wohl, als der geistliche Despotismus sein Haupt noch höher empor hebe nach der Revolution, als vor ihr! Ach, daß ich's verhindern könnte, daß ich schreiben könnte, wie [unleserlich] und wie Luther! Ich bin zu voll, mein theurer Hirzel, wann könnt' ich aufhören, wenn ich anfinge? Also leben Sie wohl, sehr wohl in ihrem freyen Zürich, wie ich, ihr alter Freund, in meinem freyern Halberstadt. Ewig

Ihr
Gleim.

F.-A. II. 231 297

Halberstadt den 21ten Apr. 1796

Mein Hirzel lebt noch, und denkt an seinen Gleim noch, und erlebt die bösen Zeiten, aus welchen, wie man meint, die guten entstehn soll'n! In unserem Preußenlande wißen wir, gottlob! von keinen bösen, wir hören nur erzählen von Ihnen, und uns grauet die Geschichte derselben in Büchern und Zeitungen zu lesen. In Ihrem Schweizerlande, lieber, theurer, alter Freund, bliebs nicht so ruhig wie in dem unsrigen! Wir hörten und lasen vom Aufstande freyer Schweizer, und stimmten dem Ihnen gesprochenen Urtheil nicht bey! Wo denn ist nun die wahre Freyheit? Im Preußenlande, lieber alter Freund! Sehn sies aus dem Hüttchen[93]), das ihr ältester Freund hiebey Ihnen einhändigt! Er schreibt eben an die Orell Gesnerische Buchhandlung itzt zu Leipzig, und legt das Hüttchen bey. Sehn Sie daraus, wie ruhig wir sind, wie zufrieden, wie glücklich!

Eiligst

Ihr

Gleim.

Anmerkungen.

Die ohne weitere Angaben erscheinenden, durch Anführungszeichen als Zitate kenntlich gemachten Stellen sind folgenden Schriften Hirzels entnommen: Denkmal Laurenz Zellweger aus Trogen. Zürich 1765. — Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen. Zürich und Winterthur 1779. — Denkrede auf Johannes Geßner. Zürich 1790. — Hirzel, der Greis, an seinen Freund Heinrich Meister über wahre Religiosität mit Toleranz verbunden, Zürich 1800. — Simler, Joh. Jak. Rede von der brüderlichen Liebe... Aus dem Lateinischen übersetzt von J. C. Hirzel.

[1]) B. Hirzel. Briefe von Christian Ew. von Kleist an Joh. Casp. Hirzel. Euphorion, XVIII 4 u. XIX 1, 2.

[2]) A. Sauer. Kleist III, S. 55.

[3]) F.-A. H. 212. Familienchronik.

[4]) G. Schüddekopf. Briefwechsel Gleim-Uz, S. 53.

[5]) Bodmer an Zellweger, 3. Januar 1743. Zit. nach Bächtold, Gesch. d. deut. Lit. i. d. Schweiz.

[6]) Bodmer an Zellweger, Anf. September 1746. Zit. nach Bächtold.

[7]) Zusammengefaßt in einem Ausdruck von Joh. Jak. Heß.

[8]) Sammlung verschiedener Versuche der Wachsenden Gesellschaft in Zürich 1743—44. 2 Bde. Ms. V. 417—18.

[9]) Zeitung f. d. elegante Welt, 25. September 1832.

[10]) Schultheß an Hirzel. F.-A. H. 235.130.

[11]) Geßner an Hirzel. F.-A. H. 231.249.

[12]) Geßner an Hirzel. F.-A. H. 231.250.

[13]) Geßner an Hirzel. F.-A. H. 231.251.

[14]) Geßner an Hirzel. F.-A. H. 231.253.

[15]) Geßner an Hirzel. F.-A. H. 231.252.

[16]) Schultheß an Hirzel, 5. Febr. 1746. F.-A. H. 235.132.

[17]) Bodmer an Hirzel. F.-A. H. 230.102.

[18]) Hirzel an Bodmer. Bodmernachlaß in der Zentralbibl. Zürich. Ungedruckt.

[19]) Gemeint ist die Satire Vom Natürlichen in Schäfergedichten, wider die Verfasser der neuen Bremischen Beiträge. Zürich 1746. Verfaßt war sie von Joh. Ad. Schlegel, dem Vater des Romantikers; der Hauptherausgeber war Breitinger.

[20]) Die neuen Bremer Beiträge z. Vergnügen des Verstandes und des Witzes, die von 1745 bis 1750 erschienen.

[21]) Peter Ahlwardt, 1710—91; Professor in Greifswald.

[22]) Erneuert auf Veranlassung Joh. Geo. Altmanns, des Verfassers des Sammelwerks Tempe Helvetica, im Januar 1739. Über die Zwistigkeiten der Berner mit den Zürchern handelt ausführlich Bächtold, S. 567 ff.

[23]) Ob Nicolaas oder Daniel Heinsius gemeint ist, bleibt unklar.

[24]) Willem van Haren?

[25]) S. G. Lange. Sammlung gel. u. frdsch. Briefe I, S. 133.

[26]) Bodmer an Sulzer. Bodmernachlaß Zentralbibl. Zürich.

[27]) Bodmer an Sulzer. Bodmernachlaß Zentralbibl. Zürich.

[28]) Bodmer an Lange. Sammlung gel. u. frdsch. Briefe I, S. 131.

[29]) Gleim an Uz, 12. März 1746. Schüddekopf, Gleim-Uz, S. 100.

[30]) Bodmernachlaß Zentralbibl. Zürich.

31) Sammlung gel. u. frdsch. Briefe II, S. 29—32.
32) Sulzer an Lange, 2. Jan. 1747. Sammlung gel. u. frdsch. Briefe II, S. 94.
33) Schultheß an Hirzel, 23. Nov. 1746. F. A. H. 235.134.
34) M. G. Arndt an Hirzel, 17. Mai 1747. F.-A. H. 237.6.
35) Kleist an Gleim, 8. Sept. 1746. A. Sauer; Kleist II, S. 52/53.
36) Ungedruckt. F.-A. H. 235.181.
37) M. G. Arndt an Hirzel, 13. Nov. 1747. F.-A. H. 237.9.
38) Ungedruckt. F. A. H. 234.32.
39) Kleist an Lange, 4. Okt. 1747. A. Sauer; Kleist II, S. 88.
40) A. Sauer; Kleist II, S. 108.
41) Klopstock an J. G. Schultheß, 17. April 1750. Lappenberg, S. 32.
42) Abgedruckt in Euphorion XVIII 4, S. 660/61.
43) M. G. Arndt an Hirzel, 13. Nov. 1747. F.-A. H, 237.9.
44) Johann Joachim Spalding, 1714—1804; der Schreiber des vorn abgedruckten Briefes an Hirzel. Er übersetzte Shaftesbury.
45) Johann Matthias Dreyer, 1716—1769. Die Wärme dieser Empfehlung kann sich wohl nur auf Dreyers Zuverlässigkeit als literarischer Parteigänger beziehen. Gleims Urteil über den Menschen Dreyer lautete wesentlich anders. Anfang 1750 z. B. schreibt er an Uz: [Dreyer] hat mich von Hamburg aus ersucht, ihm etwas von mir und meinen Freunden einzuschicken. Er hat aber von uns nicht eine Silbe bekommen; ich vermeide wegen seines schlechten moralischen Charakters alle genauere Verbindung mit ihm, und möchte auch meinen Freunden den Verdacht von seiner Vertraulichkeit nicht gern zuziehen....
46) Das Vorspiel. Ein satirisch-episches Gedicht in fünf Büchern. Von Joh. Christoph Rost. oO. 1742.
47) Samuel Gotthold Lange. Horatzische Oden nebst Georg Friedrich Meiers Vorrede vom Wert der Reime. Halle 1747.
48) Johann Heinrich Waser, 1713—77. Diakon in Winterthur; der Freund Wielands und Künzlis.
49) Ein Dorf im Kreise Niederbarnim, 3 Meilen von Berlin, wo Gleims Schwager Fromme wohnte und Ramler sich zeitweilig aufhielt.
50) Johann Georg Schultheß, 1724—1804. Der Schriftführer der Wachsenden; später mit Sulzer der Begleiter Klopstocks nach Zürich.
51) Georg Wilhelm Meiers Untersuchung einiger Ursachen des verdorbenen Geschmacks der Deutschen. Halle 1746.
52) Christian Gottfried Krause, 1729—1770. Verfasser von „Von der musikalischen Poesie"; Advokat in Berlin.
53) Maaß war Hofmeister der beiden Söhne des Grafen Podewils; nachher wurde er Professor in Stettin. — Am 21. Januar 1747 läßt er durch Gleim, in einem Brief von diesem an Kleist, ein Kompliment „an H. Hirzel, seinen mathematischen liebsten Socius" bestellen.
54) Friedrich von Hagedorn, 1708—54. Gleims Bemerkung bezieht sich auf dessen Adelheid und Henrich, oder die neue Eva und der neue Adam. Hamburg 1746.
55) Samuel Henzis Amusemens de Misodème. Vergl. S. Bäbler. Henzis Leben und Schriften. Aarau 1880.
56) Gleim wurde Ende Oktober 1747 Domsekretär in Halberstadt.
57) Zitiert aus N. 45 der Freundschaftlichen Briefe [von Gleim u. Sulzer]. Berlin 1746.
58) Der Gegenparnaß. In Langes Horazischen Oden.
59) Gleims Versuch in scherzhaften Liedern. Berlin 1744.
60) 1744 wurde Gleim Sekretär beim Prinzen Friedrich Wilhelm, dem Sohne des Markgrafen v. Brandenburg-Schwerdt, der am 12. Sept. 1744 fiel.
61) Jakob Friedrich v. Bielfeld; später Hofmeister des Prinzen Ferdinand. Das Lustspiel, von dem Gleim spricht, ist Bielfelds „Die Beschwerlichkeit des Hofes".
62) Peter von Stüvens Übersetzung der Alzire erklärte die Neuberin für besser als die Gottscheds.
63) Bodmer an Gleim, Dez. 1747: Auf Ostern sollen Sie eine Probe aus den Minnesingern sehen... Ihre angenehmen anakreontischen Stücke haben mich verführt, daß ich etwas gleichmäßiges versuchen dürfe. (Briefe d. Schweizer, S. 75.)

64) Hans Caspars Bruder Salomon, geb. 13. Mai 1727; der Seckelmeister und Verfasser der Zürcherischen Jahrbücher. Er war Oktober 1747 ebenfalls nach Deutschland gereist.

65) Jakob Hermann Obereit, 1725—98; der Arzt, und Apostel der Mystik 1746 bezieht er die Universität Halle, Herbst 1747 die von Berlin.

66) Sulzer, Klopstock und Schultheß waren am 23. Juli 1750 in Zürich eingetroffen.

67) Hans Caspar hatte sich am 6. August 1748 mit Anna Maria Ziegler verheiratet.

68) Gleims Bekanntschaft mit Klopstock datierte vom Juni 1750.

69) Johann Christoph Schmidt, der Bruder von Klopstocks Fanny, und dessen Vetter.

70) Johann Andreas Cramer, 1723—88; später Hofprediger in Kopenhagen.

71) Johann Arnold Ebert, 1723—95; der Übersetzer von Youngs Nachtgedanken.

72) Gottlieb Wilhelm Rabener, 1717—1771.

73) Thamar, Deborah und Kerenhapuch: die drei Töchter Siphas in Bodmers Noah.

74) Johann Christian Wolf in Halle.

75) Der Frühling. Ein Gedicht. Zürich, Heidegger, 1750. Hg. v. J. C. Hirzel.

76) Salomon Wolf, Buchhändler in Zürich. — Martin und Regula Künzli in Winterthur.

77) Bodmers Noah, dessen erster und zweiter Gesang 1750 in Frankfurt und Leipzig erschienen war. Das vollständige Werk kam erst 1752 in Zürich heraus.

78) Schmidt war tatsächlich 1750 u. 1751 in Halberstadt.

79) Bodmer war am 2. Januar 1783 gestorben.

80) Gleim spielt an auf Hirzels An Gleim über Sulzer.

81) Es handelt sich natürlich um den Dresdener Portraitmaler Anton Graff, 1736 - 1813.

82) Literarische Pamphlete. Aus der Schweiz. Nebst Briefen an Bodmer. Zürich 1781.

83) Gleims Halladat oder das rote Buch. Hamburg 1774. — Der im nächsten Abschnitt als in Gleims „Musentempel" fehlend genannte Tobler ist der Bekannte Goethes, Georg Christoph Tobler, 1757—1812.

84) Lavater hatte Gleim am 12. Juli 1786 besucht.

85) Friedrich II. Correspondance familière et amicale av. U. J. de Suhm. Vienne 1787.

86) Mit dem Büchlein meint Gleim vielleicht seine Oden, Berlin 1787.

87) Karl Joh. Konr. Mich. Matthäi, 1744—1830. Seine innige Freundschaft mit Lavater brachte ihn seit 1779 häufig nach Zürich.

88) Franz. Mich. von Leuchsenring, 1746—1827. Goethes Pater Brey. — Joh. Heinrich Füßli, 1745—1832. — Leonhard Meister, 1741—1811; der Biograph Bodmers.

89) Gleim hat also in dem Zwiste Bodmer-Klopstock auf der Seite Klopstocks gestanden. Wie tief er von dessen Recht überzeugt gewesen sein muß, ergibt sich daraus, daß er noch 1785, fast 35 Jahre, nachdem die Angelegenheit gespielt hatte, von ihr als von einem Flecken im Bilde seines „Heiligen" spricht.

90) Salomon Geßner war 1788 gestorben.

91) Gemeint ist der Historiker Johannes von Müller, der Gleim im September 1780 besucht hatte.

92) Zeitgedichte vom alten Gleim. Als Handschrift für Freunde. o O. 1792.

93) Gleims letzte umfangreichere Sammlung von Gedichten: Das Hüttchen. Halberstadt 1794.

1895. Die Wicksche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich, von Ricarda Huch.

1896. Joh. Martin Usteris dichterischer und künstlerischer Nachlaß, von Dr. Conrad Escher.

1897. Zürcher Briefe aus der Franzosenzeit von 1798 und 1799, von H. Zeller-Werdmüller.

1898 Johann Heinrich Waser, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler englischer Literatur, von Theodor Vetter

1899. Der „Überfall von Nidwalden" (9. Sept. 1798), bearbeitet nach ältern handschriftlichen Aufzeichnungen von Dr. Conrad Escher.

1900. Johann Heinrich Füßli als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter. Freier Auszug aus dem Manuskripte seines Biographen Wilhelm Füßli.

1901. Die Zürcher Familie Schwend (c. 1250—1536), von Ernst Diener.

1902. Johann Jakob Heidegger, ein Mitarbeiter G. F. Händels, von Theodor Vetter.

1903. Johann Heinrich Schinz, ein zürcherischer Staatsmann und Geschichtskenner im XVIII. Jahrhundert. Von Gerold Meyer von Knonau.

1904. Der Zürcherische Hülfsverein für die Griechen 1821—1828, von Alfred Stern

1905. Heinrich Thomann, Landvogt und Seckelmeister (1520—1592), von Dr. Conrad Escher.

1906. Briefe aus der Fremde von einem Zürcher Studenten der Medizin (Dr. Georg Keller) 1550—1558, von Dr. T. Schieß, St. Gallen.

1907. Aus den eigenhändigen Aufzeichnungen von Johann Heinrich Schinz. Als Ergänzung zum Neujahrsblatt Nr. 259. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau.

1908—1909. Die Staatsgefangenen auf Aarburg im Winter 1802/03. Aus den Aufzeichnungen des Seckelmeisters Joh. Caspar Hirzel. Von Hermann Escher. 2 Hefte.

1910. Dr. jur. Jakob Escher-Bodmer, gew. Oberrichter (1818—1909), von Dr. Conrad Escher.

1911. Die Eingaben des zürcherischen Volkes zur Verfassungsrevision des Jahres 1830. Ein Beitrag zur Geschichte der Regeneration. Von Hans Nabholz.

1912. Johann Jakob Reithard. Von Dr. Rudolf Hunziker. I. Teil.

1913. Johann Jakob Reithard. Von Dr. Rudolf Hunziker. II. Teil.

1914. Johann Jakob Reithard. Von Dr. Rudolf Hunziker. III. Teil.

1915. Eine ungedruckte Kriegszeitung vor hundert Jahren (1813—1815). Von Wilhelm Oechsli.

1916. Die Schenkungen des Herrn W. Füßli, Kunstmaler, an die zürcherische Stadtbibliothek. Von Dr. Conrad Escher.

Neujahrsblatt der Zentralbibliothek.

1917. Johann Caspar Hirzel, der ältere. Von Dr. Bruno Hirzel.

Z 931
JOHN CRERAR LIBRARY

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1918

Nr. 2

Aus dem Briefwechsel Paul Usteris mit Naturforschern und Medizinern

Von

Wilhelm Oechsli

Zürich 1917
Kommissionsverlag von Beer & Cie.

Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

Neue Reihenfolge.

1842—1848.	Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. 7 Hefte.
1849—1850.	Beiträge zur Geschichte der Familie Maneß. 2 Hefte.
1851.	Leben Johann Kaspar Orelli's.
1852.	Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux.
1853—1854.	Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Großmünster. 2 Hefte.
1855.	Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser.
1856—1858.	Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. 3 Hefte.
1859.	Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen.
1860.	Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.
1861.	Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich.
1862—1863.	Das Münzkabinet der Stadt Zürich. 2 Hefte.
1864.	Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Cranmer.
1865.	Erinnerungen an Zwingli
1866.	Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich.
1867.	Das Freischießen von 1504.
1868.	Der Kalender von 1508.
1869.	Herzog Heinrich von Rohan.
1870.	Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777.
1871.	Konrad Pelikan.
1872—1873.	Die ehemalige Kunstkammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. 2 Hefte.
1874.	Die Legende vom heil. Eligius.
1875—1876.	Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrten, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. 2 Hefte.
1877—1878.	Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. 2 Hefte.
1879—1882.	Die Holzschneidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. 4 Hefte.
1883.	Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Großmünster.
1884—1885.	Lebensabriß von Salomon Vögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. 2 Hefte.
1886—1887.	Lebensabriß von A. Salomon Vögelin, Dr. phil. und Professor. 2 Hefte.
1888.	Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich.
1889.	Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Aegidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich.
1890.	Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.
1891.	J. J. Bodmer als Geschichtschreiber.
1892.	Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309.
1893.	Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Theodor Vetter.
1894.	Gottfried Keller als Maler, von Carl Brun.

Fortsetzung dritte Umschlagseite.

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

Joh. Jak. Römer, 1763 – 1819.

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1918

Nr. 2

Aus dem Briefwechsel Paul Usteris mit Naturforschern und Medizinern

Von

Wilhelm Oechsli

Zürich 1917
Kommissionsverlag von Beer & Cie.

QMS

Das vorliegende Neujahrsblatt der Zentralbibliothek ist ein Nachklang zur Jahresversammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, die im September 1917 das hundertjährige Jubiläum ihrer ersten Versammlung in Zürich von 1817 feierte, an welcher Paul Usteri zum erstenmal als Leiter in ihre Geschicke eingriff. Es soll die für dieses Fest von Prof. Schröter und mir verfaßte Biographie Usteris (im Jahrgang 62 der Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich) durch ein näheres Eingehen auf dessen Korrespondenz, und zwar auf ihre erste Periode, die vorzugsweise naturwissenschaftlichen Charakter trägt, ergänzen. Es ist mir als Laie in den Naturwissenschaften wohl bewußt, daß ich hier das Wort besser einem Fachmann überlassen hätte. Ein solcher würde vermutlich in den Briefen mancherlei Berührungspunkte mit naturwissenschaftlichen Problemen gefunden haben, die mir entgangen sind. Der Wunsch indes, einmal auf die reiche Quelle, welche die Korrespondenz Paul Usteris für das geistige und politische Leben der Schweiz während nahezu eines halben Jahrhunderts bietet, etwas systematischer aufmerksam zu machen, als es bisher geschehen ist, und die Notwendigkeit, dabei mit der ersten Periode den Anfang zu machen, mag es rechtfertigen, wenn ich es wage, die Naturforscher und Mediziner vorzuführen, die mit dem jungen Usteri zum Teil schon in seinen Studentenjahren in brieflichen Verkehr traten, und eine Probe dieses Briefwechsels zu veröffentlichen, die uns einen Blick in das intensive wissenschaftliche Leben und Streben des jungen Zürich in den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts tun läßt.

I. Übersicht über den gesamten Briefwechsel Paul Usteris.

Paul Usteri, ein geborner Sammler, hat früh auch zu seiner Korrespondenz Sorge getragen. Die Briefe seiner Jugendfreunde J. J. Römer, Hans Konrad Escher (von der Linth), Albrecht Rengger, sowie seines Lehrers am medizinischen Institut, Johann Heinrich Rahn, bewahrte schon der Student auf. Dann brachte ihn das „Botanische Magazin", das er 1787—1790 mit Römer gemeinsam herausgab und 1791—1800 unter dem Titel „Annalen der Botanik", seit 1794 auch als „Neue Annalen der Botanik", allein weiter führte, mit zahlreichen Botanikern verschiedener Länder in Verbindung. Deutsche Naturforscher, wie Alexander v. Humboldt, Georg Forster, Karl Ludwig Willdenow, Joh. Fr. Gmelin, Batsch, Hedwig, Medicus, F. A. A. Meyer, Roth, Schrader, Schrank, Schreber, Storr, Trattinick, Vogel, dann holländische, wie Brugmans, Geuns, Persoon, schweizerische, wie Ehrhart, Senebier, französische, wie Villars, Willemet, italienische, wie Rocca und Olivi, sogar ein Spanier, wie Cavanilles, wechselten mit ihm Briefe. In ähnlicher Weise führten seine medizinischen Studien und Publikationen, insbesondere das 1790—1797 herausgegebene „Repertorium der medizinischen Literatur" ihn mit schweizerischen und deutschen Ärzten zusammen. Unter seinen Korrespondenten finden wir die Mediziner Aepli in Dießenhofen, Fischer und Girtanner in Göttingen, Faust in Bückeburg, Hecker in Erfurt, Hußty in Preßburg, Metzger in Königsberg, Juncker und Sprengel in Halle, Sömmering und Wedekind in Mainz.

Zu dieser ersten Schicht von Korrespondenten gesellte sich eine zweite im Zusammenhang mit Usteris Sammlungen und Zeitschriften für die französische Revolution. Dr. Joh. Gottfr. Ebel, Konrad Engelbert Oelsner, Ludwig Ferdinand Huber, Therese Huber, Heinrich Zschokke, die Franzosen Joguet, Barthélemy, Roederer, Montesquiou, Valence bilden diese mittlere Kategorie.

Eine dritte Periode des Usterischen Briefwechsels beruht auf seinem politischen Wirken seit der Helvetik, auf seiner journalistischen Tätigkeit als Herausgeber des Republikaners, als Redaktor der Aarauer und der Neuen Zürcher Zeitung, als Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung, als Wortführer des schweizerischen Liberalismus überhaupt. Unter seinen mehr oder weniger regelmäßigen Korrespondenten finden wir da neben seinen Jugendfreunden Albrecht Rengger

und Escher von der Linth die helvetischen Minister Philipp Albert Stapfer, Franz Bernhard Meyer von Schauensee und dessen Tochter Frau Schultheiß Rüttimann, Melchior Mohr, Karl Müller-Friedberg, den helvetischen Senator Pettolaz von Freiburg, den Zürcher Bürgermeister Hans Conrad Escher, Pfarrer Lavater, den Berner Pädagogen Emanuel von Fellenberg, die Luzerner Schultheißen Xaver Keller und Eduard Pfyffer, den Stadtschreiber Abel Merian von Basel, den Bürgermeister Balthasar Pfister von Schaffhausen, Johann Casp. Zellweger von Appenzell-Außerrhoden, Landammann Bischofberger von Innerrhoden, den Tessiner Staatsrat Vinzenz d'Alberti, die Waadtländer Henri Monod, Auguste Pidou, Maurice Glayre.

Die Spaltung in Unitarier und Föderalisten führte 1802 zum jähen Abbruch der vorher sehr eifrig geführten Korrespondenz Usteris mit Joh. Jak. Hirzel, dem Sohne des Seckelmeisters Hans Caspar Hirzel, dem spätern Kollegen Usteris im Zürcher Staatsrat. Umgekehrt versöhnte der gemeinsame Gegensatz gegen die aristokratisch-föderalistische Partei während der Mediationszeit Usteri mit einstigen heftigen Gegnern in der Helvetik, mit Laharpe und Peter Ochs, so daß diese jetzt zu seinen regelmäßigsten und intimsten Korrespondenten gehören. Dazu gesellen sich Führer des liberalen Katholizismus in Deutschland und Frankreich, wie der Konstanzer Generalvikar Ignaz von Wessenberg und der ehemalige konstitutionelle Bischof von Blois Henri Gregoire, ferner der französische Nationalökonom Dupont de Nemours, der französische Legationssekretär und Geschäftsträger in der Schweiz François Rouyer.

So wuchs allmählich im Besitze Paul Usteris eine Korrespondenz an, die nach Tausenden von Briefen zählte. Nach seinem Tode ging dieselbe durch Vereinbarung unter den Erben ungeteilt auf einen seiner beiden Schwiegersöhne über, Hans Konrad Ott-Usteri (1788—1872), den aus Richard Wagners Memoiren bekannten Kaufmann, Musik- und Literaturfreund. Dessen Sohn Hs. Konr. Ott (1814—1842), der allzu früh verstorbene Historiker und Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung, benutzte die Korrespondenz eifrig bei der Abfassung seines „Lebens von Paul Usteri" (Trogen 1836). Auch waren seine Bemühungen um Rückgabe der eigenen Briefe Usteris teilweise von Erfolg begleitet, so daß der anfänglich nur aus den Briefen an Usteri bestehende und daher einseitige Nachlaß sich durch ihn um wichtige Stücke erweiterte. Nach dem Tod Ott-Usteris wurde sein Schwiegersohn, alt Regierungsrat Franz Hagenbuch († 1888) und dessen Gattin, nach deren Tod ihr Schwiegersohn, Herr Oberst Ulrich Meister, Hüter des Schatzes. Gemäß dem letzten Willen der Frau Regierungsrat Hagenbuch hat Herr Oberst Meister endlich das Ganze der Stadtbibliothek, der Vorgängerin der Zentralbibliothek, übergeben.

Benutzt sind die Usteribriefe schon oft worden. Nach Hs. Conrad Ott haben Ferd. Wydler für sein „Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger" (1847), dann Johannes Dierauer in seinem „Müller-Friedberg" (1884), Lugin-

bühl in seinem „Phil. Albert Stapfer" (1886) und in der Quellenpublikation „Aus Philipp Albert Stapfers Briefwechsel" (1891), ferner Alfred Stern in seinen Arbeiten über C. E. Oelsner und über Usteris Sammlung von Revolutionsjournalen (1891), der Verfasser für seinen Artikel „Paul Usteri" in der Allgemeinen deutschen Biographie (1895), Dr. Heinrich Flach in seiner Dissertation über Albrecht Rengger (1898), L. Geiger in seiner Biographie Therese Hubers (1901), davon reichlich Gebrauch gemacht. 1905 hat Ferd. Alpers in der Biographie des Botanikers Friedrich Ehrhart dessen sämtliche Briefe an Usteri abgedruckt (Schröter, Usteris Bedeutung für die Naturwissenschaften, S. 38).

Von dem Umfang und dem Reichtum der Korrespondenz Paul Usteris gibt am besten Kunde eine Übersicht über ihren Inhalt, soweit er gegenwärtig in der Zentralbibliothek aufbewahrt ist. Wir geben sie in alphabetischer Reihenfolge der Briefsteller unter Beifügung der Jahre, in die die Briefe fallen, der Zahl der Stücke und der Beilagen und der Standortsbezeichnungen. Ein * vor dem Namen bedeutet, daß im nächsten Abschnitt Lebensangaben über die betreffenden Persönlichkeiten enthalten sind.

1. Briefe an Paul Usteri von:

*Aepli, Joh. Melch.	(1786—1789)	9 St.	Ms V 488
Alberti, Vinc. d'	(1807—1831)	496 St. + 14 B.	Ms V 486—87
Barthélemi, François	(1797)	1 St.	Ms V 495
*Batsch, Aug. Jos. Georg	(1790—1796)	5 St.	Ms V 483
Bischofberger, Karl Franz, Landammann	(1810—1817)	67 St. + 9 B.	Ms V 508
*Brugmans, Sebald Justinus	(1790)	1 St.	Ms V 483
*Cavanilles, Ant. José	(1787—1797)	21 St.	Ms V 483
Dupont-Nemours u. Frau	(1801—1808)	2 St. + 2 B.	Ms V 495
Ebel, Joh. Gottfr.	(1795—1829)	63 St. + 2 B.	Ms V 506
*Ehrhart, Friedr., m. Autobiogr. u. 2 Br. an J. Geßner	(1787—1794)	20 St. + 2 B.	Ms V 483
Ehrhart, Frau	(1795—1796)	4 St.	Ms V 483
Escher, H. Ed. v., Bürgerm.	(1798—1818)	17 St.	Ms V 511
Escher v. der Linth, Hs. Cd.	(1786—1820)	45 St.	Ms V 511
*Faust, Bernh. Christoph	(1793—1801)	10 St. + 11 B.	Ms V 488
Fellenberg, Eman. v.	(1797—1831)	261 St. + 52 B.	Ms V 504
*Fischer, Joh. Hch.	(1788—1792)	16 St.	Ms V 501
*Girtanner, Christoph	(1791)	1 St.	Ms V 488
Glayre, Moritz	(1800—1806)	13 St.	Ms V 494
*Gmelin, Joh. Frdr.	(1788—1794)	10 St.	Ms V 483
Grégoire, Evêque de Blois	(1808—1825)	32 St. + 3 B.	Ms V 495

*Hecker, Aug. Frdr.	(1791—1798)	8 St.	Ms V 488
*Hedwig, Joh.	(1790—1791)	3 St.	Ms V 483
Hegetschweiler, Joh.	(ohne Jahr)	1 St.	Ms V 514a
Herder-Huber, Lse.	(1819—1831)	8 St.	Ms V 512
Hirzel, Joh. Casp., Dr. med.	(1799)	1 St.	Ms V 501
Hirzel, J. J.	(1798—1802)	228 St. + 1 B.	Ms V 489
His, Frdr. (Sohn des Peter Ochs)	(1821)	1 St.	Ms V 493
Huber, Ldw. Ferd.	(1795—1804)	180 St.	Ms V 485
Huber, Thereſe	(1805—1829)	150 St. + 1 B.	Ms V 512
*Hußty, Joh. Gottlob	(1789—1796)	5 St.	Ms V 488
Joguet, André Maria	(1795)	13 St.	Ms V 506
*Juncker, Wilh.	(1790)	1 St.	Ms V 501
Keller, Xaver	(1802—1810)	40 St. + 1 B.	Ms V 494
Laharpe, Céſ.	(1799—1831)	490 St. + 9 B.	Ms V 490 - 92
Laharpe-Böhtlingk, Frau	(1815)	5 St.	Ms V 492
Lavater, Joh. Casp.	(1790—1800)	6 St. + 2 B.	Ms V 494
*Lavater, Joh. Hch.	(1786)	1 St.	Ms V 501
*Medicus, Frdr. Caſ.	(1789—1796)	21 St.	Ms V 483
Merian, Abel	(1822—1830)	115 St. + 1 B.	Ms V 507
*Metzger, Joh. Dan.	(1792)	3 St.	Ms V 501
*Meyer, Frdr. Alb. Ant. Göttingen	(1792—1793)	5 St.	Ms V 503
Meyer v. Schauenſee, Frz. Bernh.	(1796—1805)	947 St.	Ms V 472—76
Mohr, Joh. Melch.	(1798—1829)	341 St. + 5 B.	Ms V 477—78
Monod, Hri.	(1800—1830)	298 St. + 1 B.	Ms V 481—82
*Morell, Carl Frdr.	(1787)	3 St.	Ms V 503
Montesquiou-Fézenſac (Anne-Pierre)	(1795—1797)	2 St. + 2 B.	Ms V 495
Müller-Friedberg, Karl	(1801—1822)	1160 St. + 93 B.	Ms V 496–499
*Rocca, Dom. (Mantua)	(1792—1793)	13 St. + 1 B.	Ms V 503
Ochs, Peter	(1790—1820)	185 St. + 9 B.	Ms V 493
Oelsner, Ed. Engelb.	(1794—1826)	164 St. + 4 B.	Ms V 506
*Olivi, Giuſ.	(1793)	3 St.	Ms V 483
*Perſoon, Chriſt. Hendr.	(1793—1803)	35 St.	Ms V 502
Pettolaz. Leon	(1799—1810)	39 St. + 1 B.	Ms V 494
Pfiſter. Balthaſ.	(1801—1820)	241 St.	Ms V 500
Pfiſter, Joh. Jak.	(1821)	1 St.	Ms V 500
Pfyffer, Ed.	(1822—1830)	178 St. + 3 B.	Ms V 509
Pidou, Aug.	(1801—1820)	22 St. + 2 B.	Ms V 494

*Rahn, Joh. Heinr. (m. Beilage: Doktor Diplom für Joh. Gottl. Fichte)	(1787—1804)	34 St. +	2 B.	Ms V 488
Reinhard (franz. Gesandter) Karl Frdr.	(ohne Jahr)	3 St.		Ms V 495
Rengger, Albr.	(1788—1830)	470 St. +	5 B.	Ms V 479—80
Roederer, Pierre-Louis (später Senator)	(1796)	3 St.		Ms V 495
Rouyer, François (Chargé d'affaire)	(1805—1814)	31 St. +	2 B.	Ms V 495
*Römer, J. J.	(1785—1805)	55 St. +	1 B.	Ms V 501
*Roth, Albr. Wilh. (Vegesack)	(1787—1791)	8 St.		Ms V 503
Rüttimann, Vinc., Schultheiß	(1800—1808)	3 St.		Ms V 471
Rüttimann-Meyer, Frau.	(1799—1820)	217 St. +	1 B.	Ms V 471
*Schrader, Hch. Ad.	(1790—1797)	10 St.		Ms V 502
*Schreber, Joh. Christ. (Erlangen)	(1789)	3 St.		Ms V 503
*Schrank, Frz. v. Paula	(1789—1793)	5 St.		Ms V 503
*Senebier, Jean (mit autogr. Artikel)	(1793—1801)	5 St. +	1 B.	Ms V 483
*Sömmering, Sam. Thom.	(1791)	1 St.		Ms V 488
*Sprengel, Kurt	(1789—1792)	5 St.		Ms V 488
Stapfer, Joh. Phil.	(1800)	1 St.		Ms V 514
*Storr, Gottl. Konrad (Tübingen)	(1789—1793)	10 St.		Ms V 503
*Trattinick, Leop.	(1793)	3 St.		Ms V 503
Valence, General	(1795—1796)	16 St.		Ms V 495
*Villars, Dom.	(1789)	1 St.		Ms V 502
*Vogel, Bened. Christ.	(1790—1793)	4 St.		Ms V 502
*Wedekind, G.	(1793)	4 St.		Ms V 501
Wessenberg, Ign. Hch. von	(1805—1831)	285 St. +	3 B.	Ms V 505
*Willdenow, Karl Ldw.	(1788—1804)	30 St.		Ms V 502
*Willemet, Remi	(1789)	1 St.		Ms V 483
Zellweger, Joh. Casp.	(1825—1828)	13 St. +	1 B.	Ms V 508
Zschokke, Hch.	(1796—1830)	96 St. +	1 B.	Ms V 510
Le Comte de?	(1794)	1 St.		Ms V 495

2. Briefe Usteris an:

Huber, L. F.	(1795—1804)	129 St.		Ms V 485
Laharpe, Cés.	(1806—1831)	355 St. +	1 B.	Ms V 514
Monnard, Charles	(1828—1830)	9 St.		Ms V 514 a

Rengger, Albr.	(1788—1824)	294 St. + 8 B.	Ms V 513
Römer, J. J.	(1785—1798)	84 St.	Ms V 501
Stapfer, Phil. Alb.	(1801—1831)	122 St.	Ms V 484
Zschokke, Hrch.	(1800—1830)	7 St.	Ms V 510

3. Briefe Dritter an Dritte.

Alexander, Kaiser, an Laharpe	(1797)	1 St.	Ms V 514
Rocca, Dom., an J. J. Hirzel	(?)	1 St.	Ms V 503
Ochs, Peter, an E. F. Fischer	(1796)	1 St.	Ms V 493
Derſ., an Leonh. Usteri (Auszug v. d. Hand Paul Usteris	(1788—1797)	32 Seit.	Ms V 493
Derſ., an Leonh. Usteri	(1788—1810)	3 St.	Ms V 493
Rengger, Albr., an Laharpe	(1819—1821)	2 St.	Ms V 492
Leonh. Usteri an Albr. Rengger	(1788)	1 St.	Ms V 513
Verschiedene an Joh. Geßner,	(1747—1775)	54 St.	Ms V 514 a

4. Varia.

Grégoire, Evêque de Blois. Geschichte der Verfolgung der Kirche durch die Staatsgewalt. Mit Einleitung; deutsch von Usteri	9 Hft.	Ms V 495
Laharpe. Verschiedene Motionen und Korrespondenzen Laharpes. Kopiert durch Usteri.		Ms V 492
Laharpe. Unterredung mit Fuchs 1801.	1 St.	Ms V 514
Müller-Friedberg, Karl. Akten aus Solothurn und Nidwalden. (1808.)	3 St.	Ms V 499
— Briefe an ihn von Rouyer, Kaiser, Xaver Meyer, Salis-Zizers, Sprecher v. Bernegg, Reutty (1810—1814)	17 St.	Ms V 499
Ochs, Peter. Manuskript der Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, 20. und letzte Periode, 120 Seiten		Ms V 493

Aus den mit Goldschrift aufgedruckten Namen der vermutlich schon von Ott-Usteri erstellten Schachteln der Sammlung ergibt sich, daß einzelne Korrespondenzen seither verschwunden sind. So stehen auf Ms 483 die Namen Gouan (Montpellier) und Johann Georg Forster, auf Ms 501 van Geuns, Humboldt, Wittmann, deren Briefe bei der Übergabe an die Stadtbibliothek nicht mehr vorhanden waren.*)

*) In die Briefe Alexander v. Humboldts habe ich bei der Abfassung des Artikels Paul Usteri für die Allg. deutsche Biographie in den neunziger Jahren noch selbst Einsicht nehmen und Exzerpte anfertigen können. Möglicherweise finden sich diese und andere Stücke wenigstens zum Teil wieder in der reichen Autographensammlung, die Hr. Oberst Meister ebenfalls aus dem Nachlaß von Frau Regierungsrat Hagenbuch der Stadtbibliothek übergeben hat und die sich gegenwärtig in dem Stadium der Neuordnung befindet.

Wenn die Sammlung heute schmerzlich empfundene Lücken aufweist, so ist anderseits Aussicht auf Ergänzungen vorhanden. Der Zentralbibliothek sind neulich Usterische Manuskripte und Briefe von anderer Seite zugekommen. Nach Mitteilungen des Hrn. cand. phil. G. Schnyder aus Luzern befinden sich auf Schloß Schauensee nicht weniger als 600 Briefe Usteris an Franz Bernhard Meyer v. Schauensee und seine Töchter gegenwärtig unter amtlichem Siegel, und es steht zu hoffen, daß sie bald in öffentlichen Besitz übergehen und der Benutzung zugänglich werden.

Im folgenden Abschnitt zähle ich die naturwissenschaftlichen und medizinischen Korrespondenten Usteris, von seinen Jugendfreunden Rengger und Escher sowie von dem der zweiten Kategorie angehörigen Dr. Ebel abgesehen, in alphabetischer Reihenfolge auf, unter kurzer Angabe ihres Lebenslaufes und ihrer Bedeutung, mit den Daten ihrer Briefe, und suche deren Inhalt zusammenzufassen.

II. Die botanischen und medizinischen Korrespondenten Usteris.

1. Aepli, Johann Melchior, Arzt in Dießenhofen.

1786: 4. IV.; 24. V.; 18. VII; 24. VII.; 6. IX.; 18. IX.; 5. X.; 20. XII. 1789: 20. I.

(Thurg. Neujahrsbl. 1828. Hirsch, Allg. deutsche Biogr. 1, S. 130.)

Geb. 1744 zu Dießenhofen, wo Aepli anfänglich als Arzt tätig war, machte er sich einen Namen durch literarische Leistungen namentlich auf dem Gebiet der Geburtshilfe, wurde Fürstlich Hohenzollern-Sigmaringenscher Leibarzt und Hofrat und starb 14. Januar 1813 in Konstanz.

Seine Briefe handeln von medizinischen Dingen und Kurmethoden, unter anderm von der Verwendung lebender Eidechsen zur Schmerzstillung bei krebsartigen Krankheiten. Am 20. November 1786 gedenkt Aepli der vergnügten Stunden, die er mit Usteri und Römer in Zürich zugebracht, und der Ankündigung ihres botanischen Journals. Leider sei er für die Botanik als tot anzusehen, obgleich er ehemals Unterinspektor beim botanischen Garten in Tübingen gewesen sei.

2. Batsch, August Joseph Georg Karl, Prof. der Naturgeschichte in Jena.

1790: 24. IV.; 24. IX. 1793: 20. XII. 1796: 10. X., dazu ein Fragebogen mit Antworten.

(Jessen, Allg. deutsche Biogr. 2, S. 132.)

Geb. 23. Oktober 1761 zu Jena, wurde Batsch daselbst 1786 Professor der Naturgeschichte, 1787 der Medizin, 1792 der Philosophie, stiftete 1793 die

naturforschende Gesellschaft in Jena und starb 29. September 1802. Batsch war Verfasser beliebter Lehrbücher der Naturgeschichte, Chemie, Mineralogie, Botanik. Goethe rühmt ihn als Förderer seiner botanischen Studien.

Batsch, dem Usteri den zweiten Band seiner Annalen widmet, berichtet in seinen Briefen über die Verhältnisse des botanischen Gartens in Jena, gibt zu verstehen, daß er die Polemik gegen Murray nicht billigen könne, meldet 1793, daß die Jenaer Naturforschende Gesellschaft Usteri zu ihrem Mitglied ernannt habe, und ersucht ihn, ihre Sammlungen bei Gelegenheit durch Schweizer Mineralien und Alpenpflanzen zu bereichern. Er bittet ihn um Mithilfe bei einem Werk über die drei Naturreiche, um Übermittlung von Nachrichten an den Italiener Rocca und beantwortet einen Fragebogen Usteris über die rechtlichen Voraussetzungen und Bedingungen bei der Gründung einer Verlagsbuchhandlung in Jena.

3. Brugmans, Sebald Justinus, Arzt und Naturforscher in Leiden.

1790: 12. II.

(Biographisch Woordenboek der Niederlande, II, 1466; Didot, Biographie Universelle, VII, 582.)

Der holländische Naturforscher Sebald Justinus Brugmans, geb. 24. März 1763, 1786 Professor der Botanik in Leiden, Verfasser verschiedener botanischer Preisschriften und Organisator des Gesundheitsdienstes der holländischen Armee, gest. 22. Juni 1819, dankt Usteri in einem lateinischen Brief für Sämereien, übersendet ihm Zwiebeln und Samen von Kappflanzen und verspricht ihm eine seltene Dissertation von de la Roche, sowie seinen in Arbeit stehenden Katalog des botanischen Gartens in Leiden.

4. Cavanilles, Antonio José, spanischer Botaniker.

1787: 5. III.; 23. IV.; 4. VI.; 13. VII.; 20. VIII. 1788: 23. VII.; 4. IX.; 19. X. 1789: 19. I.; 28. IV. 1790: 24. VII. 1791: 3. I.; 21. II.: 14. IV.; 19. XII. 1792: 17. IX. 1794: 26. II.; 22. VII. 1795: 17. XII. 1796: 4. XII. 1797: 24. IV.

(Ersch und Gruber, T. I, B. 15, S. 409. Didot, Biogr. Univ. IX, 286).

Der hervorragende spanische Botaniker Cavanilles, geb. am 16. Januar 1745 in Valencia von unbemittelten Eltern, wurde Geistlicher, kam als Erzieher der Kinder des Herzogs von Infantado, des spanischen Botschafters am französischen Hof, 1777 nach Paris, wo er sich dem Studium der Botanik hingab. Von 1785—1790 veröffentlichte er 10 Dissertationen, die eine genaue Beschreibung aller Arten der Monadelphien mit zahlreichen Kupferstichen enthielten. Nach 12jährigem Aufenthalt in Paris kehrte Cavanilles nach Spanien zurück, publizierte ein sechsbändiges Werk, „Icones plantarum Hispaniae“ mit 600 Tafeln, ferner ein spanisches Werk über Naturgeschichte und Geographie des Königreichs Valencia, eine Streitschrift gegen die auf ihn eifersüchtigen offiziellen

spanischen Botaniker Ortega, Ruiz u. a., die „Apotheker", wie sie Cavanilles verächtlich nennt, und andere Schriften. 1801 wurde er Direktor des königlichen botanischen Gartens in Madrid und war mit einem „Hortus regius Matritensis" beschäftigt, als ihn am 4. Mai 1804 der Tod ereilte.

Cavanilles war einer der frühsten und fleißigsten Korrespondenten Usteris. Dieser widmete ihm 1793 den 2. Band seines „Delectus Opusculorum Botanicorum" (Schröter, Usteri, S. 39). Von 21 teils aus Paris, teils aus Madrid datierten Briefen stammen allein fünf aus dem Jahre 1787. Cavanilles sendet Usteri seine Dissertationen, die dieser in seinen Zeitschriften lateinisch oder deutsch im wesentlichen reproduziert, dann auch seine übrigen Werke. Am 21. Februar 1791 bittet er ihn, die Anzeige seiner „Icones" nicht deutsch sondern lateinisch zu machen, damit man hier lesen könne, was die Fremden über ihn dächten. Er klagt über die Faulheit, Unwissenheit und Eifersucht der spanischen Botaniker. Außer ihren Schriften übersenden sich die beiden Pflanzen und Sämereien. Auch vermittelt Usteri wiederholt den Verkehr des Spaniers mit Willdenow, dem zu Ehren jener eine Pflanze Willdenowa getauft hat. Am 19. Dezember 1791 schickt Cavanilles an Usteri „deux semences dont une de Mexique qui portera votre nom et paraîtra gravée n° 116. C'est un hommage rendu à l'amitié et encore plus au mérite."

5. Ehrhart, Friedrich, Botaniker in Herrenhausen.

1787: 28. II.; 10. X.; 25. XI.; 26. XII. 1788: 10. I.; 27. III.; 3. IV. 1789: 19. IV.; 12. X. 1790: 17. IV.; 20. IX.; 16. XI. 1791: 10. III.; 6. XI. 1792: 13. VIII. 1793: 10. IV.; 8. XII. 1794: 20. III. Briefe Ehrharts an Joh. Geßner 1770: 22. III. 1779: 26. III., und von der Witwe Ehrhart an Usteri 1795: 31. VIII.; 16. IX.; 22. X. 1796: 12. I.

(Alpers, Friedrich Ehrhart. Schröter, Usteris Bedeutung für die Naturwissenschaft, S. 34 ff.)

Geb. 4. November 1742 als Sohn des Pfarrers in dem damals bernischen, jetzt aargauischen Dorfe Holderbank, trieb Ehrhart schon als Knabe botanische Studien, die Hallers Aufsehen erregten, lernte Pharmazie in Nürnberg, praktizierte und studierte Botanik 1771—76 in Stockholm und Upsala unter Führung von Linné, Vater und Sohn, kehrte dann nach Hannover zurück, wo er die Sammlungen des Apothekers Andreä ordnete, erhielt 1780 den amtlichen Auftrag, das Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg botanisch zu bereisen, und 1783 als „designierter Botanicus" freie Wohnung nebst einem Jahrgehalt in Herrenhausen bei Hannover. 1787 folgte seine eigentliche Bestallung als königl. Botanicus, aber schon am 26. Juni 1795 starb er an Auszehrung.

Prof. Schröter hat den Berner Ehrhart „einen der hervorragendsten botanischen Freunde Usteris", nach seiner wissenschaftlichen Bedeutung trefflich charakterisiert und Ferd. Alpers, wie schon erwähnt, in seiner Biographie

Ehrharts (Leipzig, 1903) alle Briefe desselben an Usteri abgedruckt (S. 295 bis 328), so daß ich hier nicht näher darauf einzugehen brauche. Schröter gibt auch Aufschluß über das Schicksal der hinterlassenen Papiere Ehrharts, mit dem die vier Briefe der Witwe Ehrhart an Usteri zusammenhängen.

6. Faust, Bernhard Christoph, Arzt in Bückeburg

1793; 9 IV; 14. VII; 22. VII; 26. VIII. 1794: 1. X. 1796: 7. IX. 1797: 20. VI. 1798: 20. IV; 22. VI. 1800: 13. VII. 1801: 30. V.

(Hamberger-Meusel, Das gelehrte Teutschland (1796) II 295. Ersch und Gruber, T. I, B. 42, S. 91.)

Bernhard Christoph Faust, geb. zu Rotenburg (Hessen) 23. Mai 1755, seit 1788 gräfl. Schaumburg-Lippischer Hofrat und Leibarzt, auch Landphysikus zu Bückeburg, gest. 25. Jan. 1842, wirkte als unermüdlicher, ideenreicher medizinischer Volksschriftsteller. Er übersendet Usteri im April 1793 seinen „Gesundheitskatechismus", der im Oktober 1794 in 100,000 Exemplaren verkauft, ins Dänische, Tschechische, Ungarische und Englische übersetzt war und 1800 bereits die 8. Auflage erlebte, ferner einen „Essay on the dress of children", ein Buch „über den Geschlechtstrieb" und ein Manuskript über „Die Perioden des menschlichen Lebens, den Manen J. J. Rousseaus geweiht". Der norddeutsche Hofrat war ein Enthusiast für Rousseau und die Ideen der französischen Revolution. Die Beisetzung der Gebeine Rousseaus im Pantheon begeistert ihn 1794 zu dem Ausruf: „Heute wird Rousseau ins Pantheon gebracht! Es ist ein heiliger Tag! Es lebe Rousseau! Es lebe Genf!" 1796 äußert er seinen Beifall zu Usteris Zeitschriften, die sich mit der Revolution befassen, und zu der von diesem verlegten Ebel'schen Übersetzung von Sieyès politischen Schriften. Am 20. April 1798 wünscht er ihm Glück zu der auf Freiheit und Gleichheit sich gründenden einen und unteilbaren helvetischen Republik. Als eifriger Apostel der Jenner'schen Schutzpockenimpfung schreibt er Usteri 1801 in seinem letzten Brief: „Vivant die Kuhpocken! 137 habe ich bis heute eingeimpft."

7. Fischer, Joh. Heinrich, Professor der Gynäkologie in Göttingen.

1788: 6. IV; 9. VII; 10. VIII. 1789: 29. II; 19. VII; 30. X. 1790: 9. VI; 10. XI. 1791: 4. VII; 25. X; 1. XII; sine dato. 1792: 11. III; 6. VI; 25. VII; 7. IX.

(Hirsch, Allg. deutsche Biogr. 7, S. 74.)

Der Mediziner J. H. Fischer, geb. 11. Juli 1759 in Koburg, studierte in Würzburg, Erlangen, Göttingen, machte Reisen in den Niederlanden und England, wurde in Göttingen Extraordinarius, 1785 an Wrisbergs Stelle Ordinarius und Direktor der geburtshilflichen Anstalt. 1792 verließ er Göttingen als Leibarzt beim Fürsten von Nassau-Weilburg und siedelte 1803 als kurfürstlich bayerischer Leibarzt nach München über, wo er am 2. März 1814 starb.

Prof. Fischer scheint sich der Zöglinge des Zürcher Chorherrn Rahn, die nach Göttingen kamen, mit besonderer Sympathie angenommen zu haben. 1785 vertraute er J. J. Römer die Unteraufsicht über die unter seiner Leitung stehende Gebäranstalt an. Römer machte bei seinem Gönner Schulden, die er 1787 noch nicht berichtigt hatte; dagegen scheint er Fischer geschrieben zu haben, daß sein Freund Usteri das Geld mitbringen werde, ohne diesen davon zu unterrichten oder ihm das Geld mitzugeben. Dies Verhalten Römers hinterließ bei Fischer einen solchen Eindruck, daß er ihn noch 1791 einen „impudent fellow" nennt. Um so mehr Gefallen scheint er an Usteri gefunden haben. Dieser rühmt in seinen Briefen an Römer Fischer als ausgezeichneten, akademischen Lehrer, an dessen Kollegien er gar nichts auszusetzen habe. Fischer nahm sich Usteris während einer schweren Krankheit in Göttingen so eifrig an, daß dessen Vater ihm seinen besondern Dank dafür auszudrücken für angemessen fand.

Das freundschaftliche Verhältnis, das zwischen dem Göttinger Professor und dem jungen Zürcher Mediziner entstanden war, spann sich in einem Jahre hindurch fortdauernden Briefwechsel fort. Fischer bekundet in seinen in der Regel englisch geschriebenen Briefen sein Interesse an Usteris Reise nach Wien und Berlin, mit der dieser 1788 seinen Aufenthalt in Deutschland abschloß, berichtet akademische Neuigkeiten aus Göttingen und schreibt ihm 1789 von Hyères aus über einen Aufenthalt, den er als Begleiter eines königlichen Prinzen in Südfrankreich und Italien gemacht hat. 1790 gibt er ihm den freundschaftlichen Rat, den Streit mit dem Ritter Murray fallen zu lassen, und berichtet ihm im November von Augsburg aus, daß er wieder auf Befehl des Königs den kranken Prinzen August nach Nizza begleite. Auf der Rückreise 1791 kam Fischer über Zürich und dankte Usteri und seiner lieben Frau brieflich für den unvergeßlichen Tag, den er bei ihnen zugebracht, sowie für die von Usteri bewirkte Ernennung zum Ehrenmitglied der von Rahn gegründeten helvetischen ärztlichen Gesellschaft. Am 24. Juli 1792 meldet Fischer, daß er Göttingen wegen der Berufung als Leibarzt des regierenden Fürsten von Nassau-Weilburg verlasse. Ein letzter Brief kam Usteri noch im September aus Frankfurt zu.

8. Girtanner, Christoph, Arzt und Schriftsteller in Göttingen.

(1791: 8. XII.

(St. Galler Neujahrsblatt 1869. Frensdorff-Hirsch, Allg. deutsche Biogr. 9, S. 189.)

In Fischers Briefen ist viel von dem St. Galler Girtanner die Rede. Geb. 1760 in St. Gallen, promovierte er in Göttingen und ließ sich zunächst als Arzt in der Vaterstadt nieder. Nach Reisen in Frankreich und einem Aufenthalt in Edinburg verlegte er 1789 seinen Wohnsitz nach Göttingen, ohne indes in amtliche Beziehung zur Universität zu kommen. Dagegen zeichnete er

sich durch eine ausgebreitete schriftstellerische Tätigkeit aus. Als Arzt und Chemiker erwarb er sich einen zweifelhaften Ruhm durch leichtsinnige Hypothesen und durch die Unverfrorenheit, womit er sich fremde Leistungen aneignete. Seine gegen die Revolution gerichtete politische Schriftstellerei trug ihm die Ernennung zum geheimen Sachsen-Koburgschen Hofrat ein. Er starb am 17. Mai 1800.

Von dem vielgeschäftigen Manne hat sich ein einziger Brief an Usteri erhalten, worin er sich wegen seiner Stellung in dem Streit mit Murray entschuldigt und versichert, eine gewisse Rezension, die jenen beleidigt hatte, sei nicht von ihm.

9. Gmelin, Joh. Friedrich, Professor in Göttingen.

1788 : 29. XI. 1789: 28. I; 22. II; 15. XI. 1790: 7. XI. 1791: 13. XI. 1792: 10. VI. 1793: 3. I; 5. XI. 1794: 16. XI.

(Gmelin, Allg. deutsche Biogr. 9, S. 207.)

Ein Sproß der bekannten Tübinger Gelehrtenfamilie, geb. daselbst 8. Aug. 1748, wurde Joh. Friedr. Gmelin 1772 Professor der Medizin in Tübingen, 1775 Professor der Philosophie in Göttingen, wo er namentlich über Chemie und Mineralogie las. Er starb 1. Nov. 1804. Die Schweizer fanden den Vortrag Gmelins schläfrig und ermüdend, schätzten aber seinen Charakter. Usteri charakterisiert ihn gegen Römer als „einen rechtschaffenen, braven, gefälligen, fleißigen Mann, der sich alle mögliche Mühe mit seinen Kollegien gibt, auch sonst zu jedem Dienst und Hülfe bereit ist". Er widmete ihm 1796 den 19. Band seiner Annalen.

Die Briefe Gmelins an Usteri sind meist Dankbezeugungen für literarische Geschenke, aber mit Bemerkungen, die in feiner Weise andeuten, daß der Göttinger Professor mit der Polemik seiner Zeitschrift nicht überall einverstanden war. So schrieb er ihm im Januar 1789: „Ich denke wohl, daß wir in gewissen Grundsätzen, die möglichste Schonung Andersdenkender betreffen, nicht ganz übereinstimmen werden. Sie fürchten vielleicht, die Wahrheit verliere dadurch, allein so weit ich die Geschichte und den Geist unseres Zeitalters kenne, so ist diese Besorgnis ungegründet." 1792 übersendet er Usteri seine neue Ausgabe des Systema Naturae von Linné mit dem Begleitwort: „Ich darf mir nicht schmeicheln, daß meine Ausgabe von Linné einem Mann von Ihren Grundsätzen gefallen kann; aber so viel hoffe ich doch von Ihrer Freundschaft für mich, daß Sie Ihr Urteil nicht in der ungezogenen, leidenschaftlichen Sprache Ihres Mannheimer Freundes (Medicus) fällen werden." Usteri fällte sein Urteil über Gmelins Ausgabe indirekt, indem er 1794 eine in Paris publizierte Besprechung Lamarcks in seinen Neuen Annalen (I bez. VII, S. 66 ff.) wieder abdruckte, die höflich, aber vernichtend war.

10. Hecker, August Friedrich, Professor der Medizin in Erfurt.

1791: 1. X. 1792: 18. III; 8. VIII; 12. XI; 4. XII. 1793: 5. I. 1794: 9. V. 1798: 20. I.

(Hirsch, Allg. deutsche Biogr. XI, 207.)

Geb. 1. Juli 1763 zu Kitten bei Halle, 1790 Ordinarius der Medizin in Erfurt, entfaltete Hecker eine große literarische Tätigkeit fast auf allen Gebieten der Medizin. Ein Teil seiner Schriften behandelt historische Gegenstände; so schrieb er eine oft aufgelegte Geschichte der Heilkunst. 1805 wurde Hecker als Professor an das medizinisch-chirurgische Institut von Berlin berufen, wo er 11. Okt. 1811 starb.

Anlaß zum Briefwechsel gab Usteris „Repertorium der medizinischen Literatur", das nach Heckers Meinung berufen war, Sünden, die sich deutsche Rezensenten medizinischer Literatur zu schulden kommen ließen, zu strafen. 1792 schreibt er, daß an seiner Geschichte der Medizin gedruckt werde: „Ihr Repertorium ist ein vorzügliches Hülfsmittel, das ich gar nicht mehr entbehren kann." 1793 überschickt er ihm Korrekturbogen vom 1. Band des auf 4 Bände berechneten Werks und bemerkt 1794, er liebe Usteris Freimütigkeit und Wahrheitsliebe, Eigenschaften, die täglich seltener würden.

11. Hedwig, Johann, Botaniker, Professor in Leipzig.

1790: 22. I; 16. III. 1791: 19. X.

(Reichardt, Allg. deutsche Biogr. IX. S. 230.)

Geb. 8. Dez. 1730 zu Kronstadt in Siebenbürgen, seit 1781 Arzt am Stadthospital in Leipzig, wurde Hedwig daselbst 1786 außerordentlicher Professor der Medizin, 1789 ordentlicher Professor der Botanik und Inspektor des botanischen Gartens und starb am 18. Febr. 1799. Hedwig war einer der bedeutendsten deutschen Botaniker des 18. Jahrhunderts; den „Begründer der neuen Mooskunde" nennt ihn sein Biograph.

In den drei Briefen Hedwigs an Usteri spricht sich einerseits der geringe Respekt vor den „Illustrissimi Botanici" nach der Art des Ritters Murray und die Freude an Usteris Zeitschrift, die ihm so lieb sei, wie der Morgen, anderseits der echte Forscherssinn des Gelehrten aus. „Wer die Geheimnisse der Natur erforschen will, mein Freund, muß auf alle Kleinigkeiten lange Zeit stillschweigend genau Achtung geben, viel untersuchen und dabei nie an etwas denken, was dieser oder jener gesagt hat, sondern tun, als wäre auch nicht das Geringste vorher geschehen. Dann muß er aus Gegeneinanderhaltung seiner langwierigen Untersuchungen, Bemerkungen und Beobachtungen die allgemeine Regel, wornach die Natur in dem vorhabenden Feld wirkt, herauszusondern suchen."

12. Hußty, Zacharias Gottlob, Arzt in Preßburg.

1789: 6. IV. 1791: 23. III. 1793: 5. IV. 1794: 12. VIII. 1796: 19. IV. (Hamberger-Meusel XI 390; XII 345; Wurzbach, Biogr. Lexikon des K. Oesterreich IX 451).

Zacharias Gottlob Hußty, Edler von Rassynya, geb. 13. März 1754 zu Rust (Ungarn), gest. zu Preßburg 29. März 1803, veröffentlichte Schriften über medizinische Polizei, die Usteris Aufmerksamkeit erregten, so daß ihm dieser eine Korrespondenz anbot. 1789 schreibt Hußty, sein nach dieser Seite so steriles Vaterland Ungarn, sowie sein langes Stillschweigen hätten ihn des Vergnügens berauben können, die Korrespondenz fortgesetzt zu sehen, und kündigt eine Umarbeitung seiner Schrift über medizinische Polizei an. 1791 drückt er sein Vergnügen über Usteris Repertorium aus, das unter allen bisher bestehenden Journalen den Vorzug verdiene; er habe seit langem nichts mehr geschrieben, als Rezepte für Kranke. Doch verbindet er 1796 den Dank für Usteris „Beiträge" mit der Bemerkung, dieser werde wohl seine Preisschrift (über die Verbesserung der k. k. Feldapotheken, Preßburg 1795) erhalten haben.

13. Juncker, Johann Christian Wilhelm, Mediziner in Halle.

1790: 23. IX. (Meusel, Lexikon der Teutschen Schriftsteller VI (1806), S. 347. Ersch und Gruber, T. II., B. 29, S. 133).

Joh. Christian Wilhelm Juncker, geb. 30. Juni 1761 zu Halle, wurde 1788 Professor der Medizin daselbst und starb 27. Dezember 1800. Juncker war Verfasser zahlreicher medizinischer Schriften. Seine Lebensaufgabe erblickte er in der Bekämpfung der Pocken, sah aber seine Bemühungen durch die Entdeckung Jenners überholt. In dem einzigen Brief an Usteri, der in der Sammlung vorhanden ist, entschuldigt sich Juncker für die so lang ausgebliebene Antwort mit der unerwartet großen Zahl von Kranken, die er seit einem Jahre zu besorgen gehabt, heißt Usteris Plan einer Schrift über die epidemischen Krankheiten willkommen, sendet ihm den 2. Teil seines „Corpus" („Conspectus... in pathologia medicinali", 1790) zu und meldet ihm den bevorstehenden Druck des 2. Teils seiner „Therapie" („Versuch einer allgemeinen Heilkunde", 1791). Überbringer des Briefes ist ein Dr. Heer, der eben in Halle promoviert hat.

14. Lavater, Joh. Heinrich, Arzt in Zürich.

1786: 6. IX. (Neujahrsblatt der Chorherren, 1820.)

Der einzige Sohn des berühmten Pfarrers am St. Peter, Johann Heinrich Lavater (1768—1819), schildert aus seiner Studentenzeit in Göttingen (1786) in einem lateinischen Briefe dem Alters- und Studiengenossen Usteri seine Reise nach der deutschen Universitätsstadt über Basel, wo er den Botaniker Lachenal begrüßte, über Straßburg und Mainz, wo er Sömmering sah.

15. Medicus, Friedrich Casimir, Botaniker in Mannheim.

1789: 10. III; 20. VIII; 15. IX. 1790: 24. III, 21. IV; 20. V; 27. V. 8. XII. 1791: 18. II; 14. VI; 19. VII; 8. XI. 1792: 9. I. 1793: 14. III. 1794: 3. VII; 1. VIII; 12. VIII; 25. VIII; 30. XII. 1795: 8. II. 1796: 6. VII. (Hamberger-Meusel, V 108; Didot, Biogr. univ., 34, S. 699. Schröter, Usteri, S. 35).

Friedrich Casimir Medicus, geb. 1736 in Grumbach, 1764 Militärarzt in Mannheim, wo er Regierungsrat und Direktor des Botanischen Gartens wurde und 15. Juli 1808 starb, erregte durch tüchtige botanische Beobachtungen, noch mehr aber durch seine leidenschaftlichen Angriffe auf Linné und seine Schüler großes Aufsehen und wurde von verschiedenen Rezensenten scharf mitgenommen. Usteri stellte sich mit der ihm eigenen jugendlichen Schroffheit in seinen Besprechungen der Schriften des Medicus entschieden auf dessen Seite gegen das „eitle Geschreye einiger nachbetender, Fortschritte der Wissenschaft fürchtender, neidischer, kleingeistiger Schulgelehrter", wenn er auch die „allzuharten, hin und wieder ganz gewiß etwas gar zu unbilligen und groben Angriffe" gegen Linné nicht billigte. Er stellte Medicus seine Zeitschrift für seine Erwiderungen und Aufsätze zur Verfügung und geriet dadurch in Gegensatz zu seinem Mitherausgeber Römer, der in einer Besprechung eines Buches des Franzosen Gouan „gegen die seit einigen Jahren unter uns eingerissene, nichts weniger als lobenswürdige Verkleinerung Linnés und seiner Schüler" protestierte. Dafür bekundete Usteri wieder energisch seine Parteinahme, indem er das erste Stück der von ihm allein herausgegebenen „Annalen der Botanik" „dem Herrn Regierungsrath Medicus in Mannheim als ein nicht geringes Zeichen der größten Hochachtung und Ergebenheit" widmete, während Medicus eine Pflanzengattung nach ihm „Usteria hyacinthifolia" benannte (Schröter, Usteri, S. 42).

Die 21 Briefe des Medicus befassen sich selbstverständlich zum großen Teil mit diesen Händeln. Es geht daraus hervor, daß der gröbste Angriff auf das Haupt der Linnéisten in Deutschland, den Ritter Murray, der sich im „Magazin für Botanik" (XII, S. 119) findet, aus der Feder des Medicus stammt. Auch sonst zeigt sich dieser als leidenschaftlicher Kritiker; so rät er 1790 Usteri ab, seine Zeit mit den „Genera Plantarum" des Franzosen Jussieu zu verlieren, da das Werk nicht oder nur selten mit der Natur verglichen sei, sondern nur die Bücher konfrontiere. Mit den kritischen Bemerkungen über Bücher und Personen wechseln botanische Notizen und Nachrichten über den botanischen Garten in Mannheim, der von wiederholten Überschwemmungen litt, so daß Medicus als „ein im Wasser Verunglückter" um Samen, Zwiebeln und Wurzeln aus dem botanischen Garten in Zürich bittet. Auf die Ehre, die ihm Usteri mit der Dedikation seiner Annalen erweist, ist er stolz. Aber der scharfe Beurteiler anderer wird sehr empfindlich, sobald Kritik an ihm selbst geübt wird. Die

Bemerkungen Willdenows und andrer Mitarbeiter der Annalen verstimmen ihn, so daß er Usteri 1793 als „ein freier Deutscher" gesteht, die Gesellschaft im dritten und vierten Stück der Annalen mißfalle ihm; er habe sich entschlossen, eine eigene Zeitschrift „Kritische Bemerkungen über Gegenstände aus dem Pflanzenreiche" herauszugeben. Usteri hieß diese neue Zeitschrift „eines der größten und vortrefflichsten Botanikers" in seinen Annalen (V 122) willkommen, erlaubte sich aber doch eine Bemerkung über „jene Bitterkeit des Tones und Styles, deren empörende Härte er kaum fühle". 1794 frischte ein Besuch des Sohnes von Medicus, des spätern bairischen Hofrats Ludwig Wallrad Medicus, die erlahmende Korrespondenz wieder auf, bis sie 1796 ganz erlosch.

16. Meyer, Friedrich Albert Anton, Zoolog in Göttingen.

1792: 24. IX; 10. XII. 1793: 1. I; 20. II; 2. VI.

(Heß, Allg. deutsche Biogr. 21, S. 192.)

Geb. 29. Juni 1768 zu Hamburg, 1792 Kustos am Museum der Universität Göttingen, starb Fr. A. A. Meyer am 29. November 1795 erst 28jährig, ein talentvoller, unermüdlicher Forscher, der zu den größten Hoffnungen berechtigte.

Anlaß zum Briefwechsel gaben die von Usteri der Göttinger „Physikalischen Gesellschaft", in deren Vorstand Meyer saß, übersandten Schriften. Meyer bittet ihn, für ihn das Füßlische Magazin der Entomologie zu erwerben, wofür er ihm mit Dissertationen und andern Gelegenheitsschriften dienen wolle. Auch anerbietet er sich als Mitarbeiter und Mitherausgeber einer von Usteri geplanten „Bibliothek der gesammten Naturwissenschaften". 1793 enthalten die Briefe Nachrichten über die Lage Custines in Mainz, über Georg Forster, Wedekind und andere, die zu den Franzosen übergegangen seien, über deutsche Gelehrte, die für Usteris Unternehmen als Mitarbeiter brauchbar wären. Leider seien die Leute, die aus Enthusiasmus Naturgeschichte studieren, selten; die Verehrer dieser Wissenschaft müßten fast verhungern, wenn sie nicht andere Mittel und Wege fänden, fortzukommen.

17. Metzger, Joh. Daniel, Professor der Medizin in Königsberg.

1792: ? VI; 20. IX; 12. XI.

(Hirsch, Allg. deutsche Biogr., 21, S. 530.)

Geb. 7. Jan. 1739 in Straßburg, 1777 Professor der Medizin in Königsberg, gest. 16. Sept. 1805, erwarb sich Metzger einen bedeutenden Ruf durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der gerichtlichen Medizin und der medizinischen Literaturgeschichte.

Metzger fühlt sich zu Usteri hingezogen, weil sie beide im „schwarzen Register" der Herren zu Göttingen ständen. Er habe diese beleidigt in seiner Literargeschichte, weshalb sie keines seiner Bücher rezensieren. Er bewundert

Usteris Literaturkenntnis. „Fahren Sie in Ihrer Freimütigkeit fort, weil Sie in der glücklichen Lage sind, frey sprechen zu dürfen."

18. Morell, Karl Friedrich, Botaniker in Bern.

1787: 9. V; s. d.; 1. IX.

(Schweiz. Monatschronik I, S. 86, Wolf, Biogr. zur Kulturg. der Schweiz IV, S. 265.)

Geb. 6. Nov. 1759 als Sohn des Landschreibers Abraham Morell, dem das Bad Schinznach gehörte, wurde Karl Friedrich Morell Apotheker, trieb aber eifrig Botanik und machte sich verdient um die Gründung der Naturforschenden Gesellschaft, des medizinischen Instituts und des botanischen Gartens in Bern. Er starb 24. März 1816.

Morell plante, wie er in Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens (II, S. 379) 1787 ankündigte, die Herausgabe einer „Helvetischen Flora" nach einem neuen System, dem die Klassenordnung Linnés zugrunde lag, das aber in der weiteren Einteilung die Pflanzen nach ihrem vorzüglichen Charakter ohne Zwang in den natürlichen Familien verbinden sollte (Botanisches Magazin III, S. 116, Bot. Annalen III, S. 34). Die drei Briefe Morells suchen Usteri die Vorzüge dieses Systems auseinanderzusetzen.

19. Rocca, Dominicus, Botaniker in Mantua.

1792: 4. XII.; s. d. 1793.: 7. II.; 20. II.; 4. III.; 14. III.; 19. III.; 11. IV.; 22. IV.; 12. V.; 31. V.; 5. VI.; 7. XI.; 23. XI. Dazu Kopien eines Briefes an Römer und eines an J. C. Hirzel.

(Botanische Annalen V 119, VI. 1; 125. XIII, 1.)

Der italienische Predigermönch Rocca, als Botaniker ein Zögling Scopolis, erhielt 1791 den botanischen Lehrstuhl in Mantua und wurde Vorsteher des dortigen botanischen Gartens. Weitere biographische Notizen über Rocca habe ich nicht gefunden.

Als fleißiger Mitarbeiter, dem Usteri das 9. Stück seiner Annalen widmete, schrieb er ihm 1792/93 ein Dutzend meist lateinische Briefe über spezielle botanische Punkte, auch etwa einen französischen, worin er sich über Römer beklagte, der sich sehr wenig als Freund zeige.

20. Olivi, Giuseppe, Botaniker und Zoologe in Padua.

1793: 4. I.; 1. VI.; 11. VII.

(Ersch und Gruber, T. III, B. 3, S. 84; Garollo, Dizionario biographico universale, II, S. 1455; Larousse, Dict. XI, S. 1313.)

Giuseppe Olivi, geb. zu Chioggia 19. März 1769, gest. 25. August 1795 in Padua, trat jung in den Orden der Oratorianer, widmete sich aber den Naturwissenschaften und erwarb sich trotz seines frühen Todes einen bleibenden

Namen als Verfasser einer „Zoologia Adriatica“ (1792). Der Briefwechsel mit Usteri wurde durch dessen Absicht, eine Übersetzung dieses Buches zu vermitteln, veranlaßt. Olivi teilte ihm mit, daß er vor zwei Jahren der Akademie von Padua eine Denkschrift über die grüne Materie in den Lagunen von Venedig, über deren tierischen oder pflanzlichen Charakter die Erklärer uneinig waren, vorgetragen habe. Usteri publizierte die noch ungedruckte Abhandlung samt Übersetzung in seinen Annalen (VI, S. 30 ff.) und erwarb sich dadurch den Dank deutscher Naturforscher wie Schrank (IX, S. 1). Die Übersetzung der „Zoologia Adriatica“ stellte der italienische Abbate ihm anheim, wenn er einen Verleger dafür finde.

21. Persoon, Christian Hendryk, Botaniker in Güttingen, später in Paris.

1793: 22. VII.; 3. VIII.; 29. VIII.; 4. IX.; 1. XI.; 10. XI. 1794: 20. II.; 25. VIII.; 2. XI.; 25. XI; 25. XII. 1795: 26. I.; s. d.; s. d.; 17. VII. 1796: 22. IV.; 7. V.; 4. VII.; 12. VIII.; 12. IX.; 20. X. 1797: 4. V.; 27. XI. 1798: 28. IX.; 27. X.; 18. XII.; 30. XII. 1799: 25. II.; 28. II.; 12. IV.; s. d.; s. d.; s. d. 1800: 8. III.; 1. IX.

(Didot, Biogr. univers. 39, S. 667; Ersch und Gruber, T. III, B. 18, S. 70.)

Geb. 1755 in Kapstadt, studierte Persoon in Leiden und Göttingen, wo er sich niederließ. 1802 siedelte er nach Paris über, wo er 17. Februar 1837 starb. Er war der hervorragendste Pilzforscher seiner Zeit. Usteri widmete ihm den 12. Band seiner Annalen.

Der Zahl der Briefe nach (35) ist Persoon unter den nichtschweizerischen Naturforschern der fleißigste unter Usteris Korrespondenten, wie er auch einer seiner ausdauerndsten Mitarbeiter war. Aber Persoons Briefe entbehren eines allgemeineren Interesses. Sie handeln von den mykologischen Aufsätzen des Verfassers in Usteris Annalen, von den beizugebenden Tafeln, mit denen Persoon selten zufrieden ist, von dem Werk des Dänen Holmskiold über die Schwämme, von dem Persoon eine durch eigene Beobachtungen bereicherte Ausgabe machte usw. 1798 bedauert Persoon, daß infolge des Übergangs Usteris zur Politik vermutlich die botanischen Annalen aufhören werden; da auch das botanische Archiv Römers durch die Auftritte in Zürich an der Fortführung verhindert sei, scheine es leider, daß die Botanik jetzt eine Zeitschrift entbehren müsse. Die letzten Briefe drehen sich um den Druck des zweiten Teils von Persoons „Observationes Mycologicae“, die 1796—1799 im Verlag der von Usteri selbst gegründeten Firma Peter Philipp Wolf in Leipzig erschienen.

22. Rahn, Joh. Heinrich, Chorherr und Arzt in Zürich

1787: 12. XI.; 19. X.; 9. XI.; 31. XI.; 6. XII. 1788: 5. I.; 2. III.; 19. III.; 17. IV.; 14. V.; 28. V.; 3. VI.; 18. VI.; 23. VII.; 20. VIII.;

29. VIII.; 20. IX.; 4. X. 1800: 4. X.; 21. XII. 1801: 17. I.; 8. II.; 1. IV.; 16. IV.; 3. VIII.; 29. XII. 1802: 18. VIII. 1804: 15. III. Fünf Billette ohne Datum. Rechnungen über das mediz.-chirurg. Institut 1784 bis 1786. Doktor-Diplome des Ignaz Römer (1793) und des Johann Gottlieb Fichte (1794).

(Usteri, Kleine Schriften; Neujahrsbl. der Chorherrenstube Zürich (1836); Rudio, Festschrift der Naturf. Gesellschaft Zürich 1896, S. 68; Rahn, Allgem. deutsche Biogr., 27, S. 175.)

Als Mediziner fühlte Usteri sich stets als Schüler des trefflichen Chorherrn und Arztes Johann Heinrich Rahn (geb. 23. Okt. 1749, gest. 3. August 1812), dem Zürich die Stiftung des medizinisch-chirurgischen Instituts und damit den Keim seiner medizinischen Fakultät verdankt. Während der Studien in Zürich hatte sich das denkbar innigste Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler gebildet. Usteri schrieb von Göttingen aus an Römer, unter Anspielung darauf, daß 1782 von einer Berufung Rahns nach Göttingen die Rede gewesen war: „Das ist gewiß, daß wenn die Alma Georgia Augusta seiner Zeit, quod Deus benevole aversit! so glücklich gewesen wäre, unsern Herrn Can. Rahn zu erhalten, der weitaus in jeder Rücksicht alle andern übertroffen hätte." Anderseits legen die 18 anfänglich lateinischen, später deutschen Briefe, die Rahn während des Jahres, das Usteri in Deutschland zubrachte, an ihn schrieb, beredtes Zeugnis ab von dem warmen Interesse, das er an seinem begabten Schüler gewonnen hatte. Er freut sich der Berichte, die ihm Usteri aus Basel und Frankfurt über seine Reise nach Göttingen zugesandt, über die literarischen Bekanntschaften, die er gemacht, gibt ihm Nachrichten über Kommilitonen und Patienten, trägt ihm Grüße auf an Professoren und Mitstudenten, ist besorgt um seine Gesundheit und glücklich über seine Genesung nach schwerer Krankheit, über den Verzicht auf die weite Reise nach England, begrüßt ihn nach bestandener Promotion als Amtsbruder, auf dessen Hilfe am Institut er hofft, und folgt seiner Studienreise über Wien, Prag, Dresden, Berlin.

Nach Usteris Heimkehr in die Vaterstadt bezeugen einige undatierte Billette die Fortdauer des intimen Verkehrs, darunter eines, vermutlich aus dem Jahre 1792, er habe ihm gestern eine Neuigkeit vergessen zu sagen, daß er ein „Diploma Comitis palatini" erhalten; das Ding freue ihn einzig darum, weil es ihm Gelegenheit gebe, etwa einem wackern Jüngling, der seine zwanzig Louisdore nicht missen oder besser anwenden könne, ein Doktordiplom gratis zu geben. Zu denen, die der „Hofpfalzgraf" Rahn zu Doktoren kreierte, gehörte Johann Gottlieb Fichte, dessen Diplom vom 17. März 1794 bei den Briefen liegt. Einige Briefe Rahns aus der Zeit der Helvetik handeln von dem Entwurf eines medizinischen Polizeigesetzes, den Rahn für die helvetischen Räte verfaßte, sowie von einem medizinisch-chirurgischen Nationalinstitut, das ein himmelschreiendes Bedürfnis sei und auf dessen endliche Errichtung ihm die

Wahl Usteris in den helvetischen Vollziehungsrat Hoffnung gebe. Der föderalistische Staatsstreich vom 28. Oktober 1801 zwingt ihn zum schmerzlichen Verzicht: „Den Traum von einem helvetischen medizinischen Institut habe ich nun ausgeträumt und gebe alle Hoffnung dazu auf." Die letzten Briefe Rahns von 1802 und 1804 sind Schreiben amtlichen Charakters, durch die er ihm zugedachte Ämter in Staat und Schule ablehnt.

23. Römer, Joh. Jakob, Mediziner und Botaniker in Zürich.

Römer an Usteri. 1785: 17. VII.; 11. VIII.; 23. IX.; ? IX.; 3 ohne Datum. 1786: 1. I.; 2. II.; 30. IV.; 8. V.; 14. V.; 21. V.; 28. V.; 7. VI.; 2. VII.; 6. VIII.; 9. VIII.; 13. VIII.; 17. VIII.; 24. IX. 1787: 17. VIII.; 23. VIII.; 22. IX.; ? X.; 7. XI.; 20.—29. XI.; 1. XII.; 20. XII. 1788: 16. I.; 19. I.; 22. I.; 4. II.; 16. II.; 22. II.; 26. II.; 12. III.; 19. III.; 26. III.; 9. IV.; 19. IV.; 26. IV.; 14. VI.; 26. VII.; 15. VIII.; 23. VIII.; 6. IX.; 4. X.; 1 ohne Datum, 1798: 15. VIII. 1799: 8. XII.; 12. XII.; 15. XI.; 1800: 27. XII. 1801: 5. VIII.; 26. VIII. 1805: 15. I.

Usteri an Römer. 1785: 2. V.; 13. V.; 28. VII.; 23.—26. VIII. 9. IX.; 8. X.; 13. X.; 6. XI.; 4. XII. 1786: 11.—13. II.; 4. III.; 4. bis 7. IV.; ?. V.; 17. V.; 19. V.; 25. V.; 16. VI.; 1. VII.; 16. VII.; 29. VII.; 17. VIII.; 29. VIII.; 12. IX.; 23. IX.; 2 s. d. 1787: 1. IX.; 23. X.; 18. XI.; 15. XII.; ? XII.; mehrere undatierte Briefe und Zettel. 1788: 5. I.; 27. I.; 5. II.; 10. II.; 13. II.; 19. II.; 16. III.; 22. III.; ? III.; 29. III.; 6. IV.; 9. IV.; 10. IV.; 14. IV.; 23. IV.; 4. V.; 6. V.; 22. V.; 28. V.; 27. VI.; 12. VII.; 5. VIII.; 8. VIII.; 19. VIII.; 25. VIII.; 12. IX.; 23. IX.; 8. X.; 16. X.; verschiedene undatierte Zettel. 1788—1796: vier undatierte Briefe. 1796: 27. IX. 1798: 15. IV.; 27. VII.; 11. VIII.; 14. XI.

(Anz. der schweiz. Gesellsch. für Naturwissenschaft 1819; 22. Neujahrsstück der Naturf. Gesellschaft in Zürich 1820; Wolf, Biogr. zur schweizer. Kulturgeschichte, IV, S. 335; Rudio, Festschrift der Naturf. Gesellschaft in Zürich 1746—1896, S. 204, 209 ff.; Schröter, Paul Usteri, S. 33; Wunschmann, Allg. deutsche Biogr. 29, 122.)

Joh. Jakob Römer, der literarisch tätigste Naturforscher, den Zürich um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts besaß, wurde 8. Januar 1763 geboren. Der Wille des Vaters bestimmte ihn zum Kaufmann. Als solcher weilte er drei Jahre im Geschäft eines Onkels in Bergamo; dann sprang er aber zur Medizin über und vollendete seine Studien 1785—1786 in Göttingen. Nach seiner Heimkehr im Herbst 1786 teilte er seine Zeit zwischen der Berufsarbeit als Arzt und seiner Lieblingsbeschäftigung, der Botanik und Entomologie. Er erhielt die Stelle eines Arztes am Siechenhaus und lehrte daneben Botanik am medizinischen Institut. 1798 wurde er Nachfolger Usteris in der Leitung

des Botanischen Gartens, dem er bis zu seinem am 15. Januar 1819 erfolgten Tod mit reichem Erfolg vorstand. Über seine Publikationen, unter denen die mit Schultes in Landshut zusammen unternommene 15. Auflage von Linnés „Systema vegetabilium" die bekannteste ist, vgl. Rudio, Festschrift, S. 160, und Schröter, Usteri, S. 33.

Die gleiche Neigung zur Naturwissenschaft und Medizin führte Römer mit dem fünf Jahre jüngeren Usteri zusammen. Als Römer nach Göttingen ging, verabredeten die beiden einen Briefwechsel, der 1785—86, während Römers Studienzeit in Göttingen, und dann wieder 1787—88, während Usteris Aufenthalt in Deutschland, aufs eifrigste gepflegt wurde. Ausnahmsweise ist er von beiden Seiten in der Usterischen Sammlung enthalten. Von Römer sind 55, von Usteri 84 Zettel und Briefe vorhanden. Die beiden Freunde schreiben sich über ihre Lehrer und neue botanische Schriften, überschicken sich Samen und Zwiebeln, Pflanzen zum Determinieren, sprechen über ihre Sammlungen von Pflanzen, Konchylien und Mineralien, teilen sich gegenseitig ihre Bücherankäufe mit und schmieden Projekte großartiger gemeinsamer literarischer Unternehmungen. 1785 denken sie ernstlich an eine Fortsetzung von Hallers Bibliotheken, von Erxlebens Naturgeschichte, an eine Geschichte der Medizin, eine medizinische Enzyklopädie, 1786 an ein Journal über alle Teile der Medizin und Chirurgie.

Aus solchen Plänen ging dann nach Römers Rückkehr der Entschluß der beiden Zürcher hervor, ein „Botanisches Magazin" herauszugeben, die erste botanische Zeitschrift im deutschen Sprachgebiet. Im Dezember 1786 wurde sie angekündigt und 1787 erschienen die ersten Stücke. Als Usteri im August 1787 nach Deutschland abging, mußte wieder ein lebhafter Briefwechsel den persönlichen Verkehr der beiden jungen Herausgeber ersetzen. Im Mittelpunkt steht jetzt das „Botanische Magazin", die Beschaffung und Beschaffenheit des Materials an Abhandlungen, Anzeigen und Rezensionen; dabei üben die beiden an ihren Mitarbeitern, aber auch gegen sich selbst oft merkwürdig freimütige Kritik. So schreibt Römer am 20. Dezember 1787 von einem Beitrag des Hofrats und Ritters Murray in Göttingen: „Ich muß dir doch einenweg auch sagen, daß ich Murrays Aufsatz für das Schlechteste halte, was bisher in unserm Magazin erschienen ist, und daß, wenn es ihm etwa einfiele, uns wieder mit etwas Ähnlichem zu beehren, ich an deiner Stelle ihn fürohin nicht mehr um Beyträge bemühen würde." Am 20. November 1787 beklagt er sich über Usteris schlechte Schrift, die dem Setzer nicht lesbar sei, und am 22. Januar 1788, er sei in „höllischer Verlegenheit", weil ihn Usteri mit der Beschaffung des versprochenen Materials stecken lasse. Trotz solcher Erfahrungen schlägt Römer Usteri am 17. Januar ein förmliches Bündnis vor, „künftig, Übersetzungen und Gelegenheitsschriften ausgenommen, alles unter unsern beyden Namen herauszugeben und auch würklich, nach deiner Rückkunft beständig, und jetzt, so viel es sich thun läßt, mit einander zu arbeiten." Anderseits erklärt er Usteri am

14. Juni: „Deine Rezension von Medicus (vgl. Bot. Mag. IV, S. 83 ff.) werde ich bis auf deinen weitern ausdrücklichen Befehl nicht abdrucken lassen. Du würdest dich gewiß damit prostituieren. Auf der einen Seite die gröbsten Schimpfreden und auf der andern baare, handgreifliche Schmeicheleyen! Daß Medicus grob und ungerecht war, berechtiget das dich, auch grob und ungerecht zu seyn? Konntest du nicht dem Murray die ärgsten Sottisen ridendo sagen, ohne dich dabey so sehr zu compromittiren?" Usteri erwidert ihm hierauf am 12. Juli, daß er ihm durchaus keinen „ausdrücklichen Befehl" zum Abdruck geben wolle, ihm aber nicht verberge, daß er ihn wünsche.

Bei Usteri müssen zur wissenschaftlichen Geringschätzung Prof. Murrays noch persönliche Gründe hinzugekommen sein. Schon am 5. Jan. 1788 entwirft er von ihm folgende Charakteristik: „Ein kleiner, eingebildeter, neidischer, stolzer, eigennütziger Mann, der für die Botanik höchst wenig geleistet hat, nichts zu leisten im stand ist, der auf seinem M. D. sich weiß Gott was dünkt, dessen Colleg noch weniger als sein Buch werth ist, der Botanik ganz untauglich lehrt, den Studenten auch sonst nichts nützt." Im gleichen Brief nennt ihn Usteri einen „schnöden Kerl", der ihn beleidigt habe, und mit dem er nicht das Geringste mehr zu tun haben wolle.

Interessant sind Usteris Briefe aus Wien, wohin er über Erlangen und Nürnberg reiste und wo er im Mai 1788 nach sechstägiger Donaufahrt anlangte. Die herrlichen botanischen Gärten in Wien und Schönbrunn unter Jacquins Leitung entzücken den Botaniker, weniger das zwar trefflich eingerichtete, aber von Quarin despotisch regierte Hospital den Mediziner. Von Berlin schreibt er, es gefalle ihm weit besser als Wien. Er macht auf der Reise die persönliche Bekanntschaft mit den Botanikern Willdenow, Schreber, Sprengel, Hedwig und Batsch. Am 8. September schreibt Römer an Usteri: „Nun zähle ich Tage und Stunden und Minuten, bis ich dich wieder umarmen kann," und am 16. Oktober Usteri an Römer: „Recht sehr wird es mich freuen und ich bitte dich auch darum, daß du mir entgegenkommst."

Die innige Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft, die sich auch in dem von beiden gemeinsam herausgegebenen „Hallers Tagebuch der medizinischen Literatur der Jahre 1745—74" (Bern 1789—91, 3 Bde.) bekundete, ging aber in die Brüche. Mit dem Streit, den Usteri im Bund mit Medicus gegen die Linnéisten bezw. ihr Haupt Murray führte, war Römer nicht einverstanden und hielt darauf, es in der Zeitschrift zu zeigen (VI S. 129; IX 144; X 196, XII 120). Dazu scheint die Abneigung Römers gekommen zu sein, für das wenig einträgliche Unternehmen finanziell mit einzustehen. Er trat von der Redaktion der Zeitschrift zurück und überließ sie Usteri, der sie unter dem Titel „Annalen der Botanik" von 1791 an allein fortsetzte. Die innere Entfremdung, die zwischen den beiden Freunden damit eingetreten war, zeigt sich darin, daß Römer wiederholt Konkurrenzzeitschriften ins Leben rief, 1794 ein „Neues Magazin für die

Botanik", das freilich nur einen Jahrgang erlebte, und 1796—1803 ein „Archiv für die Botanik". Auch aus den Äußerungen der Korrespondenten Usteris geht hervor, daß dieser aus seinem Bruch mit Römer kein Hehl machte. So schreibt Willdenow am 22. Mai 1792: „Ich glaube, daß es deinem Namen nicht vorteilhaft sein würde, die Annalen gleich aufhören zu lassen, weil sonst Dr. Römer leicht glauben könnte, ohne ihn könne kein dergleichen Werk bestehen." Und am am 4. Sept. 1793 bemerkt Persoon, er bedaure, daß Usteri zu Römer in keinem guten Verhältnis zu stehen scheine, da ihm die an Römer überschickten Briefe so spät zukommen, und am 25. Aug. 1794, die Berichte Usteris über das Betragen und die Denkungsart des Herrn Dr. Römer bestätigen leider seine Vermutungen; die wenigen Gelehrten, die ihn in Göttingen gekannt hätten, schildern ihn als einen eigensinnigen und etwas zanksüchtigen Mann. Doch nahm Usteri 1796 in seinen Annalen (XIX 107) eine Selbstankündigung von Römers Garten-Enzyklopädie auf. Die Entfernung Usteris von Zürich in seiner helvetischen Stellung von 1798 veranlaßte die ehemaligen Freunde, wieder einige Briefe miteinander zu wechseln, deren kühle Geschäftsmäßigkeit indes kaum an das frühere Verhältnis erinnert. Am meisten Interesse bietet ein kurzer Brief Usteris vom 15. April 1798, durch den er die Leitung des botanischen Gartens an Römer übergibt.

24. Roth, Albrecht Wilhelm, Arzt und Botaniker zu Vegesack.

1787: 13. II; 10. VIII. 1788: 25. I; 12. XII. 1789: 18. X. 1791: 14. I; 21. IV; 17. XI.

(Focke, Allg. deutsche Biogr. 29. S. 30.)

Geb. 6. Jan. 1757 zu Döttlingen in Oldenburg, wurde Roth Kreisphysikus in Vegesack bei Bremen und starb 16. Okt. 1834. Er war einer der fleißigsten Mitarbeiter des „Magazin" und der „Annalen". Das botanische Magazin nennt ihn einen „unermüdeten Pflanzenforscher" (I 160), einen „der schärfsten botanischen Beobachter" (IV 102). Usteri widmete ihm das 5. Stück seiner Annalen.

In seinen Briefen bittet Roth Usteri um möglichst viele Alpenpflanzen für seine Sammlung, die daran noch ganz arm sei, wogegen er ihm alle einheimischen und einige ausländische Pflanzen, die er doppelt habe, anbietet. Im übrigen beschlägt die Korrespondenz einzelne botanische Beobachtungen und Arbeiten Roths, den Dank für übersandte Schriften Usteris ꝛc.

25. Schrader, Heinrich Adolf, Botaniker in Göttingen.

1790: 6. XII. 1791: 25. XI. 1793: 6. V; s. d. 1796: 25. I; 1. VI; 7. VIII. 1797: 18. V; 13. VII; 5. VIII.

(Wunschmann, Allg. deutsche Biogr. 32, S. 429.)

Geb. 1. Jan. 1767 in Alfeld bei Hildesheim, wurde Schrader 1803 außerordentlicher Professor und Direktor des Botanischen Gartens und 1809 Ordinarius in Göttingen, wo er 21. Okt. 1836 starb. Seine wissenschaftlichen Arbeiten liegen auf dem Gebiet der systematischen Botanik. Usteri widmete ihm 1796 das 18. Stück seiner Annalen.

Die Schraderschen Briefe handeln von den Beiträgen des Verfassers zu den Annalen, bezw. den darin erschienenen Anzeigen von Schraders Schriften und haben mehr das Gepräge geschäftlicher Mitteilungen.

26. v. Schrank, Franz von Paula, Botaniker in Ingolstadt, später in München.

1789: 16. II. 1792: 8. I.; 15. V. 1793: 4. I; 1. IX.

(Wunschmann, Allg. deutsche Biogr. 32, S. 450.)

Geb. 21. Aug. 1747 in Varnbach bei Schärding, wurde Schrank Jesuit, nach Aufhebung des Ordens Professor in Amberg, Burghausen, 1784 in Ingolstadt, wo er zugleich Landwirtschaft, Berg- und Forstwissenschaft, Botanik und Zoologie zu lesen hatte, dann in Landshut. 1809 wurde er als Direktor des botanischen Gartens und Mitglied der Akademie nach München berufen, wo er am 22. Dez. 1835 starb. Er war Verfasser einer „Bayrischen Flora", einer „Flora Monacensis" usw. Usteri widmet dem bayrischen Naturforscher, der dem Magazin und den Annalen Beiträge lieferte, 1792 das 3. Stück der Annalen.

In seinem ersten Brief von 1789 klagt Schrank, seine Besoldung sei so geschmälert, daß er keine Bücher mehr kaufen könne; er müsse sein Talent im Alter der vollkommensten Reife zu Grabe tragen, hoffe aber, daß seine im Druck liegende „Bayerische Flora" für ihn kein unrühmliches Grabmal sein werde. Die spätern Briefe atmen keine so trübselige Stimmung; der vom Mai 1793 enthält eine förmliche Rezension von Usteris Anthropologie, die Schrank mehr verschlungen als gelesen habe, und den Dank für die Ehre, die ihm die Zürcher Naturforschende Gesellschaft auf Usteris Fürwort durch Aufnahme unter ihre Ehrenmitglieder erwiesen habe.

27. v. Schreber, Johann Christian Daniel, Professor in Erlangen.

1789: 3. II; 9. III; 26. XI.

(Wunschmann, Allg. deutsche Biogr. 32, S. 465.)

Geb. 17. Jan. 1739 zu Weißensee in Thüringen, studierte Schreber Botanik in Upsala unter Linné, wurde 1770 als Professor der Medizin und Naturgeschichte nach Erlangen berufen, 1773 Direktor des botanischen Gartens, 1776 des naturhistorischen Museums, 1793 geadelt. Seiner Verehrung für Linné, unter dessen Schülern er einer der bedeutendsten war, gab er Ausdruck durch die Neubearbeitung der 8. Auflage der „Genera Plantarum" (1789—91) und

der „Amoenitates academicae“ (10 Bde. 1787—1790). Usteri widmete ihm das 10. Stück seiner Annalen. Er starb 10. Dez. 1810.

In seinen drei Briefen von 1789 gedenkt Schreber des Besuchs, den ihm Usteri 1788 auf seiner Durchreise durch Erlangen gemacht hatte, wünscht Sämereien für seinen botanischen Garten und handelt von seinen Aufsätzen für das botanische Magazin. Seinem letzten soll ein Brief von Prof. Forster mit arabischen und koptischen Wörtern angefügt werden, für die Breitkopf in Leipzig die Typen liefert mit der Bitte, daß der Verleger des Magazins, Füeßli, sie auf die Ostermesse wieder nach Leipzig mitbringe. Schreber besorgt für Usteri den Paketverkehr mit Dr. Roth in Vegesack und bittet ihn, sich beim Verleger des Magazins zu erkundigen, ob er den Verlag einer französischen Arbeit von Gerard, dem Verfasser der „Flora Galloprovincialis“, über die Naturgeschichte des Plinius, welche manche wichtige Aufklärung über die Gewächse der Alten liefere, übernehmen wolle.

28. Senebier, Jean, Bibliothekar und Naturforscher in Genf.

1793: 28. IX. 1795: 8. VII. 1796: 22. I. 1797: 31. X. 1801: 21. VIII.

(Wolf, Biogr. III, S. 277. De Montet, Dict. biographique des Genevois et des Vaudois.)

Jean Senebier, geb. 6. Mai 1742 in Genf, 1765 Prediger, 1773 Oberbibliothekar in der Vaterstadt, gest. 22. Juli 1809, wurde durch seine „Histoire littéraire de Genève“ der Begründer der Literaturgeschichte der welschen Schweiz, wie anderseits durch seine pflanzenphysiologischen Arbeiten ein hervorragender Naturforscher. Den „berühmten Mitbegründer der neuern Ernährungsphysiologie“ nennt ihn Schröter (Usteri S. 33). Usteri widmete ihm das 7. Stück der Annalen.

Die Korrespondenz Senebiers, deren Stückzahl durch Verwertung einzelner Briefe für den Druck in den Annalen (III 240, X 126, XV 119) gelitten zu haben scheint, bewegt sich um die Beiträge, die der Genfer für Usteris Annalen geliefert hat, um seine Experimente für die Pflanzenphysiologie, um die Reisen des italienischen Naturforschers Spallanzani, dessen Schriften Senebier zum Teil übersetzte. 1801 schreibt Senebier an Usteri: „Je me plains toujours que vous ayez abandonné la botanique; vos annales manquent à cette science et elles me manquent en particulier beaucoup.“

29. Sömmering, Samuel Thomas, Anatom in Mainz, Frankfurt und München.

1791: 13. XI.

(Jännicke, Allg. deutsche Biogr. 34, S. 610.)

Geb. 28. Jan. 1755 in Thorn, wurde Sömmering Lehrer der Anatomie in Kassel, 1784 in Mainz, siedelte 1797 als Arzt nach Frankfurt, 1805 als königlicher Leibarzt, Geheimrat und Mitglied der Akademie nach München über.

Seine letzten Jahre verbrachte er wieder in Frankfurt, wo er am 2. März 1830 starb und wo ihm ein Denkmal errichtet wurde. Sömmering war der größte deutsche Anatom in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, hat aber auch auf andern Gebieten Hervorragendes geleistet. So hat er den ersten galvanisch-elektrischen Telegraphen erfunden, der freilich praktisch noch nicht brauchbar war.

Der einzige Brief Sömmerings an Usteri verbindet mit dem Dank für seine Ernennung zum Mitglied der von Rahn gestifteten Helvetischen Gesellschaft der Ärzte interessante Bemerkungen über seine Auffassung von der Aufgabe eines anatomischen Werkes und über seine Vorgänger, namentlich über Albinus; je mehr er ihn studiere, je mehr bewundere er ihn.

30. Sprengel, Kurt, Mediziner und Botaniker in Halle.

1789: 9. I; 1. VI. 1790: 22. XI.; s. d. 1792: 2. X.

(Wunschmann-Pagel, Allg. deutsche Biogr. 35, S. 296.)

Geb. 3. Aug. 1766 in Boldekow bei Anklam, wurde Sprengel 1789 außerord. Professor der Medizin in Halle und 1795 Ordinarius. 1797 übernahm er die botanischen Vorlesungen und die Verwaltung des botanischen Gartens. Er starb am 15. März 1833. Sprengel war einer der vielseitigsten und gelehrtesten Botaniker seiner Zeit (nicht zu verwechseln mit seinem Onkel Konrad Sprengel, Rektor in Spandau, dem „Begründer der modernen Blütenbiologie", Schröter, Usteri S. 40), und zugleich Verfasser einer fünfbändigen Geschichte der Medizin.

Sprengel machte 1788 die persönliche Bekanntschaft Usteris auf dessen Rückreise von Berlin nach Göttingen. Dieser schreibt an Römer: „Sprengel ist ein sehr guter Mann, in seinen Schriften viel einbildischer als im Umgang." In der Folge schickten die beiden einander ihre Publikationen und schrieben sich als gute Freunde; fragte ihn doch Sprengel 1790 an, ob er nicht zu seiner Hochzeit nach Halle kommen wolle. Er meldete ihm, daß Juncker wahrscheinlich als Prof. ord. med. nach Petersburg gehe und er dann in Halle der einzige Extraordinarius sei. 1792 überschickte er Usteri den ersten Teil seiner „Geschichte der Arzneikunde" und bat ihn über den „großen Konrad Geßner" Nachrichten mitzuteilen, sowie, wenn er Gelegenheit habe, sein Buch in Italien bekannt zu machen.

31. Storr, Gottlieb Konrad Christian, Professor in Tübingen.

1789: 6. II.; 6. VII.; 26. IX.; 15. XII. 1790: 4. III.; 24. VI. 1791: 12. III.; 30. VIII. 1792: 29. III. 1793: 1. VII.

(Hamberger-Meusel VII, S. 633, X, S. 716; Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen, S. 258.)

Geb. 16. Juni 1749 in Stuttgart, wirkte Storr 1774—1801 als Professor der Medizin und Naturgeschichte in Tübingen. Usteri widmete ihm das 8. Stück seiner Annalen.

Ein Besuch, den Usteri 1789 in Tübingen machte, ohne Storr zu treffen, gab zum Briefwechsel Anlaß. Der Tübinger Gelehrte drückte seine Befriedigung aus, die Besorgung des Zürcher botanischen Gartens nun in so guten Händen zu wissen und das ins Stocken geratene ehemalige Samentauschverhältnis mit Zürich zu erneuern. Er anerbietet sich, das treffliche Gärtnersche Werk „de fructibus et seminibus plantarum" im Magazin zu besprechen und Usteri die in Tübingen herauskommenden medizinischen Dissertationen, sowie die „Gelehrten Anzeigen", in denen er die chemischen, botanischen und naturhistorischen Artikel verfasse, zuzusenden. Überbringer des Briefs vom 26. September 1789 ist „Herr v. Humbold von Berlin, der sich bei seinem Aufenthalt in Zürich die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu erwerben bemüht seyn wird". 1790 wundert sich Storr, daß selbst „so sehr dahinreißende Ereignisse", wie Usteris Verheiratung, seiner literarischen Tätigkeit nicht den mindesten Eintrag tun. Im übrigen handeln die Storrschen Briefe von Rezensionen, von Zusendung von Schriften und Sämereien. 1791 bittet Storr Usteri, ihm Tremolith und andere Mineralien vom Gotthard zu verschaffen. 1793 schreibt er: „Da Ihr Freund Willdenow Hrn. Medicus seit einiger Zeit die Wahrheit unverhüllt zu sagen übernommen hat, wird wohl dieser streitbare Knappe seinen Speer nicht säumen gegen die botanischen Annalen aufzuheben ... Ich konnte mich nicht enthalten, bei der Anzeige einiger Aufsätze von ihm in Ihren Annalen etwas von meinem Unmuth über den despotisch-anarchischen Unfug dieses botanischen Jacobiners blicken zu lassen."

32. Trattinick, Leopold, Botaniker und Entomologe in Wien.

1792: 24. XII. 1793: 8. III.; 27. V.; 26. IX.

(Wunschmann, Allgem. deutsche Biogr., 38, S. 498; Wurzbach, Österr. Lex., Bd. 46.)

Geb. 26. Mai 1764 in Klosterneuburg, wurde Trattinick 1808 Kustos der vereinigten Hof-Naturalienkabinette in Wien und starb 14. Januar 1849. Trattinick war Herausgeber einer „Flora Austriaca sicca" und hat eine Menge botanischer Kupferwerke erscheinen lassen, die viel Geld verschlangen, ohne die Wissenschaft wesentlich zu fördern.

Der österreichische Botaniker, der in Usteris Annalen seinen Enthusiasmus für die Botanik sogar dichterisch zum Ausdruck brachte (V, 134), dankt Usteri für die Anzeige seiner „Flora Austriaca sicca", übersendet ihm die fertigen „Centurien" derselben und meldet ihm zugleich allerlei Neuigkeiten über fremde „Botanisten" und Entomologen in Wien, über einen „Hortus", den er sich angelegt, der bereits 1000 Spezies enthalte, über seine vollendeten und geplanten Arbeiten und anerbietet für einen befreundeten Entomologen Mark in Klosterneuburg Insektentausch.

33. Villars, Dominique, Arzt und Botaniker in Grenoble, später in Straßburg.
1789: 8. III. (Didot, Biogr. univers., 46, S. 178.)

Dominique Villars, geb. 14. November 1745, seit 1782 Leiter des Militärhospitals zu Grenoble, seit 1783 Lehrer am botanischen Garten daselbst, 1805 als Professor der Naturgeschichte nach Straßburg versetzt, gest. 27. Juni 1814, war Usteri vermutlich durch seine „Histoire naturelle des plantes du Dauphiné" (Grenoble, 1786—89) bekannt geworden, so daß er sich in einem lateinischen Brief an ihn wandte. Der südfranzösische Botaniker entschuldigt sich: „notre langue française, par son universalité, nous autorise à devenir paresseux ou peut-être parfois ignorans, par l'espoir que le français est connu partout." In Grenoble sei ein öffentlicher Garten, der aber nichts als die Pflanzen der Provinz enthalte. Von seinen Druckschriften schreibt er: „Si j'ai eu quelque succès, je le dois en partie aux ouvrages de Linné et de Haller."

34. Vogel, Benedikt Christian, Professor in Altdorf bei Nürnberg.
1790: 9. III.; 2. VIII. 1792: 9. VII. 1793: 14. IV.

(Hamberger-Meusel VIII, S. 227.)

Benedikt Christian Vogel, geb. 24. April 1745, 1767 Professor der Medizin und Botanik an der (1809 aufgehobenen) Universität zu Altdorf bei Nürnberg, bemühte sich um die Fortsetzung des schon 1750 begonnenen, von Haller gerühmten Ehret-Trewschen Pflanzenwerks und wurde darin durch günstige Rezensionen in Usteris Annalen unterstützt (II, 73, 196, V, 112). Die nicht sehr gehaltreichen Briefe des Altdorfer Professors melden hauptsächlich von einem gegenseitigen Verkehr durch Überschicken von Samen.

35. Wedekind, Georg Christian, Mediziner in Mainz, Straßburg, später in Darmstadt.
1793: 14. VI.; 11. VIII.; 8. X.; 30. X.

(Bockenheimer-Pagel, Allgem. deutsche Biogr. 41, S. 396.)

Wedekind, Georg Christian, geb. 8. Januar 1761 zu Göttingen, wo er sich zum Arzt ausbildete, wurde 1787 als Professor der Therapie an die neugeschaffene Hochschule in Mainz berufen, schloß sich aber hier dem Kreis von mißvergnügten Beamten und Gelehrten an, die sich an den Grundsätzen der französischen Revolution begeisterten, und trug zu dem Gelingen des Handstreichs General Custines auf Mainz im Oktober 1792 bei. Custine nahm Wedekind als Armeearzt in Dienst, und dieser war wie Georg Forster einer der Führer des republikanischen Klubs, der die Einverleibung des von den Franzosen besetzten Landstrichs am Rhein in die Frankenrepublik betrieb. Im Frühling 1793 umschlossen die Truppen die Koalition Mainz, das Wedekind rechtzeitig verlassen hatte. Als französischer Militärarzt nach Straßburg versetzt,

beteiligte er sich an den Parteikämpfen der fränkischen Republik, zuerst als Jakobiner, hernach als Anhänger des Direktoriums und schließlich Bonapartes. Unter dem Konsulat kam er wieder als Armeearzt nach Mainz, wurde 1808 als Leibarzt des Großherzogs an den Hof von Darmstadt berufen, 1809 in den Freiherrenstand erhoben, und starb 28. Oktober 1831. Wedekind war ein ebenso tüchtiger Praktiker als beachtenswerter arzneiwissenschaftlicher Schriftsteller.

Die Briefe Wedekinds gehören eigentlich nicht hieher, da sie die wissenschaftliche Tätigkeit Usteris so gut wie nicht berühren; aber sie sind interessant als ein Stimmungsbild des Jahres 1793 für jene in Frankreich umherirrenden Mainzer Republikaner. Während Mutter, Schwester, Frau und Kinder Wedekinds in der kurmainzischen Festung Königsstein am Taunus gefangen gehalten wurden, ersuchte dieser von Straßburg aus im Juni 1793 Usteri, der ihm einmal nach Mainz geschrieben hatte, um Zuweisung literarischer Arbeiten, damit er seine Familie unterstützen könne. Im August dankt er Usteri für seine Bemühungen; Mainz sei wahrscheinlich durch Verräterei verloren gegangen. Im Oktober meldet er, er habe nach Paris reisen müssen, um vor dem Revolutionstribunal gegen Custine, der so viel Personen unglücklich gemacht, zu zeugen. Die Hinrichtung Custines entlockt ihm den Ruf: „Fielen mit ihm gleich alle andern, die unsere Republik täuschen!" Am Ende des Monats schreibt er, er atme Schweizerluft und sehe Schweizerberge, da die Grenze kaum zwei Stunden entfernt sei. Er habe auf die Ankunft seiner Frau gehofft. „Leider hoffe ich kaum mehr. Ich habe nicht einmal Briefe von ihr seit dem 10. Oktober. Wo mag sie sein, die Geliebte?"

36. Willdenow, Karl Ludwig, Botaniker in Berlin.

1788: 22. II.; 19. X.; 22. XI.; 12. XII. 1789: 13. I.; 4. IV.; 1. VI.; 18. VII.; 11. VIII. 1790: 9. I.; 16. II.; 10. IV.; 19. VII.; 4. IX. 1791: 26. III.; 4. X.; s. d. 1792: 22. V.; 16. VI. 1793: 9. III.; s. d.; 8. X. 1795: 6. VI.; s. d. 1796: 2. I.; 18. III. 1797: 18. II.; 7. IV. 1799: 8. II. 1804: 17. III.

(König, Allg. deutsche Biogr. 43, S. 252, ff.)

Der bedeutendste unter den botanischen Freunden Usteris ist Karl Ludwig Willdenow. Geb. am 22. August 1765 in Berlin als Sohn eines Apothekers, der ihn durch seinen Schwager Gleditsch, ersten Aufseher am botanischen Garten, und den Chemiker Klaproth sorgfältig auf den Pharmazeutenberuf vorbereiten ließ, bildete er sich an der besten Pharmazeutenschule, die Deutschland damals besaß, an der Wieglebschen Anstalt zu Langensalza, zum Apotheker aus, studierte dann aber Medizin in Halle und tat sich 1789 in Berlin als Arzt und Apotheker auf. Aber von Jugend auf hatte es ihn zur Botanik getrieben; Gleditsch und der Rektor Sprengel von Spandau, mit denen er die Standorte seltener Pflanzen um Berlin aufsuchte, hatten diesen Forschertrieb gepflegt. Sein erstes

Werk „Florae Berolinensis prodromus“ (1787) machte ihn in botanischen Kreisen bekannt und führte ihn mit Alexander von Humboldt zusammen, mit dem ihn eine immer innigere Freundschaft verband. 1792 erschien sein berühmter „Grundriß der Kräuterkunde“, der in Berlin sieben Auflagen, in Wien zwei besondere Ausgaben erlebte und mehrfach übersetzt wurde. 1798 begann seine Neuausgabe von Linnés „Species plantarum“, die ihn zum ersten Systematiker der Zeit erhob. Im gleichen Jahre wurde ihm die Professur der Naturgeschichte am medizinisch-chirurgischen Institut in Berlin übertragen; 1801 wurde er zum „Botanisten der Akademie der Wissenschaften und zum öffentlichen Lehrer der Botanik“ (am Forstinstitut und an der Pépinière) ernannt, und als 1810 die Berliner Universität ins Leben gerufen wurde, war Willdenow der selbstverständliche Inhaber des ordentlichen Lehrstuhls für Botanik. Aber eine Reise nach Holland, Belgien und Paris, wohin er ging, um Humboldts aus den Tropen mitgebrachte Pflanzenschätze zu studieren, legte den Grund zu der Krankheit, die am 10. Juli 1812 den erst 47jährigen Gelehrten dahinraffte. „Willdenow war kein einseitiger Systematiker, sondern ein Botaniker, der den wissenschaftlichen Vergleich übte.“ Er ist der geistige Urheber der „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen“, die sein großer Freund Humboldt 1807 zu einer besondern Schrift ausgestaltete. „Er hat zuerst die Scheidelinie zwischen der europäischen und der mediterranen Flora gezogen, zuerst die drei großen Florengruppen unterschieden, die wir jetzt die boreale, die tropische und die australische Florenreichsgruppe nennen, zuerst die drei großen pflanzengeographischen Mittelpunkte aufgefunden, die wir kurz als das klimatologische, das geologische und das biologisch-migratorische Problem zu bezeichnen pflegen“ (König).

Mit diesem hervorragenden deutschen Botaniker unterhielt Usteri, was der Urheber seines Lebensbildes in der deutschen Biographie nicht zu wissen scheint, über ein Jahrzehnt hindurch den lebhaftesten und intimsten Briefwechsel. Willdenow war der fleißigste und andauerndste Mitarbeiter von Usteris botanischen Zeitschriften, er lieferte zahlreiche Abhandlungen, Auszüge und Rezensionen für das „Magazin“ und die „Annalen“. Durch Vermittlung Usteris ließ der Berliner Gelehrte seine „Historia Amaranthorum“ 1790 bei Ziegler in Zürich drucken und vom Winterthurer Schellenberg mit Kupferstichen versehen (Bot. Mag. X, S. 139). Zu gleicher Zeit erschien in Zürich von ihm die Lebensgeschichte seines Onkels Gleditsch, des Direktors des Berliner botanischen Gartens, mit Beiträgen von Usteri. Usteri widmete 1790 seinem Berliner Freund den ersten Band seines „Delectus Opusculorum Botanicorum“, für den Willdenow eine noch ungedruckte Abhandlung beisteuerte (Schröter, Usteri, S. 39). Im gleichen Jahr kündigten Usteri und Willdenow im „Magazin“ (X, S. 177) eine gemeinsame Publikation „Acta Botanicorum“ an, deren erster Band bei Himburg in Berlin erscheinen werde; diese Acta sollten aus den Schriften aller bekannten

Akademien die Abhandlungen über neue Pflanzenarten oder wichtige botanische Beobachtungen zusammenziehen. Jahrelang beschäftigte auch die beiden Freunde das Projekt einer von ihnen gemeinsam herauszugebenden großen botanischen Monatsschrift.

Ein Zeugnis der engen Gemeinschaft, die zeitweilig den Berliner mit dem Zürcher Botaniker verband, sind 30 Briefe Willdenows, die wohl den wertvollsten Teil des botanischen Briefwechsels Usteris ausmachen.

Willdenow eröffnete noch als „Candidat der Arzeneygelahrtheit" den Briefwechsel am 22. Feb. 1788, indem er wegen des Vergnügens, das ihm das Botanische Magazin als die erste Zeitschrift dieser Art bereitete, Usteri bat, ihm seine Freundschaft zu schenken und Briefwechsel und botanischen Tausch mit ihm zu unterhalten. „Unsere Flur ist zwar so reich nicht, wie die mit Alpen besäte Schweiz; doch denke ich vielleicht ein und anderes seltene Gewächschen abgeben zu können". Zugleich bot er Usteri Beiträge für das Magazin an. Gerne ging dieser auf das doppelte Anerbieten ein. Im Sommer 1788 machte er in Berlin die persönliche Bekanntschaft Willdenows, der ihn als Mensch und als Gelehrter gleich anzog: „Willdenow ist ein herrlicher Mann, ebenfalls äußerst gefällig und recht sehr geschickt," schrieb er am 5. August an Römer und am 28: „Willdenow ist einer unserer ersten Botaniker und ein trefflicher Mann an Kopf und Herzen."

Nach Usteris Heimkehr ging der Briefwechsel zwischen Zürich und Berlin in munterem Tempo weiter. Willdenow übersendet Usteri Abhandlungen und Rezensionen, sowie die Ankündigung des blütenbiologischen Werkes des Rektors Konrad Sprengel. Er gibt dem Zürcher Freund Weisungen über den Druck seiner Schriften in Zürich und die beizufügenden Tafeln, hält ihn auf dem Laufenden über seine wissenschaftlichen Arbeiten, nennt ihm Werke französischer, italienischer und spanischer Botaniker, die er in dem besser gelegenen Zürich oder in Paris durch Cavanilles für ihn erwerben solle, und bezeichnet ihm die Samen, die er ihm aus dem Zürcher Garten schicken solle. Sogar grünen Schweizerkäse läßt sich Willdenow durch Usteri besorgen. Dafür sendet er diesem das Verzeichnis seiner Bücher, damit er davon benutze, was ihm lieb sei. Mit solchen Aufträgen verbindet Willdenow mitunter seinen Spott über die Ernennung eines „ganz unbotanischen" Geheimrats zu Gleditschs Nachfolger am Berliner Botanischen Garten und leise Klagen über die Bedrohung der Geistesfreiheit durch die Luft, die am Hofe des „vielgeliebten" Königs Friedrich Wilhelm II. weht. Aber auch dem Freund gegenüber hält er bisweilen mit mildem und doch entschiedenem Tadel nicht zurück. „Ich schmeichle nicht gern," schreibt er am 12. Dez. 1788, „und sage die reine Wahrheit; deswegen bitte ich auch Sie mit mir ganz aufrichtig, ohne Rückhalt zu verfahren und zu sagen, was Sie über meine Arbeit urtheilen; aber darum bitte ich Sie nochmals; ich verlange Wahrheit, nicht Lob, meine Fehler verlange ich zu wissen, und es

wird keiner bereiter sein sie zu verbessern. Es freut mich, daß Sie einem Mann wie Medicus Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber, frage ich, gehen Sie nicht zu weit? Medicus ist ein Deutscher in des Wortes vollkommenster Bedeutung, nur treibt ihn sein Eifer zu weit, er sieht nur Linnés Fehler und die anderer Menschen nicht, auch seine eigenen übergeht er... Hier verdient Medicus offenbar Tadel, freundschaftliche Zurechtweisung. Murray mag immer ein elender Stümper gegen Medicus seyn und bleiben, aber doch bitte ich Sie, lassen Sie den Groll gegen Murray nicht Ursach seyn, Medicus in einem falschen Lichte dem Publico zu zeigen."

Lehrreich ist ein Brief vom 1. Juni 1789, worin Willdenow Usteri seine Lehrmethode eingehend schildert. Am 4. September 1790 übersendet er im Namen der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde Usteri das Diplom als auswärtiges Mitglied, was dieser damit erwidert, daß er Willdenow zum Ehrenmitglied der Züricher Naturforschenden Gesellschaft erheben läßt (Annalen VIII, S. 78). Zugleich trägt ihm dieser an, das „frostige Sie" abzulegen und sich fernerhin „Du" zu nennen. Zuweilen stockt der Briefwechsel ein wenig. Am 26. März 1791 entschuldigt sich Willdenow für sein langes Stillschweigen: „Ich nahm ein Weib, mußte mich vollkommen einrichten, bezog ein anderes Quartier in meinem Nebengebäude, hatte Prozeßsachen, Erbtheilungsgeschichten unter Händen, ward krank und endlich habe mir einen Garten gekauft, darin Gewächshäuser anlegen, bauen lassen, nebenbey ward ich vom Buchdrucker geplagt, den ersten Theil der Flora germanica fertig zu schicken, und endlich kann ich dir nicht verhehlen, daß ich einen kleinen Groll auf dich hatte, und zwar deswegen, daß du in meiner Abhandlung „Zufällige Gedanken über Pflanzengattungen" viele den Sinn ganz entstellende Druckfehler hast stehen lassen." Zum Zeugnis, daß der Groll nicht sehr tief gegangen war, bittet Willdenow Usteri um bestimmte Sämereien und Pflanzen für seinen Garten.

Immer wieder beschäftigt die beiden Freunde das Projekt einer gemeinsamen Zeitschrift. Am 22. März 1792 schlägt Willdenow vor, die Annalen mit den geplanten Acta Botanicorum zu verbinden und monatlich ein Stück mit 6 Bogen Text und 2 Kupfern erscheinen zu lassen. Usteri war bereit, darauf einzugehen. Aber da die Annalen schon in der bisherigen Form die Kosten nicht deckten, und er in Zürich keinen Verleger für die erweiterte Zeitschrift fand, überließ er es dem Freund, einen solchen zu suchen. Am 9. März 1793 schrieb Willdenow, er habe sich alle Mühe gegeben, aber vergebens; „es hat keine Ohren zu periodischen Schriften... Ist es dir möglich, einen Verleger in Straßburg, Frankfurt a. M., oder vielleicht gar in der Schweiz zu finden, so berichte es mir gleich." Schließlich machte Usteri den Vorschlag, die Zeitschrift auf eigenes Risiko herauszugeben und sich in Gewinn und Kosten zu teilen, wie er denn von 1795 an die Annalen in der von ihm gegründeten Wolfschen Buchhandlung in Leipzig erscheinen ließ. Doch Willdenow wollte von einem

solchen Waguis nichts wissen. In einem Brief ohne Datum schreibt er: „Ich sage dir für deine Freundschaft und die Gefälligkeit, welche du mir erzeigest, den verbindlichsten Dank, aber Theilnehmer an den Kosten zum eigenen Druck mag ich nicht seyn“; seine Finanzen hätten einen gewaltigen Stoß bekommen, da er über 2000 Rthlr. durch Betrügereien verloren habe. Noch 1796 ist von der gemeinsamen Zeitschrift die Rede.

Am 6. Juni 1795 meldet Willdenow dem Freund die bevorstehende Geburt eines Leibeserben. Im nächsten Brief schreibt er, sein kleiner dicker Junge mache ihm viel Freude. Er übersendet Usteri für die Annalen zwei Abhandlungen, die er der königl. Akademie vorgelesen, die von ihr aber erst in zwei Jahren gedruckt würden, ferner Auszüge aus fremden Werken und Rezensionen, „also ein ganzes Stück“, zugleich aber auch zwei Verzeichnisse mit 289 und 307 Namen von Pflanzen, die ihm bei der Neuausgabe des Linné'schen Systems zur Vergleichung und näherer Berichtigung fehlen: „Wenn du von diesen trockene Exemplare doppelt besitzest, so habe die Güte, sie mir gegen andere dir fehlende zu schicken und zwar sobald es deine Zeit erlaubt.“ Sogar um Siegelabdrücke von adligen Wappen bittet er Usteri für einen sammelnden Freund und für einen andern um den Plan der von Usteris Vater gegründeten zürcherischen Töchterschule. Im Jan. 1796 wünscht er Usteris tätige Beihilfe für den Vertrieb des ersten Bandes der Schriften der Berliner naturforschenden Gesellschaft in Süddeutschland, der Schweiz und in Italien: „In diesem festen Vertrauen auf deine Güte habe ich in der Vorrede deinen Namen unter denjenigen abdrucken lassen, die sich dazu angeboten haben.“

Im Febr. 1797 überschickte Willdenow dem Freund den ersten Korrekturbogen seiner Neuausgabe von Linnés „Species Plantarum“, die einen besondern Wert dadurch erhalten werde, daß er soviel ganz neue Pflanzen darin aufstelle, und der man nicht werde Schuld geben können, wie frühern Ausgaben, Pflanzen doppelt und dreifach aufzuführen. Im April dankt er Usteri für einen Transport Samen, schickt ihm dagegen seinerseits Samen und wieder einen vor der Akademie gehaltenen Vortrag „Beyträge zur geographischen Geschichte des Pflanzenreichs“, der im 22. Stück der Annalen erschien, der letzte Aufsatz Willdenows in der Zeitschrift. Das Jahr 1798 mit seinen einschneidenden Folgen für die Schweiz im allgemeinen und Usteri im besondern unterbrach sowohl die Annalen als die Korrespondenz. Mit dem Wiedererscheinen der Annalen (23. Stück 1799) stellte sich auch der Berliner Freund wieder ein. Am 8. Febr. 1799 schrieb er: „Endlich einmal höre ich ein Wort von dir, und lieb ist es mir, daß du wieder deine Annalen fortsetzest, woran ich schon verzweifelte. Es sind mir schon viele Anträge von Botanisten gemacht worden, sie fortzusetzen, aber meine Zeit erlaubt es nicht, und sie sind in so guten Händen, daß ich sie nicht besser besorgen könnte.“ Dann folgen Nachrichten über den Fortgang des Drucks seiner „Species Plantarum“, den zweiten Band

der Schriften der Berliner naturforschenden Gesellschaft, ein großes ungarisches Pflanzenwerk, und die Anfrage, ob Cavanilles ihm schon den 4. Teil seines „Icones“ geschickt habe. Mit dem Eingehen der Annalen im Jahre 1800 lockerte sich das Band, das die beiden immer noch zusammengehalten hatte. Im März 1804 benutzte Willdenow eine Schweizerreise des Königsberger Professors Karl Gottfried Hagen, um sich seinem Schweizerfreund in Erinnerung zu rufen. „Seit einer langen Zeit sind wir zwar ganz außer Verkehr, woran die häufigen politischen Explosionen, die dein Vaterland in mehreren Intervallen betroffen haben, schuld sind. Gerne knüpfe ich den Faden wieder an.“ Aber er ließ sich eben nicht mehr knüpfen. Die Wege des Berliner Gelehrten und des Zürcher Staatsmanns und Journalisten waren zu sehr auseinander gegangen, als daß der alte Verkehr noch hätte fortdauern können.

37. Willemet, Rémi, Arzt und Naturforscher in Nancy.

1789: 7. I. (Didot, Biogr. univers. 46, S. 748.)

Pierre Rémi Willemet, geb. 13. September 1735, Arzt, Naturforscher und Leiter des botanischen Gartens in Nancy, gest. 21. Juni 1807, Verfasser einer „Flore de l'ancienne Lorraine“ (1805—1808) meldete 1789 dem damals 21jährigen Usteri als dem Herausgeber des „Botanischen Magazins“ dessen Ernennung zum Mitglied des „Kollegiums der Ärzte“ in Nancy und verband damit die Einladung zur Einsendung von Sämereien an den Jardin des plantes in Paris. „Nos botanistes de Paris souhaiteraient le plus de semences qui vous seraient disponibles sur cette liste qu'ils m'ont invité à vous envoyer pour le Jardin du Roi. Voyez, Monsieur et cher confrère, si vous pouvez contenter leur désir.“ Willemet spricht ferner über die mit ihm in Verbindung stehenden Pariser Botaniker Jussieu und Millin, über die neugegründete Société Linnéenne de Paris. Wenn Usteri Lust habe, ihr anzugehören, werde er ihn vorschlagen, und wenn er wünsche, Mitglied der Akademien von Arras und Orleans zu werden, solle er an jede einen Brief schreiben, den er mit seiner Empfehlung werde abgehen lassen. Usteri scheint von diesen Andeutungen keinen Gebrauch gemacht zu haben, doch widmete er Willemet 1795 das 16. Stück seiner Annalen. Mehr als vom Vater ist in Usteris Annalen von dem einzigen Sohn Willemets, Pierre-Rémi-François Willemet (1762—1790), die Rede. Die Gesandtschaft des Sultans von Maisur Tippu Sahib nahm den jungen Lothringer, der wie sein Vater Arzt und Naturforscher war, nach Indien mit, aber das Klima raffte ihn nach wenig Jahren in Seringapatam dahin. Usteri veröffentlichte aus dem Nachlaß des jungen französischen Botanikers ein Herbarium der Insel Mauritius (vgl. Annalen VII, 129 und XVIII, 1, 64).

III. Aus dem Briefwechsel J. J. Römers und Paul Usteris.

J. J. Römer an Usteri.

Göttingen, den 17. Juli 1785.

Lieber Freund!

Sie werden doch hoffentlich nicht böse auf mich seyn, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben. Ich sollte es indessen fast vermuthen, weil Sie mir seither nicht mehr geschrieben haben, da wir doch mit einander verabredeten, daß Sie mir allemal zwei und ich Ihnen dann einen Brief schreiben sollte. Nun habe ich aber erst ein Fragment eines Briefes von Ihnen erhalten und praeterea nihil. Also wollens wir wenigstens mit dem Böseseyn wettmachen. Doch ich hätte Ihnen im Ernst schon früher geschrieben, hätte es mir nicht an Zeit gemangelt.

Damit ich's nicht etwa vergesse! Grüßen Sie mir auch den Hr. Corrodi[1]) recht sehr. Ich werde ihm, wenn ers erlaube, auch nächstens einmal schreiben. Ich hoffe jetzt bald einen langen, langen Brief von Ihnen zu bekommen, und dann werden Sie sehen, wie lang der meinige darauf folgende werden wird. Jetzt kann er, weil in 2½ Stund die Post verreist, nicht sehr weitläufig werden.

Zuerst ein Wort von der Ihnen gegebenen Commission. Am besten würde es mich freuen, wenn selbige schon erfüllt wäre. Ist sie's aber noch nicht, so thun Sie doch alles Mögliche, daß sie bald in Erfüllung komme. Es kann mir dieses von unendlich großem Nuzen seyn. Ich fodre es aber auch nicht vergebens. Sondern so viel Disputationen Sie aus dem Ihrigen haben hinzufügen müssen, so viel will ich Ihnen wieder andere, und darunter gewiß auch recht angenehme schicken. Empfehlen Sie mich dem Hrn. Canonicus Geßner.[2]) Ich habe hier bereits für ein Paar Louisd'ors Disputationen erhandelt. Sie sind zwar etwas theuer, denn man kann solche nicht mehr so Alphabetweise kaufen, wie vor Zeiten. Aber oft kommt man par hazard zu recht schönen, guten, seltenen, theils auch wohlfeilen Stücken. Wenn ich auch für Sie sammeln soll, so sagen Sie mir's nur, aber bestimmt möchte ich die Fächer wissen, worin ich sammeln soll. Ich habe bereits eine herrliche Sammlung von, theils seltenen und kostbaren, Harz-Stufen. Da ich sie doch nach Zürich transportieren werde, so will ich selbige gern (N. B. zum Aufbehalten) Ihnen zuschicken, wenn ich nur einmal eine recht bequeme und nichts kostende Gelegenheit dazu finde.

Von der Schönheit und dem Reichthume des hiesigen botanischen Gartens können Sie sich kaum einen Begriff machen. Der unsrige ist ein rechter Zwerg dagegen. Ich habe bereits viele seltene Pflanzen gedörrt, die ich Ihnen mit

künftiger Michaelismeß, wenn Sie recht thun, zuschicken werde. Es befinden sich aber einige darunter, von denen ich ungewiß bin, ob Sie solche nicht schon haben. Diese sind: Silene atocior, Aquilegia viridiflora, Mesembryanthemum deltoideum, Erythronium dens canis, Anemone patens, alle 3 Tamaricis species, Hyacinthus Muscari, und noch ein Paar andere. Von diesen möchte ich gerne wissen, ob man sie schon zu Zürich bekäme, weil ich nicht gerne etwas schicken möchte, das sich der Mühe nicht lohnte. Wann Sie mir ein Exemplar vom Dodecatheon Meadia mitschicken könnten, so würde es mich freuen. Murray[3]), der sein Exemplar verschenkt und jetzt keines mehr hat, hat mich dafür gebeten. Schreiben Sie mir auch recht viel Neues. Wird ein schönes getrocknetes Exemplar von der Musa paradisiaca Ihnen gefallen? Schreiben Sie mir auch ohngefähr, auf was für Pflanzen ich besonders mein Augenmerk richten soll. Einen Gruß von Lavater.[4])

Ich hätte hier einen fürtrefflichen Anlaß, Beyträge zur Fortsetzung von Hallers Bibliotheca pract. zu sammeln. Wenn Sie mit mir für den gleichen Endzweck arbeiten wollten, so hätte ich Lust, so etwas zu unternehmen. Wenn wir's auch erst in 6—8 Jahren zu Stand brächten, so wär's doch noch frühe genung. Aber ich müßte bestimmt wissen, ob Sie mit mir gemeinschaftlich daran arbeiten wollten; denn ohne einen rechten Gehülfen möchte ich mich niemals an so etwas wagen. Also möcht' ich nur zuerst den Entschluß hören, und dann wollen wir schon weitläufiger darüber reden.

Ich excipiere jetzt Therapia generalis (vortrefflich), Semiotik und Chirurgia medica N.B. alle unter Richter.[5]) In den übrigen Collegien excipiere ich nicht.

Wann Sie nur nicht von Zwingli[6]) angesteckt werden. Ich habe schon wieder an die 70 kleine Tractätchen gekauft, die ich Ihnen mit Michaelismeß-Gelegenheit samt einigen Journalen werde zuschicken. Gehen Sie auch zur Frau Meisterinn und sagen ihr, sie werde noch papierne Täfelein für mein Stammbuch haben. Diese soll sie vergolden, noch 6 Stücke von Pergament dazu thun, und dann schicken Sie mir solche ohnfehlbar mit den Meßbüchern.

Adieu! ein andermal ein mehreres, von

Ihrem Freund

Römer M. St.

J. J. Römer an Usteri.

Göttingen, den 11. August 1785.

Lieber Freund!

Haben Sie vielen Dank für Ihren L. Brief, der in seiner Art der erste mir angenehme ist, den ich hier bekomme. Ich eile daher auch, denselbigen recht bald zu beantworten. Zuerst also: Ich will auch gerne sehen, wo das Ding mit Füeßly[7]) noch hinaus will. Ich habe bisher noch keine Zeile von ihm

gesehen. Er hätte mir das Pack von Ihnen und ein viel wichtigeres von meinem lieben Papa zu schicken die Gütigkeit haben sollen. Das mag er nun wohl gethan haben, aber mir hat er kein Wort davon gemeldet. Er hat mich dadurch in die schrecklichste Verlegenheit versetzet, und zu noch größerem Unglück weiß ich ganz und gar nicht, wo ich mich deßhalben anmelden soll. Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie dieser Sache wegen mit ihm sprächen und ihm sagten, er solle Ihnen nur die Adresse geben, wo ich mich deßhalben in Leipzig anmelden solle. Denn, wie gesagt, das Ausbleiben besonders des letzteren Packs setzt mich in die schrecklichste Verlegenheit.

Dodecatheon und die Tafeln ins Stammbuch erwarte ich sehnlichst. Wegen der Pflanzen kann ich Ihnen jezt, aus Mangel der Zeit, nicht die gehörige Auskonft geben, in meinem nächsten Brief sollen Sie darüber das Weitläuftigere erfahren. Vom Göttinger Garten ist kein gedruckter Catalog vorhanden, und man muß schon sehr gut mit Murray bekannt seyn, wenn man den geschriebenen zu sehen bekommen will. Der hiesige Garten ist würklich sehr groß. Murray berechnet die Anzahl der sich darin re ipsa befindenden Pflanzen auf ohngefähr 3200 species. Er ist besonders reich an sibirischen und solchen ausländischen Pflanzen, die man aus Engelland bekommen kann, z. B. Ostindische, Jamaicanische, Südseeliche, auch solche aus Japan, wozu Murrays Correspondenz mit Pallas,[8]) Banks,[9]) dem Gärtner[10]) des königlichen Gartens in Kew, und mit Thunberg[11]) das Meiste beyträgt. Murray[12]) ist würklich der Mann, wie man ihn für dieses Fach nur wünschen mag. Bis zur Schwärmerey ins Studium der Botanik verliebt, ist er zwar nicht der Mann, der jemals tiefe, seherische, glückliche Blicke ins Große und Allgemeine der Natur thun wird; aber dennoch hat er Fähigkeiten und Verstand genug, um in den Fußtapfen, die ihm sein großer Lehrer, Linné, vorgegangen ist, glückliche Fortschritte zu thun und als Systematiker und Sammler der Botanik große Dienste zu leisten. Er hat einen großen Zulauf in seinem Collegium botanices, und dennoch beklagen sich die meisten darüber, daß sie ganz und gar nichts von ihm lernen können, weil er allzu unverständlich seye. Ich für mein Theil kann nicht begreifen, wie er deutlicher seyn könnte; sein Vortrag gefällt mir ungemein wohl, und ich kann Ihnen zum voraus versprechen, daß Sie viel Vergnügen daran haben werden. Freylich wenn einer so ganz, ohne einige vorhergehende Kenntniß der Botanik gehabt zu haben, in sein Collegium kommt, so ist es unmöglich, daß er im Anfang viel versteht. Wenn er aber aufmerksam seyn wollte, so müßte er gewiß nach und nach die Botanik recht gut lernen. Das kömmt nun aber den meisten viel zu langweilig für, und sehr viele bleiben schon in den ersten Wochen aus, so daß jetzt statt 50 Zuhörer gemeiniglich 8 bis höchstens 16 vorhanden sind. In seinen Collegien erklärt er den einen Tag die Philosophia botanica, und den andern demonstriert und anatomiert er Pflanzen.

Er hat gleich vom Anfang der Collegien angefangen letzteres zu thun, damit wir so auch mit denen Pflanzen, die man nur im Winter und Frühling in der Blüthe antrifft, bekannt würden. Die demonstrierten Pflanzen theilt er sodann unter die Zuhörer aus. Im Botanischen Garten selbst darf man ohne besondere Erlaubniß nichts abpflücken, und derselbige steht für die Studiosos alle Tage, die Sonnabende ausgenommen, von 5—7 Uhr offen, zu welcher Zeit Murray meistens auch hinein kömmt und demonstriert und Pflanzen austheilt. Die öffentlichen Excursionen geschehen pünktlich alle Sonnabende, wenn's nämlich schön Wetter ist. Jedes neue Mal besucht man wieder eine neue Gegend. Auf dem Weg sammelt ein Jeder was er findet; dann versammelt man sich in verschiedenen intervallis rund um den Lehrer und zeigt ihm die gefundenen Schätze, der alsdann selbige demonstriert und im System aufsuchen läßt. Die Namen aller dieser gefundenen Pflanzen werden dann aufgeschrieben und zusammengetragen, und so bekommt man nach und nach eine recht artige Kenntniß der um Göttingen herum wildwachsenden Pflanzen. Überhaupt ist Murray unstreitig der fleißigste, unverdrossenste, gewissenhafteste der hiesigen medicinischen Professoren, der immer durch einen gewissen Grad von Ernsthaftigkeit sich in seiner Würde zu erhalten weiß und nicht, wie die meisten andern, durch untergeschobene — oft erzdumme, mitunter auch ziemlich schmutzige Possen und Zoten sich in den Augen seiner Zuhörer herabwürdigt. Geizig ist er gewiß nicht, aber etwas haushälterisch und das zwar mit allem möglichen Recht; denn es ist, wie mich däucht, seine Pflicht, daß er für seine ziemlich zahlreiche Familie sorge, zumalen da seine Gesundheitsumstände nicht die besten sind und er schon ein Paar mal bedenkliche Anfälle von Blutstürzungen und Podagra gehabt hat, die er sich durch seinen häufigen Aufenthalt in dem, oft feuchten, Garten sehr wahrscheinlich zugezogen hat. Er läßt sich seine Botanik, wie mich däucht, sehr wohlfeil, d. h. mit 6 Thlr. Cassa Geld bezahlen.

Von dem Zürcherischen botanischen Garten habe ich bey ihm nichts weniger als übel gesprochen, wohl aber von der jetzigen Administration und einem gewissen dermaligen Administrator desselbigen[13]). Würklich seitdem ich den Straßburger und Göttinger botanische Gärten gesehen habe, zweifle ich gar nicht daran, daß man nicht auch aus dem unsrigen was Rechtes machen könne. Denn gegen diese beyden gerechnet, ist der Zürcher quoad extensionem gar nicht klein, sondern nur quoad contenta. Ich habe mit Murray auch von Ihnen gesprochen und gesagt, daß hoffentlich durch Sie dermalen einst der Garten wieder in seinen vorigen Flor kommen werde. Doch genug Botanisches. Nur noch dieses, es däucht mich, die Pflanzen seyen in unserm Garten besser geordnet als in dem Göttinger. In letzterem sind die Pflanzen in verschiedene Quartiere eingetheilt, so daß die sibirischen und alsdann die jährigen, 2-jährigen und perennierenden ein besonderes Quartier haben; sonst stehen bey allen Pflanzen Nummern, die mit Röthel auf Stecken angezeichnet sind und sich auf

das geschriebene Verzeichniß beziehen. Dabey steht dann allemal die duratio und das hybernaculum plantae angezeichnet, das ist, ob sie in caldario, tepidario, frigidario oder sub divo fortkommen. Eine sehr bequeme Einrichtung für den Gärtner! Ob man vielleicht das letztere in unserem Garten nicht auch einführen könnte? Das Bosket ist sehr reich und das Treibhaus ohngefähr noch einmal so groß als das unsrige. Eine exakte Abbildung davon und von dem Garten finden Sie auf der Vignette zu Hallers hortus Goettingensis.

Gut, daß ich mich jetzt mit dem Ankauf der Dissertationen darnach zu richten weiß. In der That, wenn jeder so zweckmäßig sammelt, so bekommen wir zuletzt in Zürich ein recht niedliches Ganzes. So sammelt Rahn[14]) alle zur Materia medica gehörige, ich alle anatomische und physiologische und die besten practischen. Wenn Sie jetzt noch die naturhistorischen sammeln, so könnte es ja nicht artiger seyn. Was und wie viel ich Ihnen mit Michaelismeßbüchern schicken werde, kann ich noch nicht bestimmen. Immer so viel ich kann, aber gewiß nicht so viel ich will, denn sonst müßte ich leicht ein eigenes Kistgen dazu machen lassen.

Schicken Sie mir auch den Catalogus vom Zürcher botanischen Garten und ein Verzeichniß von meinen Fluß-Conchylien (Gehen Sie darum nur in mein Haus und sagen Sie dem Papa, er möchte Sie in das Zimmer führen lassen, wo sie sind. Sie sind noch in der alten, Ihnen bekannten Schublade), welche ich gerne wo möglich vermehren möchte.

Ich excipiere nun Therapia generalis, ein vortreffliches Collegium von Richter, welches mich sehr freut. Ferner Chirurgia medica, auch ein gutes Collegium und endlich Semiotik, welche mir aber, so wie sie Richter vorträgt, gar nicht gefallen will. Ich stehe morgens um 1/2 6 Uhr auf (denn um 6 Uhr gehe ich schon ins Collegium) und Nachts um 1/2 12 Uhr gehe ich zu Bette und befinde mich munter und gesund dabey. Alle Tage gehe ich wenigstens auch eine Stunde spazieren und trinke daneben fast nichts anders als Milch und Wasser.

Die 2 Programme von Heyne[15]) — nichts weniger als Chefs-d'œuvre! — werde ich Ihnen schicken. An der Preisfrage zu arbeiten, das fällt mir selbst im Schlaf nicht ein; man könnte ordentlich so ein halbes Jahr mit der Beantwortung zubringen, ohne ein Collegium zu besuchen. Ich bin recht wild auf Wrisberg[16]), daß er sie so dumm abgefasset hat; denn ich hätte für mein Leben gern daran gearbeitet.

Auch mir hat besonders der letzte Theil von Zimmermann[17]) über die Einsamkeit ganz herrlich gefallen. Er ist, seit ich hier bin, schon zweymal durchgereist, aber ich habe ihn noch nie zu sehen bekommen können. Tissots[18]) Büchelgen habe ich bisher noch nicht zu sehen bekommen. Den Inhalt von Fischers[19]) Inauguraldissertation werden Sie wahrscheinlich bereits aus den Göttinger Anzeigen kennen. Der erste Teil von Richters Chirurgie wird

auf künftige Michaelismeß neu aufgelegt, vermehrt und verbessert herauskommen. Sagen Sie aber diese Neuigkeit meinem Feind, dem Zwingli nicht, denn sonst würde er sein altes Exemplar verkaufen.

Wo die Kupfer zu meiner Übersetzung[20]) seyen? Ja, das weiß der liebe Gott. Ich habe bisher in meinem eignen Exemplar keines. Auch wieder eine Folge davon, daß Füeßly mich bisher noch keines Buchstabens gewürdigt hat! Ich muß Sie doch bitten, daß Sie auch darüber mit ihm reden. Die Species facti ist folgende: Da der Hr. Hauptmann und Buchdrucker Caspar Ziegler beym Goldstein die 14 oder 15 ersten Bogen meiner Übersetzung nach Leipzig versendete, so verschickte er (obschon ich ihn vorher avertiert hatte) auch alle Kupfer mit, die er damals hatte. Es war eben in der Woche, als ich verreisen mußte. Ziegler sagte mir, er erwarte noch mehrere Kupfer für die Exemplare, welche Reutiner für sich behalte, und von diesen wolle er mir sie alsdann zu meinen Exemplaren geben. Ich bate also noch am Sonntag vor meiner Abreise den Hr. Füeßly, der es auch schriftlich ad notam genommen hat, daß er dieses besorgen und mir die Kupfer zu meinen 2 mitgenommenen Exemplaren schicken möchte. Die letzten Bogen kriegte ich noch in einem Paquet, das von Hr. Ziegler selbst überschrieben und gesiegelt war, aber vergebens sah ich mich nach den Kupfern um. Wo diese nur geblieben seyen und warum Reutiner selbige nicht wolle verabfolgen lassen, das ist mir so gut ein Räthsel als Ihnen, von welchem ich aber sehr begierig den Aufschluß zu wissen wünschte.

Das Thema zu Ihrer Hundstagen Ankündigungs-Ovation war sehr late patens, denn ohne Philosophie kann ich mir keine ächte Arzneywissenschaft denken. Den Inhalt meiner Inauguraldissertation wissen die Götter, aber ich noch nicht; denn ich habe mich bisher noch nicht im Ernste darum bekümmert.

Von Pallas Flora russica ist noch kein Atom in Göttingen angekommen. Ich will's mir indessen ad notam nehmen und Ihnen Notiz davon geben, so bald ich selbige werde zu sehen bekommen haben. Aber ein anderes herrliches Werk ist des Curtis[21]) Flora Londinensis, das an malerischer Schönheit der Kupfer dem Ehret[22]) nichts nachgiebt. Kennen Sie's schon oder soll ich Ihnen eine weitläufigere Nachricht davon geben? Kennen Sie die Reliquias Houstonianas, die Baronet Banks herausgegeben hat? Haben Sie in der Straßburger Zeitung keine Recension von Murrays Opusculis und von meiner Übersetzung angetroffen? Von den Baldinger[23]) eigenen Zusätzen zur Pharmacopoea Edinburgensis wird bald eine neue ganz umgearbeitete Edition erscheinen: In dem noch nicht herausgekommenen, wahrscheinlich auf diese Herbstmesse fertig werdenden 5ten Stück von Baldingers Journal kommen sehr interessante Stücke vor, z. B. 1. Das erste Capitel aus der Therapia generalis; 2. wie man leicht Osteologie; 3. wie man leicht Botanik lernt; 4. Tabellen über die Pharmazie, um alle composita leicht zu memorieren; 5. Etwas über Semiotik, und endlich litterarische Notizen. Die 5 ersten Nummern sind sehr

interessant, es hat aber solche, — die Therapia generalis ausgenommen — noch keiner in Göttingen gesehen außer mir. Das 6te und 7te Stück eben dieses Journals werden auch sehr lehrreich. Baldinger hat auch in diesem Jahr 2 Programme herausgegeben, worin er mit der historia Mercurii et mercurialium medica fortfährt. Ich habe dem Baldinger die Fortsetzung der Schriftsteller über die Influenza geschickt, welche Sie im nächsten Band des Magazins finden werden.

Kömmt auf die Herbstmesse ein neues Stück von Füeßlis Archiv oder Magazin[24]) heraus? Von Blumenbach[25]) wird auf diese Herbstmesse ein Handbuch der Litterärgeschichte der Medizin und eines der Osteologie herauskommen, letzteres mit Kupfern. Aber eine Ilias post Homerum, und zwar von einem Mävius! Er hat zwar dem Ding dadurch einigen Anstrich zu geben gesucht, daß er in den Noten häufige Brocken aus der Osteologia comparata beygebracht hat, welche aber gar nicht in ein solches Lehrbuch passen. Das Handbuch der Litterärgeschichte wird — unter uns gesagt — ein Original von Unverschämtheit werden.

Meiners[26]) der gute, liebe, brave Meiners, der diesen Frühling sehr krank war und jetzt noch nicht ganz wieder hergestellt ist, wird auch ein Compendium der Anthropologie herausgeben, welches aber leider! nur wenige Bogen stark werden wird. Von Feders[27]) Werk über den menschlichen Willen ist der 3te Theil unter der Presse, von Murray Apparatus medicam. der 4te, und vom ersten eine zweyte Auflage. Wissen Sie, worin eigentlich das Aconitum Cammarum vom Napellus unterschieden ist?

Ich habe es nicht vergessen, sondern mit allem Fleiß der Gesellschaft[28]) kein Exemplar von meiner Übersetzung verehrt. Ich habe nur noch ein einziges für mich zurückbehalten und werde noch selbst kaufen müssen, um noch ein paar höchst nöthige Präsente damit zu machen. Übrigens werde ich es gewiß nicht vergessen, daß ich der Gesellschaft noch ein Geschenk schuldig bin; sie soll auch gewiß kein kleines kriegen; wenn ich nur etwas ausfindig zu machen im Stande wäre, das Zwingli nicht gleich unter seine Klauen bringen könnte. Wenn dieser Kerl nicht wäre, so hätte die Gesellschaft schon lange mein Präsent.

Sagen Sie auch dem Füeßly, daß, wenn er mir Hallers Bibliotheca anatomica und den Van Swieten[29]) noch nicht verkauft habe, so soll er ihn nicht mehr verkaufen. Lassen Sie mir auch bey der Frau Meisterin noch 1 Vol. Collectanea machen; ich glaube, es werde bald das 6te seyn (Sie müssen ihr nur den letzten zum Musterband geben) und schicken Sie mir ihn dann.

Da mein Brief schon groß ist und noch größer werden wird, so will ich Ihnen jetzt nur noch eine Schilderung von Richter[30]) machen, so wie er nämlich mir aufgefallen ist. Die übrigen Schilderungen verspare ich auf ein andermal. Ich muß Sie aber ein für allemal bitten, sehr behutsam damit umzugehen; denn es könnte mir doch schaden, wenn ein so infamer Mensch,

wie z. Ex. Zwingli ist, einen seiner Denkungsart gemäßen Gebrauch davon machen wollte. 2. bitte ich, eben um der vielen Neuigkeiten willen, die ich Ihnen und sehr wahrscheinlich viele davon Ihnen allein schreibe, meine Briefe sorgfältig aufzubehalten, weil selbige mir mit der Zeit vielleicht im einen oder andern wieder nüzen könnten.

Also Richter ist meines Bedünkens der größte Charlatan unter den hiesigen Professoren, der den Umständen und seinem unerhörten Glück viel mehr als seinem Fleiß und seiner Gelehrsamkeit zu verdanken hat. Es ist eine Mischung in seinem Charakter, die jeden Versuch einer kurzen Beschreibung desselbigen sehr erschwert. Politisch ist er bis zum Exzeß. Ohne Complimente in seinem Haus unter zwey Augen, ist er als Gelehrter das allerstolzeste und eingebildetste Geschöpf, das ich je gesehen habe, der immer glaubt und seinen Zuhörern unabläßig beyzubringen sucht, was er von seinem Dreyfuße herunter schwatze, seyen nichts als goldene Sprüche, jedes Recept, was er angiebt, ein arcanum. Es ist nicht zu läugnen, daß er allgemeine und besondere Therapie und Chirurgie vortrefflich lese; man muß aber auch wissen, daß er dieses vorzüglich seinem seligen Oheim und den hinterlassenen Heften desselbigen und dann auch seiner wirklich großen Gabe, eine Sache deutlich zu machen, zu verdanken habe; letztere hat er ungemein gut inne, indem er die analytische Methode befolgt. Von Theorien ist er ein abgesagter Feind, außer wenn er selbst eine neue Hypothese ausgeheckt zu haben glaubt, wo er sich dann wohl gar eine ganze Woche lang darüber aufhalten kann. Er hat den allersonderbarsten Vortrag von der Welt und will Alles, so viel immer möglich, ins Lächerliche zu ziehen suchen. Man sieht's ihm an, daß ihm bey seinem Docieren gar kein Ernst ist, daß es ihm mörderlich langweilig wird, auf dem Catheder zu stehen. Er kömmt beständig eine volle Viertelstunde zu spät und geht 5 Minuten vor dem Schlag. Daneben setzt er bey jeder kleinsten Ranferey aus, so daß man höchstens 3/5 von der Zeit, die andere Professoren mit ihrem Collegienlesen zubringen, bey ihm lesen kann. Seit er einmal, Gott weiß durch welchen Zufall, Stoll's ratio medendi zu lesen bekommen hat, ist das ein seltener Phönix unter den Krankheiten, wo er nicht etwas Gallichtes darin fände. Ein halbes Dozend Mittelchen hat er, die fast auf alle möglichen Krankheiten passen; unter diesen stehen der tus emet.[31]) in kleinen Dosen, das Opium, die China und die Ochsengalle obenan. Die Theorien, die er beybringt, sind selten neu; aber er wird sich wohl hüten, das Buch oder die Disputation anzuzeigen, wo er selbige aufgefischet hat. Wenn je jemand, ohne dafür angesehen zu werden, mit fremden Federn prangt, so wär's Richter. Wenn bey uns jemand so läse, wie bald würde er seinen 4 Wänden predigen müssen! Und doch ist Richter in Göttingen das idolum seculi! Geizig und bequem ist er über alles. Man hat noch kein Beyspiel, wo er einen armen Studenten gratis seine Collegia hätte besuchen lassen, und seine Collegia zerstückelt er in infinitum. Ich rechne,

daß ich ihm allein künftigen Winter über 30 Thaler werde bezahlen müssen. Praxis in der Stadt hat er fast gar keine, weil er sich ungeheuer und ohne alle Barmherzigkeit bezahlen läßt. Man erzählt z. B. von ihm, es sey ein sehr armer Mann zu ihm gekommen, der habe ihn um Gotteswillen gebeten, er solle doch zu seiner Frau kommen, die einer schleunigen Hilfe bedurfte. R. habe es ihm versprochen, sey aber nicht gegangen. Der Mann kam zum zweytenmal und es gieng gleich. Endlich kam der arme mit 3 Louisd'ors, und nun sey R. im Augenblick aufgestanden und habe der Frau geholfen. Mit den Studenten giebt er sich außer den Collegien gar nicht ab, wenn sie nicht vornehm und reich sind. Rath und Beystand von ihm zu fodern ist, so viel ich weiß, noch niemandem eingefallen. Mit allen andern Professoren — Fischer und den Stallmeister Ayrer ausgenommen — steht er nicht gut; keinen kann er und keiner kann ihn leiden.

Sonst mag er ein recht guter Mensch seyn. Auch fehlt es gar nicht daran, daß man von ihm nicht sehr viel, ja ich möchte fast sagen, am meisten profitieren könnte. Aber wie gesagt, das haben wir eigentlich seinem Oheim zu verdanken. Mit Instrumenten ist er auch bey weitem nicht so gut versehen, als man glauben sollte. Operieren thut er würklich sehr geschickt, obschon die Anatomie ihm ein Greuel ist; doch wir wissen, daß er ersteres und letzteres mit manchem der unsern gemein hat. Hier haben Sie die kurze Schilderung eines Mannes, der, neben Haynen, hier am meisten Aufsehen macht.

Die hiesige Bibliothek steht alle Tage in der Woche von 1—2 Uhr und an Mittwochen und Sonnabend von 2—5 Uhr offen, ein Schatz, von welchem man sich, ohne ihn gesehen zu haben, keinen Begriff machen kann, der seiner würdig wäre. Das Fach der Physik und Naturgeschichte ist besonders vollzählig darin. Die Arzneywissenschaft ist auch gut besetzt. Je kostbarer die Bücher sind, desto eher sind sie hier sicher zu haben. Es wird dato würklich an einem neuen Flügel gearbeitet, womit das Bibliothekgebäude vergrößert werden soll. Der hauptsächliche Gebrauch derselben ist etwas eingeschränkt. Man darf aufs höchste 6 Bücher ab derselbigen haben, und Bücher mit Kupfern bekommt man nur mit größter Noth. Andere als Mediziner bekommen gar keine Bücher mit Kupfern. Es ist eigentlich das Gesetz, daß man die entlehnten Bücher nicht länger als 14 Tage zu Hause behalten darf; doch wird dieses häufig übertreten, und ich habe schon welche 8 Wochen lang behalten. Auf der Bibliothek selbst ist der Gebrauch der Bücher uneingeschränkt, und man hat da alle Bequemlichkeit zum Excerpieren u. s. w. Auch wird den Studenten von den Bibliothecariis sehr höflich begegnet.

Was die Fortsetzung von Hallers Bibliotheken[32]) anbelangt, so wissen Sie selbst, wie es damit steht. Wissen, was Haller geliefert hat und wie er's geliefert hat. In der Bibliotheca med. pract. ist er bis zum Jahr 1685 gekommen. In der Bibl. Bot. u. Anat. wissen Sie selbst, wie weit. Ich

stimme gar gern dazu bey, alle Bibliotheken fortzusetzen, da es würklich fast in einer Mühe zugeht. Wie aber nun das Ding anzufangen seye, das ist eine neue und sehr kitzliche Frage. Wie wär's, wenn Sie darüber, ὡς εν παραδρομῇ, nur so von weitem, sich mit dem Hrn. Canonicus Geßner und Dr. Rahn beratschlagten.

Ich will Ihnen sagen, was ich hierüber denke. Es däucht mich, als wenn Haller in seinen Bibliotheken eben nicht die nachahmungswürdigste Ordnung beobachtet hätte. Die bequemste mag sie für den redacteur immerhin seyn, aber für den Leser gewiß nicht die lehrreichste und nützlichste, besonders wenn dann noch so magere und wenige Indices hinzukommen, wie die bey Hallers Bibliotheken sind. Ich stelle mir eine solche Bibliothek, wie die ist, wovon ich mir in meinem Kopf ein Ideal formiert habe, als das nützlichste und lehrreichste Buch vor, was einer nur je schreiben könnte; doch es kommt mir eben in den Sinn, daß die Rede noch nicht davon ist, wie wir das Gesammelte herausgeben, sondern wie wir sammeln wollen.

Mich däucht es am zuträglichsten, wenn wir nicht allein Titel von Büchern und einzelnen Abhandlungen, sondern auch kurze Auszüge, zuweilen auch Kritiken oder wenigstens doch Inhaltsanzeigen von einzelnen Büchern, Abhandlungen und Disputationen aufzeichnen. Ob nun dieses in Bücher oder auf besondere Blätter oder auf je eine andere Weise geschehe, das wird wohl fast gleichgültig seyn; denn wir werden am Ende doch wieder alles zusammenordnen und ins Reine schreiben müssen. Nur wird desto weniger verloren gehen, wenn die Sachen in Bücher eingetragen, als wenn auf Hallers Zettelchen geschrieben werden. Ferner kann man immer beym Eintragen in Bücher die Sachen in einer bessern Ordnung aufzeichnen, so daß man weiß, was man hat oder was man nicht hat.

Wir müssen uns 2tens vornehmen, alles, was uns jetzt vorkommt, so zu excerpieren, daß wir beym Ausarbeiten dann nicht mehr nöthig haben, nachzuschlagen, 3tens müssen von nun an alle Titel diplomatisch richtig und so weitläufig sie sind, ausgehoben werden. 4tens. Wie wäre es, wenn wir bey Abhandlungen, die in Wochenschriften, Journalen, Schriften gelehrter Gesellschaften u. s. w., es so machten, daß wir allemal unter einer besondern Rubrik den vollständigen Titel eines solchen Buchs hersetzten, demselben eine Nummer gäben, und dann so oft eine Abhandlung aus einem solchen vorkäme, uns auf die Nummer desselben bezögen? 5tens. Am meisten würden wir, wie es scheint, mit der Bibl. med. pract. zu thun kriegen; denn daß wir das, was Haller dabey vorgearbeitet hat, brauchen könnten, kommt mir fast unmöglich vor. Ich habe von Hallers Zettelchen zu Hause gehabt, bin aber nicht so glücklich gewesen, ein vernünftiges Jota herauszubringen. Indessen lohnt es sich immer der Mühe, noch einen Versuch zu machen. Ich rathe Ihnen daher den Hr. Füeßly zu ersuchen, daß er noch ein Paar Päckgen mit Hallers Zettelchen

zur Bibl. pract. kommen lasse. Suchen Sie dann selbige zu entziffern, und nehmen Sie dabey den Hr. Chorherr Geßner und das Vergrößerungsglas zu Hülfe, und schicken Sie mir auch ein Paar Dozend davon, so will ich dann bey den hiesigen Professoren, die Hallers Schrift haben lesen können, um Unterstützung ansuchen. 6tens. Ich will mich jezt besonders an englische, italienische und schwedische Bücher und Journale halten und sehn, daß ich hierinn etwas Rechtes leisten könne. Die Acta Bononiensia will ich jetzt auszuziehen anfangen. 7tens. In Ansehung der Recensionen wollen wir's so machen, wie es in Hallers Schweizerbibliothek[33]) gemacht ist.

8tens. Wäre es gut, wenn wir etwa Ausländer aufkapern könnten, die uns unterstützten. Denken Sie darauf; ich will auch schauen, was da zu machen sey. 9tens. In Hallers Bibliotheken selbst würde ich aus verschiedenen Gründen, welche hier anzuführen zu weitläuftig wäre, nichts einzeichnen. 10. Halleri Bibl. pract. können Sie ja ab der Wasserkirche oder vom Hr. Can. Geßner haben. 11. Machen Sie, daß Sie beym Hr. Can. Rahn a Vigiliis von Creuzenfeldt Bibliotheca Chirurg. in 2 dicken 4to Bänden zu sehen bekommen. Selbige gefällt mir in verschiedenen Absichten und besonders auch wegen eines Theils ihrer Anordnung sehr wohl. 12tens. Müssen wir wohl bemerken, daß Haller selbst, so weit er gekommen ist, noch viel an Vollständigkeit mangelt, und daher auch diese Mängel so viel als möglich zu ergänzen suchen. 13tens. Natürlich, daß wir bey unserm würklich ungeheuren Projecte, wo vielen nur bey dem Gedanken daran der Muth sinken würde, auch alle in unsere Fächer einschlagenden Bücher, Kartenbücher, ökonomische, physikalische, philosophische, statistische aufnehmen.

Schreiben Sie mir auch etwas weitläufiger, wie es mit dem mediciniſchen Institut, Seminarium, dem Institut für Taubstumme und der sonntäglichen Gesellschaft steht? Sagen Sie's um's Himmelwillen dem Hr. Can. Rahn nicht, daß ich Ihnen einen so großen Brief geschrieben habe. Er könnte mit Recht darüber böse werden. Ich bin würklich an der Arbeit, ihm einen langen Brief zu schreiben, den er spätstens in 3 Wochen gewiß kriegen wird. Es ist gewiß nicht Faulheit, nicht Erkalten meiner Hochachtung und Liebe gegen diesen wahrhaft verehrungswürdigen Mann, sondern würklicher Zeitmangel, was verursacht, daß ich ihm noch nicht schrieb. Empfehlen Sie mich ihm. Beygeschlossnen Brief bringen oder schicken Sie doch meinem l. Papa augenblicklich, es ist mir daran gelegen.

In Göttingen ist, wie es mir vorkommt, das Wetter immer, wie es zur Zeit der Regenmonate in Indien zu seyn pflegt. Geben Sie dann doch dem Hr. Can. Rahn auch ein pergamentenes Blättgen aus meinem Stammbuch, mit Bitte, mir etwas zum Andenken darauf zu schreiben.

Sobald werden Sie jetzt doch hoffentlich keinen so großen Brief wieder

von mir erwarten. Bedenken Sie nur, daß ich noch vielerley anders hier zu thun habe, woran sonst Studenten auf Universitäten nicht denken. Adieu!

Ganz Ihr Freund,

Römer, St. Med.

Sind Sie jetzt zufrieden?

Paul Usteri an J. J. Römer. 23.—26. August 1785.

Lieber Freund!

Den 23. August 85 Abends. Ich fange nun einen Brief an Sie an, von dem ich noch nicht weiß, wenn ich ihn absenden werde, noch viel weniger, wann Sie ihn empfangen werden. Er soll mit den Blättern in Ihr Stammbuch und der Dodecatheon Meadia, die ich erst ends der Woche erhalten werde, abreisen. Warum ich aber doch schon anfange Ihnen zu schreiben, ist, daß ich gar nicht aufgelegt bin etwas rechtes zu thun, und davon der Grund weiter nichts als Ungewißheit, diese leidige Stimmung des Geistes, und an dieser ist das ewig regnerische und veränderliche Wetter schuld. Morgen wäre ich gerne in die Glarnergebirge abgereist, noch eine botanische Excursion zu machen, und es ist bald Sonnenschein, dann bald Regenwetter, bald etwas Regen, bald Föhn, bald Biswind. Das ist zum wild werden; da muß ich Narr immer ans Fenster gehen, will also nun ein wenig mit Ihnen schwatzen, damit ich nicht ganz müßig bin. Haben Sie in Göttingen auch immer so veränderlich Wetter? Den ganzen Frühling und Sommer hatten wir hier niemals 8 Tage anhaltend beständiges Wetter, und dann noch viel mehr Regen und kühles Wetter als gutes. Hitze wenig oder keine; viel Korn stehet noch, oder ist noch grün. Das hindert mich auch, daß ich keine Excursionen in Schweitzergebirge gemacht außer eine viertägige auf den Pilatus. Da fand ich doch zu meinem großen Vergnügen verschiedene seltene Alpenpflanzen, unter denen Aster alpinus, Dryas octopetala, Rhododendron ferrugineum, Erinus alpinus, Astrantia minor, Androsace villosa, Satyrium nigrum, Gentiana purpurea, nebst mehreren andren.

Ich wünsche und hoffe nun bald Briefe von Ihnen zu erhalten und Nachrichten und Entwürfe zu den Fortsetzungen der Hallerischen Sammlung die medicinische Litterargeschichte betreffend. Ich wünschte nun aber zu einer andern Arbeit zu sammeln, die freylich nicht von gleicher Art ist und von der ich wohl einsehe, daß sie keinen Anfänger erfordert. Im übrigen denke dann auch wieder, das Sammlen und die Arbeit, die darauf wende, schade doch nichts, und je früher angefangen, je besser, und audaces fortuna juvat etc. etc., und das wäre eine Geschichte der Medicin, die müßte aber philosophisch geschrieben seyen. Schon einige Zeit nährte ich den Gedanken; zum Theil ward er auch noch aufgeweckt durch einen ähnlichen Gedanken des Recensenten

von Tissots Essai in der A. L. Z. (Nro 145). Ich werde nun zu dem Ends hin Meiners Geschichte der Philosophie in Griechenland mit mehr Aufmerksamkeit lesen. Wenn ich von meinem Entwurf für einmal in 1—2 Jahren nur etwa eine Skizze hätte, so könnte mir die vielleicht zu diesem oder jenem dienen. Wollen Sie mir wohl helfen? Wenn Sie mir etwa Beyträge oder kleinere ältere oder neuere Brochüren und Schriften, die dazu dienen könnten, zu verschaffen [im stande sind], so ersuche Sie darum mir sie zu schicken. Doch hoffe ich obiges Ihnen geschrieben zu haben.

Dann wünschte sehr, Sie könnten mir de Marées dissertatio de animi perturbationibus (Goettingae 1775) verschaffen und sobald möglich etwa zusenden; und wenn Sie ähnliche Dissertationen oder kleine Schriften kennen, die solche philosophisch-medicinische Gegenstände behandeln, so wäre mir das sehr lieb. Wenn Sie nur auch in literarischen Arbeiten, die wir gemeinschaftlich machen, die Sie etwa in Göttingen vorzunehmen gute oder allein Gelegenheit finden, nicht um fertig damit zu werden sich übereilen und die Arbeit nicht vollständig machen! Rechnen Sie darauf, daß ich auch dorthin komme. Ich verweile mich nun bey den Arbeiten, die ich mache, lieber etwas länger, um dann gewiß zu seyn, daß ich mag (versteht sich im Litterarischen) dann brauchen, was ich will, den Entwurf noch ändern wie ich will, ich nicht etwa genöthigt sey, die Arbeit nun noch einmal vorzunehmen. Wann Sie bey dem oder diesem nur aufzeichnen, wie weit Sie gekommen, so kann ich ja dann da leicht fortfahren, welches nicht ist, wann Sie es nur zum Theil ganz gemacht haben. Doch daran haben Sie gewiß auch schon gedacht.

Wird in der medicinischen Geschichte oder der Litterargeschichte in Göttingen gar nichts gelesen? Hielt Blumenbach im vorigen Curs darüber Colleg? Die Herren Berliner und Göttinger haben doch Hrn. Zimmermann auch gar zu viel Bücklinge gemacht über seine Einsamkeiten. Die 2te Recension in der A. L. Z. hat mir nun ziemlich wohl gefallen. Zimmermanns und unsers Hirzels philosophische Genien haben doch in der That viel ähnliches, wenn, wie es in der That scheint, Hr. Zimmermann auch jenes absprechende Raisonnement und Beurteilen einer Sache, heute so morgen anders hat. Übrigens sind mir doch beider Männer Werke äußerst lieb und schätzbar. Hr. Hirzel[34]) hat schon seit geraumer Zeit auch wieder ein Product unter der Presse, eine Art von Fortsetzung des philosophischen Bauers; den eigentlichen Titel aber weiß ich nicht, auch nicht warum er so lange verzögert wird.

Wann Sie Baldinger auf der Reise in Cassel gesehen haben, so schreiben Sie mir auch etwas von ihm. Sahen Sie seine Bibliothek auch? Hr. Corrodi läßt Sie grüßen. Briefe von Ihnen werden ihn freuen. Werden im Botanischen Garten in Göttingen auch Samen im Herbst gesäet, um welche Zeit und was für? Wie sind auch die Gräser und Doldentragenden (Umbellifera) daselbst im stande? Sind sie zahlreich vorhanden und richtig

determiniert? Wann Sie etwas von diesen beyden Classen richtig determinierte Pflantzen samlen können, so vernachläßigen Sie das doch auch nicht. Ich setze hier das Verzeichnis der Pflantzen fort, auf die Sie etwa sonderheitlich Rücksicht nehmen könnten: Cercodia erecta. Geranium Reichardii. G. daucifolium. G. terebinthinum. Othona Tagetes. Paeonia integra. Hibiscus arenarius. Silene procumbens. Euphorbia cyatophora. Hypericum prolificum. Plantago incurvata. Wie viele Schuh hoch ist die Musa paradisiaca des Göttinger Gartens". Ist die Dionaea muscipula auch da? Wenn Sie die einst bekommen könnten!

Diesen ganzen Sommer sind wieder eine entsetzliche Menge Fremder immer in Zürich gewesen, der große Botaniker Pr. Vahl[35]) aus Kopenhagen und der junge D. Jansen, der in Leyden studiert, auch; ich selbst aber sah sie nicht. Vergangenen Montag ist Herr Ott an der Thorgasse nach Paris verreist, welches auch gar kein Wunsch meines Herzens wäre, und nun adieu für heute!

Den 24. August 85. Nun Dank, recht vielen Dank für Ihren Brief, den ich heute erhalten. Mein Vergnügen war übergroß, so viel interessante und niedliche Neuigkeiten aus der litterarischen Göttinger Welt zu vernehmen. Diesen Brief kann ich unmöglich lange unbeantwortet lassen, ich sende also meinen schon angefangenen — nicht wie ich im Sinn gehabt, mit dem Pack ab, wovon mich auch der lange Aufenthalt des ersten Pacquets abschrecken würde, sondern lieber directe Ihnen zu. Daß von den mir geschriebenen Nachrichten keinen Mißbrauch machen werde, verstund sich doch wohl stillschweigend gegenseitig schon bei der Verabredung des Briefwechsels. Daß dergleichen wie der Bericht von R. kein Mensch inne wird, davon seyen Sie versichert; daß ich Ihre Briefe für mich aufbewahre, das ist gewiß. Nun dann will ich ihn stückweise beantworten. Bey Hr. Füeßly war ich diesen Abend; er versicherte mir wieder, itz müssen Sie das Pacquet gewiß haben; es sey so gegangen, ich habe ihm ein Pacquet für Sie gegeben, Hr. Reutiner eines und Ihr Papa eines, nun habe er nicht gewußt, daß in letzterem Geld als etwas sehr pressantes sey; es seye noch etwa 14 Tage bei ihm liegen geblieben, er habe es auf Leipzig gesendet mit Commission, es wo möglich einem Göttinger Buchhändler zu übergeben oder dann durch wenig kostende Gelegenheit. Nach einiger Zeit habe ihm ein Leipziger Corresp. geschrieben, Göttinger Buchhändler nehmens nicht, es sey ihnen zu schwer, und wenig kostende Gelegenheit habe er nicht gefunden. Nun habe er aber geschrieben, er solle es mit dem ersten nach Göttingen fahrenden Wagen Ihnen senden. Auch habe er bereits vor einigen Wochen Ihrem Papa, der deshalb auch bey ihm nachfragen lassen, die Adresse nach Leipzig gegeben. Doch hoffentlich ist nun das in Richtigkeit.

In der 2ten oder 3ten Woche des September sende Ihnen ohne Fehl den VIIten Tom der Collect. med., Dodecatheon meadia, Tafeln zum Stamm-

buch, die von Hrn. Can. Rahn überschriebene Tafel, den Catalogum vom Zürcher Garten. Dank Ihnen für die Nachrichten von Murray. Neulich kamen auch 2 neue Einleitungen zur Botanik heraus. Die von Well ist ziemlich verworren und verräth keinen großen Geist des Verfassers, doch hin und wieder brauchbar, die 2te von Schrank[36]) gefällt mir überaus wohl; für die Terminologie, die lateinische und deutsche, und auch Physiologie kenne kein deutlicheres, faßlicheres, kürzeres Handbuch.

Schreiben Sie mir mit Gelegenheit nun auch etwas von den Studenten. Haben Sie auch Umgang mit einigen, oder besonders mit dem oder diesem und dieser oder jener Wissenschaft sich zurechnenden, der Ihnen hie und da nützen könnte? Ein Hr. Rengger[37]) von Bern sey auch neulich als Stud. med. nach Göttingen gezogen. Hr. Can. Rahn hatte einst so halben Bericht, er komme vorher nach Zürich, ich hatte mich schon darauf gefreut. Er muß sonderheitlich in den Sprachen, vorzüglich der griechischen, stark seyn. Als ich vor 2 Jahren in Bern war, kannte ich ihn persönlich, aber noch nicht als Stud. med. Wenn Sie ihn kennen, so empfehlen Sie mich ihm, wenn er sich meiner noch erinnert. Vergessen Sie ja auch nicht im nächsten Brief mir zu schreiben, ob Sie auch philosophisch-mathematische Collegia hören, auch etwas Näheres von Meiners und Käftner[38]) und wenn Abel[39]) in Göttingen ist, ich weiß es nicht eigentlich. Schicken Sie mir auch wo möglich Heynes Programm de miraculis veterum ex causis physicis detractis. Sie wissen schon, was ich meine; den eigentlichen Titel habe nicht gleich im Sinn. Daß ich Ihnen alles Begehrte sey es mit Geld oder andern dagegen verlangten Sachen bezahle, verstehet sich von selbst.

Lachen mußte ich doch wirklich, wie Sie von Zwingli reden. „Mein Feind Zwingli", „hüten Sie sich nur, daß Sie nicht von Zwingli angesteckt werden", „Zwinglis Klauen", was soll dann doch auch das „nehmen Sie sich doch auch etwas in Acht". Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, so ist Zwingli eben auch nicht mein Mann, daß ich gar große Freundschaft für ihn haben könnte. Im übrigen scheinen wir doch immer als Freunde mit einander zu seyn; er thäte mir auch glaube vieles, und in der Verbindung, in der wir nach unserem Berufe doch immer mit einander stehen und stehen werden, ist es doch immer viel vernünftiger, freundschaftlich mit einander zu leben. Und haben Sie über ihn zu klagen, so mag er es wohl auch wieder über Sie haben. Übrigens habe ich auch in der That mit Vorbedacht noch nichts oder äußerst wenig mit ihm von Ihnen geredet; er frägt auch äußerst selten oder nie, und wenn Sie gar glauben, er stelle Ihnen so oder anders nach, suche Ihnen durch Betrügereyen ꝛc. zu schaden, so kann ich Sie versichern, daß das nichts sind als — Einbildungen! Doch dieß Ihnen als Freund gesagt.

Dank Ihnen für die litterarischen Notizen von den zu erwartenden Geburten Ihres Musensitzes. Richters Chirurgie T. 1. neu aufgelegt und verbessert!

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Ist das auch Manier so mit seinen Käufern umzugehen? Werden die Zusätze auch besonders abgedruckt? wo nicht, so ist der V(erfasser) ein Schurke. Ich für mich habe sie glücklicherweise noch nicht; wanns nur nicht wieder so absurden groben Druck giebt. Von den Kupfern zu Ihrer Übersetzung glaubt Hr. Füeßly, werde Ihnen nun Hr. Reutiner Aufschluß gegeben haben; er, Hr. F., habe Ihnen erst geschrieben für die Kupfer zu den Censurexemplaren, die habe er erhalten, hierauf 2 mal um die übrigen geschrieben, aber gar keine Antwort erhalten; müsse doch wohl was dahinter stecken. Weder Curtis noch Banks Reliquae Houstonianae kenne ich. Nachricht davon wird mir sehr angenehm seyn. Weder von Murray Opusc. noch Ihrer Übersetzung habe in der Straßburger Zeitung Recensionen gelesen. Ich selbst zwar habe nicht alle Stücke gelesen, ich bekomme diese Zeitung von Hrn. Lavater und da muß ich zufrieden sein, wenn ich nur die Hälfte der Stücke bekomme. Habe aber Hr. Füeßly gefragt; er weiß auch noch von keiner Recension Ihrer Übersetzung. Von Baldinger weiß ich nur so von weitem aus Ihrem Brief etwas, aber bitte geben Sie mir nähere Nachricht. Wie stehen Sie mit ihm? Auf das 5te Stück seines Journals verlange ich nach Ihrer Anzeige gar sehnlich. Von Füßlis Archiv oder Magazin komme auf diese Messe nichts heraus. Hätte Blumenbach anstatt seiner Osteologie eine eigene Osteologia comparata und das lateinisch herausgegeben, das hätte mich recht gefreut. Wann Sie etwa kleine Schriften über diesen und die ganze Anatomia comparata finden, heben Sie sie mir doch auf. Auf seine Litterargeschichte verlangt mich sehr; worin die Unverschämtheit derselben bestehen werde, kann nun noch nicht errathen, ob im Loben oder Tadeln. Ohne tiefe Bücklinge ließe sich das Ding doch wohl nicht machen. Meiners Anthropologie erwarte mit großem Verlangen. Von Murrays Opp. med. T. 1 wird doch hoffentlich nur eine 2te Auflage nicht Ausgabe, die Zusätze oder Verbesserungen habe, erscheinen, sonst ist auch er ein Schurke und wünsche ihm 50 Nachdrucke auf den Hals. Hallers Bibl. anat. hat Hr. Füeßli noch nicht verkauft, wird sie also behalten, hingegen van Swieten. Vor 4 Wochen wollte ich diesen kaufen, kam aber schon um 2 Tage zu spät, da er ihn verschickt.

Sie fragen, ob ich wisse, worin das Aconitum Cammarum von Napellus verschieden sey. Das A. Cammarum und A. uncinatum, die mit dem Napellus sehr nahe verwandt seyn müssen, kenne eigentlich nicht. Wenn Sie sie bekommen können für mich, so thun Sie es. Nach dem System wäre das Napellus tricapsulare, das Cammarum quinquecapsulare, andre Unterscheidungszeichen als wie sie Murray in seinem neuen Linné'schen Pflanzensystem S. 504 angiebt, weiß ich keine. Für die Nachrichten von Richter sage Ihnen auch Dank, obwohl ich mir daraus noch nicht alles erklären kann. Wenn Richter so ist, wie Sie ihn schildern, wie kann er von so viel großen Männern, nicht nur seinen Schülern, doch immer so geschätzt werden? und seine Schüler, wenn sie

das auch aufhören zu seyn, schätzen ihn ja doch noch. Was Sie von seinem mordschlechten Charakter sagen, ist freylich äußerst schändlich und erniedrigt ihn genug, das will ich gern glauben, wie auch seine an Nachlässigkeit gränzende Commodität. Aber zu zweifeln müssen Sie, werther Freund! mir noch erlauben, an dem, was Sie da sagen: „die Hefte des ältern Richters, seines Oheims, machen hauptsächlich seine Collegien zu dem, was sie sind". Ich habe zwar noch weder alle Schriften des einen und andern gelesen, doch in den wenigen, die ich gelesen, schienen sie mir oft entgegengesetzte Meinungen zu haben. Das ist, woran ich zweifle oder Sie nicht recht verstehe, ist, Sie sagen: „Seit er einmal Gott weiß durch was für einen Zufall Stolls ratio medendi zu lesen bekommen hat, ist das ein seltener Phönix unter den Krankheiten, wo er nicht etwas Gallichtes darin fände." Fürs erste, wenn ich Sie recht verstehe, so will das „Gott weiß durch was für einen Zufall", sagen: er liest nicht viel Neues. Ist aber das möglich? schreibt er doch eine Bibliothek neuer Bücher? Was das Gallichte der Krankheiten betrifft, so weiß nicht, wenigstens habe auch schon gehört, daß das so überall schon lange in Göttingen Mode sey und gewesen sey vor Stolls rat. med., und lasse sich vielleicht jenes Programm von Frank De causis morborum biliosis, das Blumenbach in seiner Bibliothek ein Wort zu seiner Zeit geredet nennt, erklären. Gestehen Sie, werter Freund! mir aufrichtig, ob Ihre nähere Bekanntschaft mit Murray und Baldinger keinen Einfluß auf jenes Urtheil gehabt. Aber nicht wahr, Sie nehmen mir das doch nicht übel, das wäre mir sehr leid, und geben mir ferner solche freymüthige Nachrichten. Ist es doch Freundes Pflicht miteinander zu reden, wie man denkt.

Schreiben Sie mir doch auch, was das für Bücher sind, deren Blumenbach gedenkt: Bibl. med. I, p. 695, bey der Recension von Webers Bibliothek: „Die Hülfsmittel zur Litteratur sind zu allgemein umfassend, wie die Hallerischen Bibliotheken, oder aber zu weit zurück, wie die Kästnersche und Stolle u. drgl." Sind die alten Kästnerschen Biographien gemeint?

Etwa gelegentlich muß ich Sie bitten, in Ihren Nachrichten von Murray noch nachzumelden, was seine Collegien in Materia medica und übrige Medicin betrifft, und ob es wahr ist, daß auch er mit den übrigen Professoren nicht wohl stehet? Nur mit wenigen Worten bitte Sie mir auch die Contenta der Häuser beym botanischen Garten, die in Hallers Vignetten befindlich sind, zu bezeichnen.

Den 26. August. Mir schwindelt, wie groß mein Brief schon ist und es erst noch werden wird. Werden Sie noch Geduld haben ihn ganz zu lesen? Bitte um einen Wink, wenn meine Briefe zu groß werden; ich will sie abkürzen dann. Daß Sie mir gar mit williger Gelegenheit darauf antworten sollen, daß ich gar nicht bald wieder einen langen Brief von Ihnen erwarten kann und dürfe, fühle ich wohl, daß ichs sagen sollte, wenn ichs nur gern sagen

würde. Aber das Vergnügen ist gar zu groß, das ich mir damit entrisse. Von Herzen kann ich nur sagen: Wenn Sie mir gleich lange nicht schreiben, so zürne nicht auf Sie und schreibe Ihnen doch. Wenn ich nicht lange warten muß, so kann ich Ihnen dafür nicht genug danken. Doch zur Sache.

Ich soll Ihnen weitläufiger schreiben, wies mit dem medic. Institut, Seminarium, dem Institut für Taubstumme und der sonntäglichen Gesellschaft stehe. Vom medicinischen Institut[40]) weiß Ihnen gar nichts Neues zu melden. Es gehet Alles im Alten, außer daß Hr. Op. Burkhard[41]) auch Chirurgie liest, von sich selbst, nicht angesprochen und von Schärergesellen ziemlich vielen Zulauf hat; die Seminaristen gehen nicht. Was das Seminarium anbetrifft, so habe Ihnen vom Examen in jenem lang unterwegs gebliebenen Brief etwas gemeldet. Wann ich über die Seminaristen urtheilen muß, so sind sie, ihr Fleiß, ihre Projekte und alles sehr verschieden. Die besten sind ohne allen Zweifel Hösli, Rutschmann und Ammann, die geben gewiß brave gebildete Männer ab. Hr. Ammann wird zwar bald das Institut verlassen. Seine Umstände, sagt man, erfordern, daß er sich in seinem Wohnort etabliere. Obs nun just schon das Beste sey, weiß ich nicht? es war doch eines der Gesetze des Instituts, jeder müsse 3 Jahre darin bleiben. Ob diese Ausnahme nun nicht ziemlich früh gemacht werde? Übrigens ist er sehr fleißig und brav. Hr. Schär kann ich unmöglich beurtheilen, der ist mir auch gar zu schläfrig, er ist gewiß nicht gesund. Hr. Brendli von Wett(ingen?) ist auch fleißig und lernbegierig. Viele kann, einige mag ich nicht beurtheilen. Etliche Lustigmacher möchten wohl auch darunter seyn. Das Repetitorium hält Hr. Can. Rahn ordentlich fort, die Stunden desselben jede Woche sind nun in die verschiedenen Theile der Medicin abgetheilt: Montags Physiologie etc. etc. Operationen geschehen im Seminar keine außer einer glücklichen Exstirpation eines Scirrhus der Brust. Die sonntägliche Gesellschaft ist auch noch wie vor Ihrer Abreise und könnte freylich besser seyn. Der Conseß währt höchstens 1 Stunde. Aber freylich Hr. Can. Rahn kann unmöglich zugleich an mehreren Orten seyn. Sie mit den Verbesserungen, die ich mir möglich denke, zu unterhalten, ist hier der Ort nicht, ist mein Brief doch sonst schon allzulange! Die Lesegesellschaft geht gar elend, alle 5—6 Wochen bekomme ich ein Buch und das etwa von 1783, das dürfte Hr. Can. Rahn doch wohl auch jemand andrem übergeben.

Und nun vom Taubstummen-Institut. Hr. Ulrich[42]) ist in Zürich und hat auch seine Schüler von Meilen, bis dahin, so viel ich weiß, nur noch 1 aus dem Kyburger Gebiet, der gar gute Profekte macht, aber auch sehr gute Anlagen und Lernbegierde hat. Ich weiß nicht, ob Sie dieß Geschäft hauptsächlich nur interessiert, in so weit es Zürich angeht, oder in seinem ganzen Umfange; wäre dieß, so könnte Ihnen da wohl interessante Nachrichten geben, daß Hr. Can. Rahn da beystund, wars doch hauptsächlich um seinen Namen zu thun. Ob es reüssieren wird, kann nicht sagen. Wenn's nicht geschieht, so

mag, unter uns gesagt, Hr. Pfr. Keller nicht ohne Schuld, der re ipsa eben Ulrichs (vielleicht jeder neben ihm) Freund nicht sein mag, und er ist nun einmal sehr berühmt. Auch weiß ganz sicher, daß ihm, Hr. Keller, schon sehr viele Subjecte von fern her aus verschiedenen Nationen sind angeboten worden, die hebt er nun wohl Hr. Ulrich nicht zu, ist auch wirklich nicht ungeneigt, etwa seinen Beruf einem andern zu übergeben und vielleicht sich ganz diesem Geschäfte zu widmen. Den Streit zwischen Epée und Nicolai werden Sie wenigstens aus diesen, seinen Reisen, kennen, auch wissen, daß Epée darüber einen weitläufigen Brief zur Vertheidigung an Nicolai gesendet und auch (an die) Berliner Academie zur Entscheidung. Nicolai hat Epée hierauf geantwortet. Ein Pariser Correspondent von Hr. Ulrich hat ihm eine Copie davon geschickt, die habe ich gelesen, die ist äußerst lustig. Hätte ich gewußt, daß Sie das interessiert, ich hätte sie Ihnen copiert. Nicolai trank Pyrmonter Wasser, als er Epée's Briefe bekam, von da schreibt er ihm französisch, es thue ihm leid, daß sich Epée soviel Mühe gegeben um ein Buch (seine Reisen), das in Paris, wie viel andere bessere deutsche Bücher, nur nicht bekannt seyn sollte; er trinke nun Pyrmonterwasser und sein Arzt habe ihm Gedankenanstrengungen verboten; Epée werde ihm also verzeihen, daß er weder seinen Brief noch seine Vertheidigung ganz gelesen, er wolle nur gar keinen Krieg mit ihm; da ihre ersten Grundsätze ganz verschieden seyen, käme da doch nichts heraus. Er habe gesagt, sein Buch über die Taubstummen sey dumm. Epée wolle das nicht gelten lassen, er wolle ihm nun viel lieber zugeben, es sey ganz vortrefflich als es noch einmal lesen; Nicolai wolle gar keine Academie zu Richtern, das Publicum habe zu richten, übrigens möge Epée im Journal de Paris so viel Geschrei machen als er wolle, das sei ihm gleich viel, er lese das Journal de Paris nicht, er wolle keine Briefe mehr von ihm, auch könne Epée in die Welt hinaus schreiben was er wolle; er Nicolai werde dazu taubstumm seyn, und solche Complimente machte er ihm noch viele.

Heute war ich bey Hr. Can. Rahn; er läßt Sie grüßen. Ich habe ihm gesagt, er werde binnen weniger Zeit Briefe von Ihnen erhalten. Ich habe auch mit ihm von der Fortsetzung der Hallerschen Bibliothek geredet, allein hierüber Ihnen weitläufig zu schreiben, verspreche ich auf den künftigen Brief, die Sache gefiel ihm.

Sie schreiben mir, theurer Freund! welche und wie viele Stunden Sie schlafen. Es war mir in der That nicht gar unwichtig, es zu wissen. Ich mache es also seit einiger Zeit gänzlich wie Sie, aber nicht, daß ich so zufrieden sey. Ich glaube, es wäre um eine Gewohnheit zu thun, so wären 4 Stunden Schlaf gewiß genug. Ich möchte nicht gerne länger als bis 12 Uhr auf seyn, aber wenn ich nur Morgens um 4 Uhr aufwachen würde. Zwar geht es mir zuweilen nicht bis um 12 Uhr und schon oft giengs mir wie den Grunerschen Schülern im Hörsaal. Da sendet die Gottheit den Schlaf, von ihrem Fittig

den Mohnsaft ꝛc. Habe so ein ziemliches Mittel dagegen erdacht. Alle Journale, gelehrten Zeitungen ꝛc. und was ich sehr gerne lese und schreibe, lege alles auf einen eignen Tisch und erlaube mir's nicht anzurühren außer eben Nachts von 9—12 Uhr. Wenn ich nur Thee trinken dörfte! aber das darf nun nicht, vielleicht ists eben so gut für mich; doch würde ichs thun, wenn ich dörfte. Wann Sie etwa sonst noch ein Mittel wissen, so sagen Sie mirs doch.

Sind auch Ferien in Göttingen? Ich glaube ja. Sie haben doch wohl dieses Jahr keine Harzreise gemacht. A propos hat nicht Hr. Gmelin[43]) eine Anleitung dazu herausgegeben? Wann Sie können, schicken Sie mir die auch. Gestern ist Hr. Hofmedicus Marchand hier angekommen mit Briefen von Zimmermann an Hirzel und Lavater. Frank[44]) sey in Pavia außerordentlich beliebt, man habe den Hörsaal deßwegen erweitern müssen. Hr. Mieg stud. chem. wird glaube spätestens künftige Ostern nach Wien reisen, dem offeriere alsdann einen Briefwechsel, indem ich ziemlich bekannt mit ihm bin, und hoffe durch ihn dann von Wien aus Sachen, die mir dienen können, zu erhalten. Künftige Ostern werden 1 oder 2 meiner Cameraden nach Halle reisen, die müssen mir dann von da aus auch Dissertationen und derley Sachen sammlen. Haben Sie in Straßburg niemanden näher kennen gelernt. Sahen Sie Herrmann,[45]) schreiben Sie mir auch etwas von ihm. Zu den Nachrichten von der Bibliothek wünsche noch zu wissen: darf oder kann man auf derselben einen Catalogum einsehen? Darf man auch Bücher herausnehmen, besehen und wieder einstellen oder muß man bestimmt schon alles wissen, was man verlangt? Sahen Sie das academische Museum auch? Doch ich muß einmal enden. Empfehlen Sie mich den Hrn. Rahn, Schinz und Landis. Was machen sie auch? Leben Sie wohl!

Ganz der Ihrige

Usteri med. stud.

Anmerkungen.

[1]) Vermutlich Heinrich Corrodi (1752—1793), Professor des Naturrechts und der Sittenlehre am Züricher Gymnasium, der zuhause Privatkollegia über Philosophie hielt.

[2]) Johannes Geßner, 1709—1790), Freund und Studiengenosse Albrecht von Hallers, Chorherr und Professor der Physik und Mathematik am Carolinum, Gründer der naturforschenden Gesellschaft und des Botanischen Gartens in Zürich.

[3]) Siehe Note 12.

[4]) Siehe S. 16.

[5]) Über Richter siehe Note 30.

[6]) Balthasar Zwingli von Zürich (1764—1817), Arzt.

[7]) Joh. Heinrich Füßli (1745—1832), der bekannte Geschichtforscher, Schriftsteller und Politiker, hier als Haupt der Buchhandlung Orell, Geßner, Füßli u. Comp.

[8]) Peter Simon Pallas (1741—1811), Naturforscher in Petersburg, Verfasser der Flora rossica ꝛc.

[9]) Baronet Joseph Banks (1744—1820), Begleiter Cooks, Präsident der Royal Society Aufseher der königlichen Gärten ꝛc.

[10]) Der „Gärtner" des botanischen Gartens zu Kew ist der Schotte William Aiton (1731—1793), der ihn zum reichsten der Welt erhob.

[11]) Karl Peter Thunberg (1743—1822), Professor der Botanik in Upsala, Verfasser der Flora japonica, der Flora capensis ꝛc.

[12]) Andreas Murray (1740—1791), von Stockholm, Professor der Botanik in Göttingen, Schüler von Linné. Ganz anders als auf Römer, wirkte später die persönliche Bekanntschaft mit Murray auf Usteri. Siehe S. 24 und Schröter, Paul Usteri, T. 35, 38, 40.

[13]) Der von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich 1748 gegründete botanische Garten befand sich seit 1767 bei dem Landhaus zum Schimmel in Wiedikon und stand bis 1787 unter der Leitung des Dr. Joh. Georg Locher. Vgl. Rudio, Festschrift von 1896, S: 200.

[14]) Siehe S. 20.

[15]) Christian Gottlob Heyne (1729—1812), Professor der Philologie und Archeologie in Göttingen.

[16]) Heinrich August Wrisberg (1739—1808), bedeutender Anatom.

[17]) Joh. Georg Zimmermann (1728—1798) von Brugg, Leibarzt des Königs von England in Hannover, Verfasser des Buchs „Über die Einsamkeit" (Zürich 1765, gänzlich umgearbeitet, Leipzig 1784—1785).

[18]) Auguste Tissot, Arzt und Schriftsteller in Lausanne. Die gemeinte Schrift ist Tissots „Essai sur les moyens de perfectionner les études de médecine" Lausanne 1785.

[19]) Siehe S. 12.

[20]) 1785 veröffentlichte J. J. Römer „Abhandlungen der schwedischen Ärzte, aus dem Lateinischen übersetzt" in St. Gallen bei Reutiner jünger.

[21]) William Curtis (1746—1799), englischer Botaniker, veröffentlichte 1777—87 eine, Flora Londinensis.

[22]) Ehret und Trew, Prächtiges Pflanzenwerk, erschienen seit 1750.

[23]) Ernst Gottfried Baldinger (1738—1804), Prof. der Medizin in Marburg Herausgeber verschiedener Zeitschriften, wie „Medizinisches Journal" (1784), „Magazin für Ärzte" (1795—1799) ꝛc.

[24]) Joh. Casp. Füßli, Entomolog (1743—1786) gab ein „Magazin für Liebhaber der Entomologie", Zürich 1778—79, 2 Bde, dann ein „Neues Magazin", Zürich 1781—1782, 3 Bde, sowie ein „Archiv der Insektengeschichte", Zürich 1781—86, heraus. Vgl. Wolf, Biogr. zur Kulturgeschichte der Schweiz IV S. 240.

[25]) Joh. Friedrich Blumenbach (1752—1840), der berühmte Göttinger Mediziner und Naturforscher. Der Vergleich mit dem Dichterling Mävius, dem Neider des Vergil und Horaz, soll wohl das Verhältnis Blumenbachs zu Albrecht v. Haller charakterisieren.

[26]) Christoph Meiners (1740—1810), Professor der Philosophie in Göttingen.

[27]) Joh. Georg Heinrich Feder (1740—1821), Prof. der Philosophie in Göttingen. Gegner Kants, gab 1779—93 „Untersuchungen über den menschlichen Willen" heraus.

[28]) Die „sonntägliche Gesellschaft" der jungen Arzneibeflissenen, die sich in Zürich um Dr. Joh. Heinr. Rahn gebildet hatte.

[29]) Gerhard van Swieten (1700—1772), berühmter holländischer Mediziner, Leibarz. Maria Theresias und Direktor des Medizinalwesens in Österreich. Das Buch, das Römer meint, sind vermutlich die „Commentarii in Boerhavii aphorismos de cognoscendis et curandis morbis" (Leiden 1741—43, 5 Bde.).

[30]) August Gottlieb Richter (1742—1812), der berühmteste deutsche Chirurg aus dem Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts.

[31]) Nach gef. Mitteilung von Hrn. Dr. Seitz ist vermutlich tartarus emeticus, Brechweinstein, gemeint.

[32]) Die betr. Werke Albrecht von Hallers sind: 1. die Bibliotheca botanica (Zürich, 1771—72, 2 Bde.); 2. die Bibliotheca anatomica (das. 1774—1775, 4 Bde.); 3. die Bibliotheca chirurgica (Basel, 1774—1776, 2 Bde.) und 4. die Bibliotheca medicinae practicae (das., 1776—1787, 4 Bde.).

[33]) Gottlieb Emanuel v. Haller (1735—1786), Sohn Albrechts, verfaßte die für die Bibliographie der schweizerischen Geschichtsliteratur grundlegende „Bibliothek der Schweizergeschichte" (Bern, 1785—86, 6 Bde.).

[34]) Dr. Joh. Caspar Hirzel (1725—1803), Verfasser der „Wirtschaft eines philosophischen Bauers". (Zürich 1776.)

[35]) Martin Vahl (1749—1804), Professor der Botanik in Kopenhagen.

[36]) Siehe S. 26.

[37]) Albrecht Rengger, später helvetischer Minister, siehe S. 3.

[38]) Gotthelf Kästner (1719—1800), Professor der Naturlehre und Geometrie in Göttingen.

[39]) Gemeint ist wohl Jakob Friedrich Abel (1751—1829), Professor der Philosophie in Stuttgart, später in Tübingen.

[40]) Über das von Joh. Heinr. Rahn gegründete medizinische Institut in Zürich und sein Seminar, in dem Landärzte, Krankenwärter und Hebammen gebildet wurden, siehe Meyer-Ahrens „Gesch. des medizinischen Unterrichtes in Zürich von seinem ersten Anfange bis zur Gründung der Hochschule" in der „Denkschrift der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Zürich zur Feier des fünfzigsten Stiftungstages den 7. Mai 1860". Rudio, Festschrift von 1896, S: 69 ff.

[41]) Hans Heinrich Burkhard (1752—99), Sohn des Spitalarztes Johann Rudolf Burkhard (1721—84) und Nachfolger des Vaters als Demonstrator Anatomiae.

[42]) Joh. Konrad Ulrich (1761—1828), später helvetischer Regierungsstatthalter, zürcherischer Erziehungsrat und Oberrichter, war 1779 als begabter Zögling des zürcherischen Waisenhauses durch Lavater dem Pfarrer Heinrich Keller in Schlieren, der sich speziell mit Taubstummenunterricht beschäftigte, dafür empfohlen worden. Keller führte Ulrich 1779—82 in die Methode des Taubstummenunterrichts ein; 1782—1783 war dieser in Paris, um die Methode des berühmten Abbé de l'Epée kennen zu lernen. 1783—85 unterrichtete Ulrich in Meilen zwei taubstumme Knaben, und 1786—1796 eine taubstumme Tochter in Genf. 1826 bewirkte er die Gründung der Taubstummenanstalt in Zürich als eines Anneres der Blindenanstalt (Kull, Die Blinden-

bildung und die Taubstummenbildung im Kt. Zürich, Neujahrsbl. der zürch. Hülfsgesellsch. 1896 S. 8.). Über den Streit de l'Epées mit den deutschen Gelehrten, seine Beziehungen zu Keller und zu Zürich, vgl. Prof. Ulrich Ernst, Der Streit zwischen den Taubstummenlehrern Epée in Paris und Heinicke in Leipzig vor dem Lehrerkonvent des zürcher. Gymnasiums 1783 (Sonderabdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung, Jan. 1907).

[43]) Siehe S. 14.

[44]) Peter Frank (1745—1821), Professor in Göttingen, 1785 Leiter der Klinik in Pavia, 1795 Professor und Direktor des allgemeinen Krankenhauses in Wien.

[45]) Joh. Herrmann (1738—1800), Professor der Medizin und Naturgeschichte in Straßburg.

* * *

Ich spreche meinem Kollegen Hrn. Prof. Schröter für verschiedene Korrekturen der S. 38, 48 und 50 vorkommenden Pflanzennamen, sowie Hrn. Dr. Seitz für seine Erklärung in Anm. 31 meinen verbindlichsten Dank aus.

Hrn. P. Römer gebührt bester Dank für freundliche Überlassung der Vorlage zum Titelbild.

1895. Die Wickſche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich, von Ricarda Huch.

1896. Joh. Martin Ufteris dichteriſcher und künſtleriſcher Nachlaß, von Dr. Conrad Eſcher.

1897. Zürcher Briefe aus der Franzoſenzeit von 1798 und 1799, von H. Zeller-Werdmüller.

1898. Johann Heinrich Waſer, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler engliſcher Literatur, von Theodor Vetter.

1899. Der „Überfall von Nidwalden" (9. Sept. 1798), bearbeitet nach ältern handſchriftlichen Aufzeichnungen von Dr. Conrad Eſcher.

1900 Johann Heinrich Füßli als Privatmann, Schriftſteller und Gelehrter. Freier Auszug aus dem Manuſkripte ſeines Biographen Wilhelm Füßli.

1901. Die Zürcher Familie Schwend (c. 1250—1536), von Ernſt Diener.

1902. Johann Jakob Heidegger, ein Mitarbeiter G. F Händels, von Theodor Vetter.

1903. Johann Heinrich Schinz, ein zürcheriſcher Staatsmann und Geſchichtskenner im XVIII. Jahrhundert. Von Gerold Meyer von Knonau.

1904. Der Zürcheriſche Hülfsverein für die Griechen 1821—1828, von Alfred Stern

1905. Heinrich Thomann, Landvogt und Seckelmeiſter (1520—1592), von Dr. Conrad Eſcher.

1906. Briefe aus der Fremde von einem Zürcher Studenten der Medizin (Dr. Georg Keller) 1550—155[illegible], von Dr. T. Schieß, St. Gallen.

1907. Aus den eigenhändigen Aufzeichnungen von Johann Heinrich Schinz. Als Ergänzung zum Neujahrsblatt Nr. 259. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau.

1908—1909. Die Staatsgefangenen auf Aarburg im Winter 1802/03. Aus den Aufzeichnungen des Seckelmeiſters Joh. Caſpar Hirzel. Von Hermann Eſcher. 2 Hefte.

1910. Dr. jur. Jakob Eſcher-Bodmer, gew. Oberrichter (1818—1909), von Dr. Conrad Eſcher.

1911. Die Eingaben des zürcheriſchen Volkes zur Verfaſſungsreviſion des Jahres 1830. Ein Beitrag zur Geſchichte der Regeneration. Von Hans Nabholz.

1912. Johann Jakob Reithard. Von Dr. Rudolf Hunziker. I. Teil.

1913. Johann Jakob Reithard. Von Dr. Rudolf Hunziker. II. Teil.

1914. Johann Jakob Reithard. Von Dr. Rudolf Hunziker. III. Teil.

1915. Eine ungedruckte Kriegszeitung vor hundert Jahren (1813—1815). Von Wilhelm Oechsli.

1916. Die Schenkungen des Herrn W. Füßli, Kunſtmaler, an die zürcheriſche Stadtbibliothek. Von Dr. Conrad Eſcher.

Neujahrsblatt der Zentralbibliothek.

1917. Johann Caſpar Hirzel, der ältere. Von Dr. Bruno Hirzel.

1918. Aus dem Briefwechſel Paul Ufteris mit Naturforſchern und Medizinern. Von Wilhelm Oechsli.

Z 931

THE JOHN CRERAR LIBRARY

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1919

Nr. 3

Entstehungsgeschichte und Baubeschreibung der Zentralbibliothek

Von

Direktor Herm. Escher und Kantonsbaumeister H. Fietz

Zürich 1918
Kommissionsverlag von Beer & Cie.

THE
JOHN CREAR

Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

Neue Reihenfolge.

1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. 7 Hefte.
1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Maneß. 2 Hefte.
1851. Leben Johann Kaspar Orelli's.
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux.
1853 - 1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Großmünster. 2 Hefte.
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser.
1856—1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. 3 Hefte.
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen.
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.
1861. Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich
1862—1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. 2 Hefte.
1864. Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Cranmer.
1865. Erinnerungen an Zwingli.
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich.
1867. Das Freischießen von 1504.
1868. Der Kalender von 1508.
1869. Herzog Heinrich von Rohan.
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777.
1871. Konrad Pelikan.
1872—1873. Die ehemalige Kunstkammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. 2 Hefte.
1874. Die Legende vom heil. Eligius.
1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrten, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. 2 Hefte.
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. 2 Hefte.
1879—1882. Die Holzschneidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. 4 Hefte.
1883. Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Großmünster.
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Vögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. 2 Hefte.
1886—1887. Lebensabriß von A. Salomon Vögelin, Dr. phil. und Professor. 2 Hefte
1888. Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich.
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Aegidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich.
1890. Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.
1891. J. J. Bodmer als Geschichtschreiber.
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309.
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Theodor Vetter.
1894. Gottfried Keller als Maler, von Carl Brun.
1895. Die Wickesche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich, von Ricarda Huch.

Fortsetzung dritte Umschlagseite.

THE
JOHN CRERAR
LIBRARY

Westfront am Zähringerplatz

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1919

Nr. 3

Entstehungsgeschichte und Baubeschreibung der Zentralbibliothek

Von

Direktor Herm. Escher und Kantonsbaumeister H. Fietz

Zürich 1918
Kommissionsverlag von Beer & Cie.

Inhalt.

Seite

I. Entstehungsgeschichte, von Direktor Herm. Escher 3
II. Baubeschreibung, von Kantonsbaumeister H. Fietz 27

Anhang:

I. Der Umzug, von Herm. Escher 41
II. Vertrag und Statuten 45
III. Verzeichnis der Spender von Gaben an den Bau 49

I.

Entstehungsgeschichte

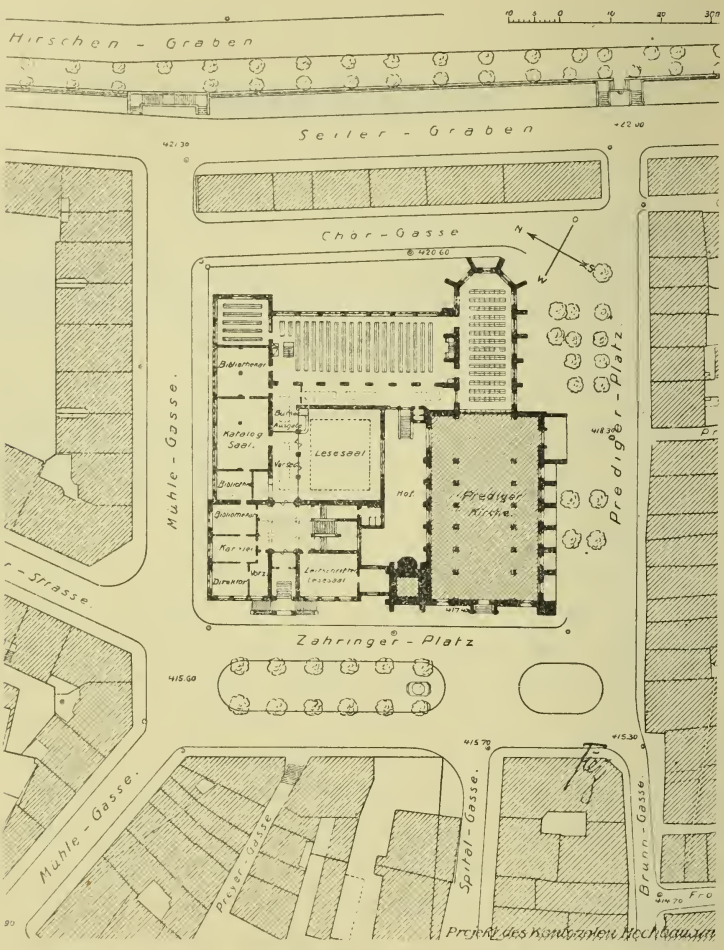
von Herm. Escher.

Auf die Eröffnung der Zentralbibliothek war vorgesehen, eine Denkschrift herauszugeben, die eine Geschichte der in die Vereinigung einbezogenen Bibliotheken, eine Übersicht über ihre eigene Entstehung und eine Beschreibung des Gebäudes hätte enthalten sollen. Ihre Aufgabe wäre gewesen, den Leser aus dem Mittelalter und der Reformationszeit, die sich im Grundstock der Kantonsbibliothek, der einstigen Büchersammlung des Großmünsterstifts, verkörperten, hinabzugeleiten in das 17. und 18. Jahrhundert zur Gründung und zum raschen Wachstum der Bürger- oder Stadtbibliothek. Sie hätte hierauf zeigen sollen, wie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ein Abzweigungsprozeß einsetzte, der im Verlaufe zur Errichtung der kleineren wissenschaftlichen Büchersammlungen der Naturforschenden Gesellschaft, der Medizinisch-chirurgischen und der Juristischen Bibliothek-Gesellschaft führte. Und schließlich hätte sie nachzuweisen gehabt, wie zu einer Zeit, da ältere und neuere politische Gegensätze zwischen Stadt und Land einen Graben geöffnet hatten und ein Zusammenarbeiten verhinderten, die Gründung von Hochschule und Kantonsschule und deren Ausstattung mit einer eigenen Büchersammlung, der sogeheißenen „Bibliothek der kantonalen Lehranstalten", die Zersplitterung des zürcherischen Bibliothekwesens für zwei Menschenalter besiegelte, und wie man, statt zur Umwandlung der alten Bürgerbibliothek in eine Stadt- und Hochschulbibliothek, zur Errichtung von zwei mehr oder minder parallelen Anstalten gelangte, an die sich der Trabantenkreis der drei kleineren Sammlungen anschloß.

Zwar war eine Geschichte der Stadtbibliothek bis zum Jahr 1847 bereits in deren Neujahrsblättern von 1842—1848 gegeben worden. Die seither verflossenen, in mehr als einer Hinsicht recht wichtigen zwei Menschenalter hätten aber an sich schon eine Darstellung verdient, ganz abgesehen davon, daß auch ein kurzer Rückblick auf die früheren Zeiten noch mancherlei Belehrung und Aufschluß hätte bieten können.

Die Ungunst der Zeit bewirkte, daß man den Plan einer besonderen Denkschrift fallen ließ; Gründe anderer Art hatten zur Folge, daß man die Darstellung der Geschichte der Stadtbibliothek zurücklegte. Nun sollen wenigstens

Entstehungsgeschichte und Baubeschreibung der Zentralbibliothek in dem vorliegenden Neujahrsblatt ihren Platz finden. Das nächste wird der Geschichte der Kantonsbibliothek gewidmet sein, und daran wird sich dann hoffentlich auch noch die der Stadtbibliothek schließen.



1. Situationsplan

Die zeitliche Folge erfährt dadurch allerdings eine Umkehrung. Statt, daß zuerst die auseinandergehenden Linien nachgezogen werden und gezeigt wird, wie diese Zersplitterung entstand, setzt das vorliegende Heft diese voraus und enthält nur die Gegenbewegung und deren hocherfreulichen Abschluß. Es schien jedoch angebracht, vorerst einmal die neue Zentralbibliothek zu ihrem Recht kommen zu lassen und Behörden sowie Gönnern vor Augen zu führen, wie die von ihnen bewilligten und gespendeten Mittel verwendet wurden. Dieser Wunsch mag entschuldigen, wenn die nachfolgende kurze Entstehungsgeschichte der Zentral-

bibliothek etwas unvermittelt einsetzt und lediglich durch eine kurze Bemerkung über die räumliche Verteilung der Bibliotheken eingeleitet wird.

Seit Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren sie in zwei Häusern untergebracht: hier, im Prediger-Chor, die Kantonsbibliothek und die Sammlungen der Juristischen und der Medizinisch-chirurgischen Bibliothekgesellschaft, dort, in Wasserkirche und Helmhaus, die Stadtbibliothek und die Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft. Insofern hätte die räumliche Verteilung der Bücherbestände noch ungünstiger sein können. Aber nichts vermag die nachteiligen Folgen der herrschenden Zersplitterung schärfer zu charakterisieren, als die Tatsache, daß von auswärts hieher berufene Hochschullehrer ihre alten und von den hiesigen Bibliotheken in ihrer Gesamtheit durchaus berücksichtigten Studiengebiete um der erschwerten Bibliothekbenutzung willen preisgaben und sich in neue, geschlossenere Fächer einarbeiteten, deren weniger umfangreiche Literatur sie sich dann selber erwarben.

*

Die erfolgreichen Bestrebungen, den Fehler früherer Zeiten wieder gut zu machen, gehen auf einen Artikel in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom Juli 1885 zurück, worin Professor Dr. H. Blümner, anknüpfend an die damaligen Projekte einer Vereinigung der verschiedenen Kunst-, Altertums- und anderen Sammlungen, auf die Notwendigkeit auch einer Vereinigung der verschiedenen Bibliotheken hinwies und inzwischen die Anlage eines gemeinsamen Generalkataloges anregte.

Von da an ist der Ruf nach der Vereinigung der Bibliotheken nicht mehr verstummt. Als 1893 die räumlich höchst beengte Stadtbibliothek beim Stadtrat darum einkam, daß er die Räume, die durch die Errichtung des Landesmuseums im Helmhaus frei würden, für ihre Bedürfnisse einrichten möchte, war sie sich dessen bewußt, daß es sich bei der Umbaute nur um ein Provisorium handeln könne und daß in absehbarer Zeit die Errichtung eines neuen Gebäudes, das zugleich auch der Kantonsbibliothek zu dienen habe, unvermeidlich sei. Ende 1895 wurde die Forderung, alle Bibliotheken Zürichs in einem einzigen großen Bibliothekgebäude zu vereinigen, vom Präsidenten des Konvents, Dr. C. Escher, im Eingange zum Neujahrsblatt der Stadtbibliothek für 1896 zum erstenmal auch öffentlich ausgesprochen. In der „Neuen Zürcher Zeitung" vertrat im Mai genannten Jahres Professor Dr. Th. Vetter, seit April 1896 Mitglied der Stadtbibliothekkommission, den Gedanken einer organischen Verbindung der Kantonsbibliothek mit der Stadtbibliothek auch in vorderhand getrennten Gebäuden. Im Sommer 1896 gelangten auch die ganz unhaltbaren Raumverhältnisse der Kantonsbibliothek, die sich noch als kritischer erwiesen, denn die der Stadtbibliothek, in der allgemeinen Diskussion zur Geltung. Der Umstand, daß im Laufe beschränkter Zeit für die Bibliotheken der Stadt und des Kantons neue Gebäude nötig würden, rückte die Möglichkeit, der bestehenden unleidlichen Zersplitterung durch die Errichtung eines gemeinsamen Neubaues ein Ende zu

bereiten, in greifbare Nähe. In der ausgesprochenen Absicht, dieser großen Aufgabe der Zukunft möglichst wenig vorzugreifen, wurden im Sommer 1896 die Umbauprojekte der Stadtbibliothek erheblich eingeschränkt und 1897 demgemäß durchgeführt.

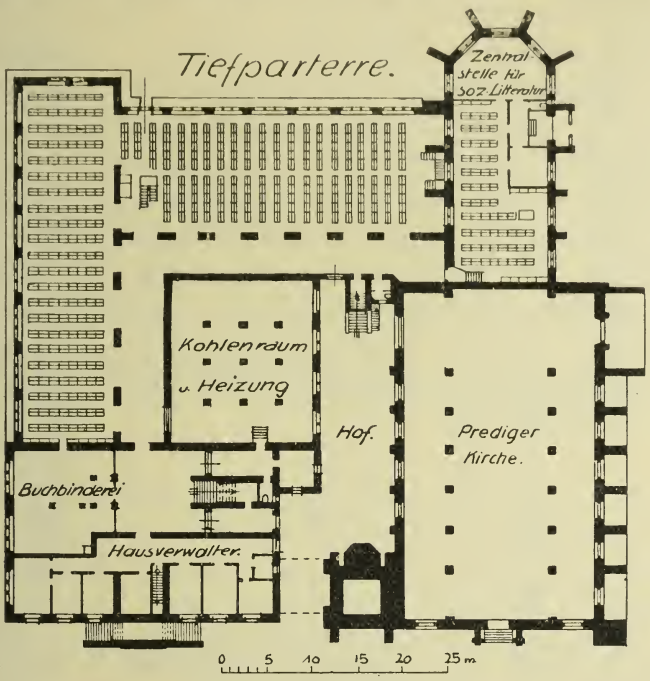
Gleichzeitig nahmen die Bestrebungen für einen zürcherischen General- oder Zentralkatalog einen neuen Aufschwung. Der Zeitpunkt erschien besonders günstig, weil damals in den zürcherischen Bibliotheken hinsichtlich der Neuausgabe ihrer gedruckten Kataloge oder der Fortführung durch Ergänzungsbände eine rege Tätigkeit herrschte. Die vier größten Büchersammlungen (Stadtbibliothek, Kantonsbibliothek, Eidgenössische Technische Hochschule und Museumsgesellschaft) besaßen entweder seit kurzem gedruckte Übersichten über ihre gesamten Bestände, oder verfügten binnen begrenzter Zeit darüber. Im Großen Stadtrat forderte Kantonsstatistiker E. Kollbrunner die Anlage eines Zentralkataloges. Vom Stadtrat zur Vernehmlassung darüber aufgefordert, arbeitete im darauffolgenden Winter die Stadtbibliothek, noch mit dem Abschluß einer umfangreichen Katalogfortsetzung beschäftigt, eine Vorlage aus, die ein Zusammenwirken der in Frage kommenden größeren und kleineren Bibliotheken Zürichs behufs Herausgabe gemeinsamer gedruckter periodischer Zuwachsverzeichnisse vorschlug. Die Absicht war, damit das erforderliche Titelmaterial zu beschaffen zur Anlage eines zentralen Kataloges wenigstens nach vorwärts. Der Ausbau nach rückwärts sollte dann nach Maßgabe der erhältlichen Mittel erfolgen*). Gleichzeitig machte Professor Vetter in der Presse (Neue Zürcher Zeitung, Januar 1897) neuerdings den Vorschlag eines Zentralkataloges und zwar über die gesamten Bestände der zürcherischen Bibliotheken. Er wiederholte ihn hierauf in besonderer Eingabe an die kantonale Erziehungsdirektion, und zwar in der Form, daß Kanton, Stadt und Eidgenössische Technische Hochschule sich hiefür zusammentun sollten**). So entstanden unmittelbar hintereinander die Unternehmungen der gemeinsamen „Zuwachsverzeichnisse der Bibliotheken in Zürich“ und des alphabetischen „Zentralzettelkatalogs der zürcherischen Bibliotheken“. Die erste, von der Stadtbibliothek geleitet, setzte mit dem Jahrgang 1897 ein; die zweite, die einer von den drei genannten Instanzen eingesetzten Kommission unter dem Vorsitz Professor Vetters unterstellt wurde, begann im Jahr 1898 mit ihren Arbeiten und konnte den in einem Raum der Stadtbibliothek untergebrachten Katalog im Jahr 1901 der allgemeinen Benutzung zugänglich machen. Beide aber waren sich durchaus dessen bewußt, auch im Dienste der Vereinigungsidee zu stehen***).

*) Vgl. Die Katalogisierungsarbeiten der Stadtbibliothek Zürich; 3. Bericht des Bibliothekariats, Februar 1897.

**) Beide Artikel unter dem Titel „Unsere Bibliotheken“ erschienen, der erste in der Nummer vom 7. Mai 1896, der zweite in der vom 20. Januar 1897.

***) Gelegenheit, auf beide Unternehmungen zurückzukommen, wird sich im Zusammenhang mit der Geschichte der Stadtbibliothek bieten.

Daneben schienen nunmehr auch direkte Schritte an der Zeit zu sein. In der Erwägung, daß die Zahl der für ein gemeinsames Bibliothekgebäude geeigneten Bauplätze je länger desto beschränkter werde, ersuchte im Herbst 1897 die Stadtbibliothek den Stadtrat, die Frage zu prüfen, ob nicht jetzt schon möglich sei, einen solchen Bauplatz zu reservieren. Da der Stadtrat zuvor nähere Angaben über Gestaltung und Umfang des Baues wünschte, eröffnete



2. Grundriß des Tiefparterres

die Stadtbibliothek Verhandlungen hierüber mit der Kantonsbibliothek, der Naturforschenden Gesellschaft, der Juristischen und der Medizinisch-Chirurgischen Bibliothekgesellschaft. Das Ergebnis war 1898 die Aufstellung eines Raumprogramms für Bücher- und Handschriften-Räume, für Spezialsammlungen und Spezialausstellungen und für Benutzungs- und Verwaltungsräume, das im Einverständnis mit den beteiligten Anstalten von der Stadtbibliothek an den Stadtrat weitergeleitet wurde. Als Zone für das Gebäude bezeichnete die Eingabe, gestützt auf die Beratungen der fünf Bibliothekleitungen, das Gebiet Limmat-Hirschengraben-Rämistraße, als erwünschten Platz speziell den sogenannten Amthausplatz, an den auch das die Kantonsbibliothek beherbergende Prediger-Chor stieß. Im folgenden Jahr wiederholte die Stadtbibliothek das Gesuch an den Stadtrat.

Der Kreis der zur Verhandlung eingeladenen Bibliotheken wurde auf die fünf genannten beschränkt, weil weitere Büchersammlungen ihrer Natur nach nicht in Frage kommen konnten. Vor allem nicht die Bibliothek der Eidge-

nössischen Technischen Hochschule; denn als Anstaltsbibliothek im engeren Sinne durfte sie ihrer besonderen Bestimmung nicht entfremdet werden, ganz abgesehen davon, daß die anzustrebende Interessengemeinschaft auch auf einen dritten Eigentümer auszudehnen, die ohnehin nicht leichte Aufgabe erheblich erschwert hätte. Auch die öffentliche Bibliothek der Pestalozzi-Gesellschaft mußte beiseiten bleiben; denn als eine in freiester Weise zugängliche Bildungsbibliothek hatte sie sich mit ihrem naturgemäßen Streben nach möglichst großem Bücherumsatz nach andern Benutzungsgesetzen zu richten, als die genannten Bibliotheken, die sämtlich, wenn auch nicht gelehrten, so doch wissenschaftlichen Charakter trugen. Auch was sonst noch in Zürich an Bibliotheken vorhanden war, widerstrebte aus Gründen irgend welcher Art einer Vereinigung, von der noch niemand wußte, wie weit sie gehen, oder wo sie Halt machen werde.

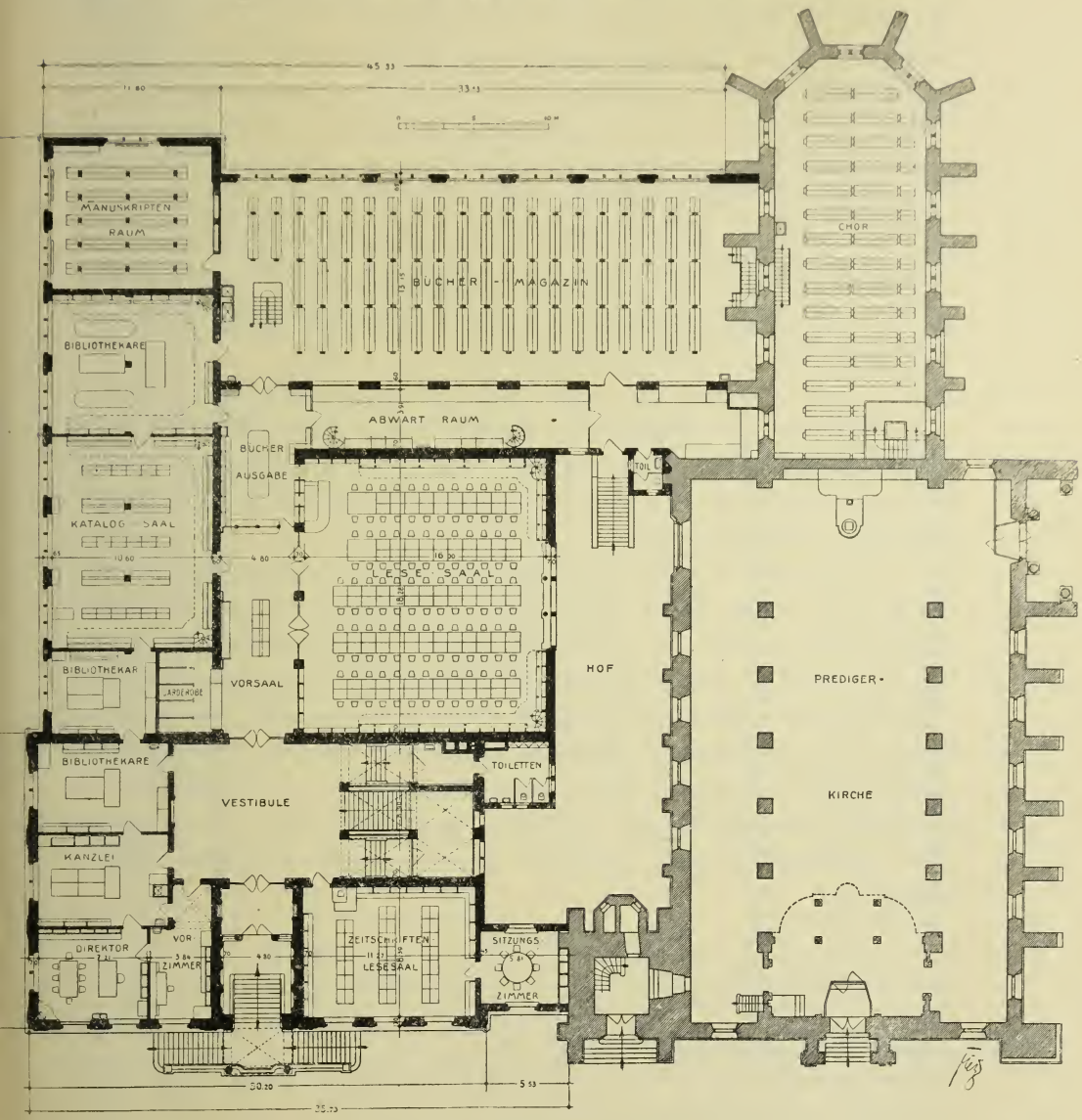
Stand hinsichtlich der Nennung bestimmter Bauplätze in diesen Beratungen der Amthausplatz im Vordergrund, so faßte man zwei Jahre später in kantonalen Kreisen die Erwerbung der Stockarschen Liegenschaft „im Berg" zu Bibliothekzwecken ins Auge. Aber die allgemeine Lage war in jenen Jahren weder auf Seiten des Kantons, noch der Stadt angetan, derartige Projekte zur Reife zu bringen.

*

Da zeigte mit Schreiben vom 1. August 1902 Professor Dr. F. Rudio der zürcherischen Erziehungsdirektion an, daß ein hochherziger Freund und Förderer der Wissenschaft die Gabe von 200,000 Fr. zugesichert habe als Beitrag für ein in Zürich zu errichtendes Zentralbibliothekgebäude, in dem die Kantonsbibliothek, die Stadtbibliothek und die Bibliotheken verschiedener wissenschaftlichen Gesellschaften vereinigt werden sollten; der Donator habe an seine Schenkung die Bedingung geknüpft, daß der Bau mit Hilfe angemessener Beiträge von Kanton und Stadt an einem würdigen Platze errichtet und so rasch als möglich in Angriff genommen werden möchte. In seiner Sitzung vom 9. August nahm der Regierungsrat die Schenkung mit lebhaftem Dank entgegen, erklärte sich bereit, die nötigen Schritte zur Verwirklichung des Projektes zu tun, und beauftragte die Erziehungsdirektion, über das weitere Vorgehen Bericht und Antrag zu stellen. Diese lud hierauf Professor Rudio, den der Donator als seinen Vertreter bezeichnet hatte, und Professor Vetter zur Erstellung eines Gutachtens über den Umfang des gewünschten Gebäudes und über seine Lage ein. Die beiden Herren schlossen in ihre Erwägungen die nämlichen fünf Bibliotheken ein, wie im Jahr 1898 die Stadtbibliothek. Als Bauplatz schlugen sie außer den beiden bereits genannten noch einen dritten vor: den Platz zwischen dem kantonalen Physikgebäude und der kantonalen Augenklinik, und stellten ihn, mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der kantonalen Universität, in erste Linie. Begleitet von Katasterplänen ging das Gutachten an die kantonale Baudirektion behufs Aufstellung eines einfachen Bauprojektes mit summarischem Kostenvoranschlag.

Hierauf sollten dann auch die übrigen am Projekt interessierten Kreise, vor allem Stadtrat und Stadtbibliothek, zu Beratungen eingeladen werden.

Arbeitsüberhäufung verhinderte die Baudirektion, die bautechnischen Arbeiten sofort an die Hand zu nehmen. Inzwischen fand, im Frühling 1893, das



3. Grundriß des Hochparterres.

Projekt einen weiteren Gönner, Dr. Ulrico Hoepli in Mailand, der seinem Verständnis für dessen Bedeutung durch Schenkung von 25,000 Franken Ausdruck gab. Die Erziehungsdirektion glaubte nun nicht länger warten zu sollen und lud den Stadtrat, den Konvent der Stadtbibliothek, die Vorstände der Juristischen

und der Medizinisch-chirurgischen Bibliothek-Gesellschaft und der Naturforschenden Gesellschaft zu konferenziellen Verhandlungen ein.

Am 17. Juli 1903 traten die Abgeordneten der verschiedenen Behörden und Anstalten zusammen.*) Alle standen unter dem Eindruck, daß die längst gewünschte Vereinigung nunmehr in ein entscheidendes Stadium getreten sei. Freilich erschienen die Schwierigkeiten nicht gering, vor allem die Beschaffung der Mittel für das neue Gebäude; denn angesichts der großen Aufgaben, die sowohl dem Kanton als der Stadt auf andern Gebieten bevorstanden, wurde als ausgeschlossen erachtet, ihnen die ganze Finanzlast eines Neubaus zuzumuten. Daneben wurden bereits auch die Fragen organischer Natur gestreift. Man fand es zweckmäßig, daß, der direkten Behandlung durch die beteiligten Behörden vorgängig, die versammelten Vertreter die Angelegenheit vorerst weiter abklären sollten. Die Konferenz wandelte sich also zu einer vorberatenden Kommission unter dem Vorsitz des Erziehungsdirektors um.

*

Schon die erste Sitzung hatte gezeigt, daß im Wesentlichen zwei große Fragen zu beantworten waren: die nach der Erstellung des gewünschten gemeinsamen Gebäudes und die nach der organischen Gestaltung der darin unterzubringenden Büchersammlungen.

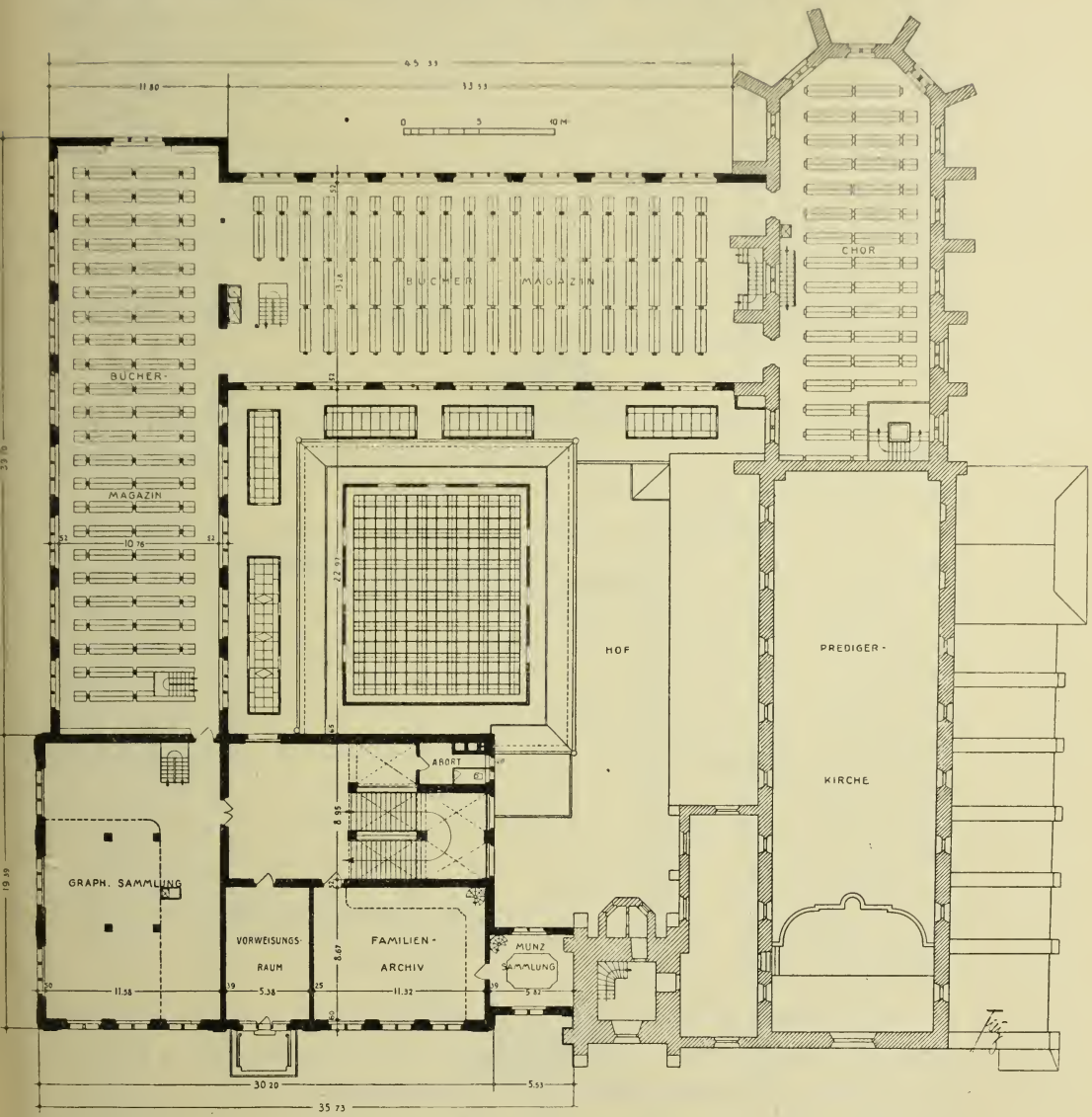
Die Kommission wandte sich zunächst der ersten zu. Sie beschloß, im Anschluß an die beiden großen Gaben, denen der Hochschulverein soeben eine dritte beigefügt hatte, sofort die Sammlung weiterer freiwilligen Beiträge an die Hand zu nehmen. Ein wirkungsvolles Werbezirkular aus der Feder von Professor Vetter und persönliche Besuche der Kommissionsmitglieder fanden bei vielen Gönnern der Wissenschaft wohlwollende Aufnahme. Auch die Studentenschaft betätigte sich mit großem Eifer, indem sie zugunsten des Unternehmens im Stadttheater Schillers Räuber aufführte. Ende 1904 hatten die eingezahlten oder gezeichneten Beiträge bereits die Summe von zirka 350,000 Franken erreicht.

---

*) Als Vertreter waren ernannt worden die Herren Regierungsrat Dr. A. Locher und Prof. Dr. Th. Vetter für die Erziehungsdirektion, die Stadträte R. Billeter und H. Wyß für den Stadtrat, Prof. Dr. F. Rudio für den ersten Geber, Prof. Dr. G. Meyer von Knonau und Dr. H. Weber für die Kantonsbibliothek, Dr. C. Escher und Dr. Herm. Escher für die Stadtbibliothek, Prof. Dr. H. F. Hitzig für die Juristische Bibliothek-Gesellschaft, Prof. Dr. M. Cloetta für die Mediz.-Chirurgische Bibliothek-Gesellschaft und Prof Dr. A. Lang für die Naturforschende Gesellschaft. Wegen der Vorbereitungen für das eidgenössische Turnfest konnten die beiden Stadträte nicht erscheinen.

Warmen Dank für ihre wirksame Teilnahme an den nachfolgenden Verhandlungen schuldet die Zentralbibliothek außer Herrn Rudio, der den ersten Donator für das Projekt interessiert hatte, insbesondere Herrn Locher, der bis 1905 und von 1911 bis zu seinem kurz nach der entscheidenden Volksabstimmung erfolgten Hinschied der Erziehungsdirektion vorstand, und seinem Kollegen, Herrn Dr. H. Ernst, der ihn von 1905 bis 1911 ablöste; dem seither ebenfalls aus reicher Wirksamkeit abberufenen Herrn Stadtrat, nachmals Stadtpräsident Billeter; dem allzu früh verstorbenen Herrn Professor Dr. H. F. Hitzig, dem bei der Abfassung des Entwurfs zu einem Stiftungsvertrag die verwickelten juristischen Fragen zufielen; auch Herrn Stadtrat, jetzt Oberrichter H. Wyß, der zuerst im Privatgespräch die Idee einer Stiftung äußerte.

Um für die Ausarbeitung von Planskizzen die nötigen Unterlagen zu gewinnen, waren inzwischen Kantonsbaumeister H. Fietz und Stadtbibliothekar Dr. Herm. Escher im Herbst 1903 zu einer Studienreise über Bibliothekbauten nach Deutschland abgeordnet worden. Gestützt auf deren Ergebnisse legte an-



4. Grundriß des I. Stockes

fangs 1905 das kantonale Hochbauamt der Erziehungsdirektion ein endgültiges Raumprogramm und Pläne für alle drei in Frage kommenden Bauplätze vor. In seinem begleitenden Bericht bezeichnete es als am wenigsten geeignet den Platz zwischen der Augenklinik und dem Kantonalen Physikgebäude, weil er

voraussichtlich für die Universitäts-Neubaute, die in eben jener Zeit greifbarere Gestalt gewann, heranzuziehen sei. Am meisten neigte es dem Amthausplatz zu. Im Schoße der vorberatenden Kommission stieß dieser jedoch auf starken Widerstand, der sich namentlich gegen seine Feuersgefährlichkeit, gegen die mangelnde Zugänglichkeit und gegen die Unansehnlichkeit und Lärmigkeit des dicht bevölkerten Quartiers richtete. Es siegte die Stockarsche Liegenschaft, die sich durch ihre unmittelbare Nähe bei den höheren Lehranstalten empfahl und im März 1906 dem Regierungsrat zum Ankauf empfohlen wurde. Um den Kaufpreis in die Kreditgrenze des Kantonsrates zurückzuführen, erklärte der erste Geber sich zur Zahlung von weiteren 30,000 Franken bereit, worauf die genannte Behörde im April 1906 den Bauplatz anzukaufen beschloß. Der nächste Schritt bestand in der Erstellung endgültiger Planskizzen. Da das kantonale Hochbauamt neuerdings stark belastet war, wurde Professor F. Bluntschli mit deren Ausarbeitung betraut.

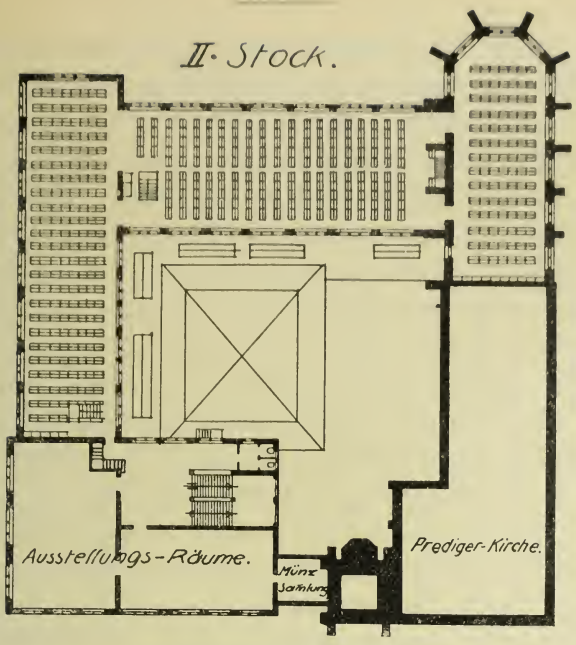
*

Inzwischen war auch auf einer anderen Seite ein erster Abschluß erzielt worden. Im März 1904 hatte die vorberatende Kommission eine Subkommission mit dem Studium der organischen Fragen beauftragt*).

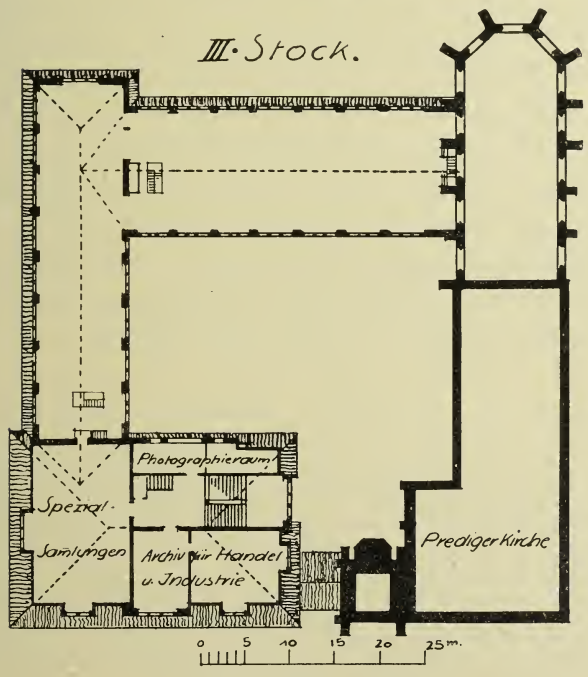
In der öffentlichen Besprechung war, zumal im Anfang, meist nur im allgemeinen von der Vereinigung der verschiedenen Bibliotheken in einem neu zu errichtenden gemeinsamen Gebäude die Rede gewesen. Im Verlaufe rückte jedoch Schritt um Schritt die Notwendigkeit einer innerlichen, organischen Verschmelzung in den Vordergrund. Die Einheit des Gebäudes mußte die Einheit des Betriebes zur notwendigen Folge haben, und diese hinwiederum die des Besitzstands, zum allermindesten des neuen Zuwachses, noch zweckmäßiger der gesamten Sammlungen. Nur die völlige Einheit des Eigentums konnte über die Schwierigkeiten hinweghelfen, die sich bei getrenntem Besitzstand unweigerlich der Verwaltung sowohl der Sammlungen als des Gebäudes entgegengestellt hätten. Es handelte sich also um die Bildung einer einheitlichen Bibliothek, die nur einer Behörde zu unterstellen und für die auch ein entsprechendes Rechtsverhältnis zu schaffen war.

Die einfachste und klarste Lösung hätte das Alleineigentum des einen oder des andern Teils gebracht. Der Gedanke daran hätte sich sowohl dem Kanton als der Stadt aufdrängen können: dieser, weil ihre Bibliothek die ältere, größere und reichere Sammlung bildete; jenem, weil mit der Wendung des Jahres 1902 die Führung in der Angelegenheit an ihn übergegangen war und weil ein starkes Interesse seine höheren Lehranstalten mit der Verwahrerin des wissenschaftlichen Rüstzeuges verband. Aber eine ruhige Überlegung mußte zur Er-

*) Sie bestand aus den Herren Regierungsrat Locher, 1905 ersetzt durch seinen Amtsnachfolger Regierungsrat Ernst, Stadtrat Billeter, Dr. Herm. Escher, Dr. H. Weber und Professor H. F. Hitzig.



5. Grundriß des 2. Stockes



6. Grundriß des 3. Stockes

kenntnis führen, daß weder dem einen noch dem andern Teil ein Verzicht auf seine Bibliothek zuzumuten war. Man mußte also nach einer Form suchen, die eine gemeinsame Betätigung der beiden Hauptinteressenten in sich schloß. Als solche konnte nicht in Betracht fallen ein Kondominium, das in der unmittelbaren

Übernahme der Lasten zu bestimmten Teilen durch die beiden Teilhaber und in der Einsetzung einer gemischten Kommission, deren Mitglieder vielleicht nach Instruktionen hätten stimmen müssen, daneben in unteilbarem Eigentum bestanden hätte. Hemmendem Dualismus wäre damit von vornherein Tür und Tor geöffnet worden. Viel eher empfahl sich die Form einer von Kanton und Stadt zu errichtenden, auszustattenden und zu unterhaltenden Stiftung. Sie konnte der Anstalt innerhalb der Stiftungsbestimmungen eine selbständige Organisation und die Leitung durch eine eigene Behörde gewähren, deren Mitglieder wohl von den Stiftern ernannt wurden, im übrigen aber unabhängig waren und nicht in den Fall kamen, von ihren Auftraggebern entgegengesetzte Instruktionen zu erhalten. Sie vermochte ihr auch die nötige Bewegungsfreiheit und Stetigkeit der Entwicklung zu sichern. Den Stiftern dagegen blieb immer noch genügender Einfluß auf die Entwicklung gewahrt, da die Stiftung finanziell stets auf sie angewiesen war.

Gestützt auf diese Ausführungen, die ihr in einem Bericht Dr. H. Eschers vorgelegt wurden*), beauftragte die Subkommission Professor Dr. H. F. Hitzig und den Genannten mit den entsprechenden Formulierungen. Auf Anraten Professor Hitzigs wurde hiefür die Form eines Stiftungsvertrages zwischen Kanton und Stadt gewählt, der alle einschlägigen Punkte in einem einzigen Dokument umfassen sollte. Nach einläßlichen Beratungen legte die Subkommission der Gesamtkommission den Entwurf eines solchen Stiftungsvertrages vor. Diese genehmigte ihn mit geringen Abänderungen im März 1906, in der nämlichen Sitzung, in der sie beschloß, dem Regierungsrat den Ankauf der Stockarschen Liegenschaft zu beantragen, und legte ihn im folgenden Monat, begleitet von einem erläuternden Bericht aus der Feder Dr. H. Eschers**), dem Regierungsrat und dem Stadtrat vor. Die direkte Behandlung des ganzen Fragenkomplexes von Behörde zu Behörde erschien nun auch nach dieser Seite gegeben.

*

Die den beteiligten Bibliotheken nächststehenden Kreise hatten gehofft, die Abklärung, die die Angelegenheit durch die vorberatenden Organe erfahren habe, werde einen so raschen Fortgang der behördlichen Verhandlungen ermöglichen, daß die Bibliothekvorlage gleichzeitig mit der Kreditforderung für das neue Universitätsgebäude zuerst vor die städtische und hernach vor die kantonale Volksabstimmung gelangen könne. Sie fürchteten, eine besondere, nur die Bibliothek betreffende Abstimmungsvorlage würde in weiter abstehenden Bevölkerungsschichten nicht auf genügendes Verständnis stoßen, während eine Verbindung mit der hochwichtigen Frage der Universitätsbaute auch die kleinere Kreditforderung für die Bibliothek durchzureißen vermöchte. Jedoch nahmen die direkten Verhandlungen nicht den erwarteten raschen Verlauf. In den Beratungen zwischen den Ab-

*) Zur Organisation der Zentralbibliothek in Zürich, Juli 1904.

**) Die Zentralbibliothek Zürich als öffentliche Stiftung (1906).

ordnungen des Regierungsrates und des Stadtrates*) tauchten Bedenken auf gegen die Stiftungsform, da sie die vertragschließenden Teile in unzulässiger Weise für alle Zeiten binde, und es wurden Vorschläge gemacht, die der beabsichtigten Übereinkunft mehr den Charakter eines Sozietätsvertrages verliehen. Das hätte für die neue Anstalt eine erhebliche Einbuße an Festigkeit und Geschlossenheit bedeutet und sie von zufälligen Stimmungen oder Verumständungen bei den vertragschließenden Teilen abhängig gemacht. Die dagegen geltend gemachten Einwendungen führten schließlich zu einem Kompromiß. Der Stiftungsvertrag wurde zerlegt in einen Vertrag zwischen Kanton und Stadt, der die hauptsächlichsten Bestimmungen enthielt, beidseitig der Volksabstimmung zu unterbreiten war und demgemäß auch nur durch Volksabstimmung abgeändert werden konnte, und in Statuten, die sich mehr auf die in zweiter Linie stehenden Punkte bezogen und von den beidseitigen Vollziehungsbehörden, das heißt von Regierungsrat und Stadtrat aufzustellen, gegebenenfalls auch zu revidieren waren. Die im Entwurf des Stiftungsvertrages enthaltene Bestimmung, daß Änderungen oder gar die Aufhebung nur mit Zustimmung beider vertragschließenden Teile und der Bibliotheksbehörde erfolgen dürften, wurden dadurch ersetzt, daß man für den Vertrag zwar eine einseitig anwendbare Kündigungsmöglichkeit auf drei Jahre Frist vorsah, ihr aber eine erste feste Vertragsdauer von 20 Jahren vorangehen ließ und daß überdies Änderungen der Statuten an die übereinstimmende Zustimmung der beidseitigen Exekutiven geknüpft wurden. Man gab damit dem neu zu schaffenden Institut genügende Zeit zur Konsolidierung und sicherte es gegen unliebsame Überraschungen in den ersten zwei Jahrzehnten seines Bestandes. Die Scheidung zwischen Vertrag und Statuten bot auch die Möglichkeit, allfällig nötig werdende Abänderungen der letzteren ohne übermäßigen Kraftaufwand durchzuführen. Im Frühling 1907 waren Vertrag und Statuten beidseitig genehmigt**). So schien nun wenigstens jetzt alles zu rascher Weiterentwicklung reif zu sein. Da stellte sich neuer Aufschub auf einer andern Seite ein.

*

Im Schoße der Expertenkommission, die zur Begutachtung der Planskizzen für die Hochschulbauten bestellt worden war, wurde Anfang 1907 die Errichtung eines Bibliothekgebäudes auf der Stockarschen Liegenschaft aus ästhetischen Gründen angefochten. Man machte geltend, daß die ausgedehnte Gebäudeflucht sich unliebsam sowohl vor die Eidgenössische Technische Hochschule, als ganz besonders vor die neue Universität stelle und deren bauliche Wirkung stark beeinträchtige. Der Regierungsrat schlug deshalb dem Stadtrat vor, die Bibliothek nun doch auf dem Amthausplatz zu erstellen, sofern die Spender der freiwilligen Beiträge,

*) Auf Seiten des Kantons waren abgeordnet die Herren Ernst, Stößel und Kern, an dessen Stelle später Herr Bleuler trat; auf Seiten der Stadt die Herren Pestalozzi, Billeter und Mousson und nach dem Tode des Herrn Pestalozzi Herr Klöti.

**) Beide sind im Anhang II abgedruckt.

das heißt diejenigen, die hinsichtlich der Wahl des Bauplatzes bestimmte Wünsche geäußert hatten, zustimmten. Der Stadtrat erklärte sich, Regelung der finanziellen Verhältnisse vorbehalten, damit einverstanden. Immerhin war eine endgültige Entscheidung in der Bauplatzfrage erst möglich, als die Hauptfrage, das heißt die Ausführung der Universitätsbaute und die Bewilligung des Baukredits, abgeklärt war, was durch die kantonale Volksabstimmung vom Frühjahr 1909 erfolgte. Die Abstimmung entschied tatsächlich auch über die Freilassung der Stockarschen Liegenschaft, und zwar um so mehr, als die Pläne der die Universitätsbaute ausführenden Firma Curjel & Moser das Gebäude, anstatt es, nach bisherigen Anschauungen an zuständigen Stellen, in einer einzigen langen Flucht anzuordnen, in zwei Teile zu gliedern vorsahen, deren einer kleinerer, das sogenannte Biologische Institut, vor dem größern, dem eigentlichen Kollegiengebäude, erheblich nach Westen in der Richtung der Stockarschen Liegenschaft vorsprang und dadurch deren überbaubare Fläche beträchtlich einschränkte.

Mußte man von dem bereits gekauften Baugrund wieder absehen und sich für einen andern entscheiden, so erschien allerdings wünschbar, daß das bald geschehe. Im Herbst 1908 hatte sich die Staatsrechnungsprüfungskommission durch einen Augenschein im Prediger-Chor nicht nur von der völligen Unzulänglichkeit der Benutzungs-, Verwaltungs- und Magazin-Räume überzeugt, sondern ganz besonders auch von der außerordentlichen Feuersgefahr, die beständig über der Kantonsbibliothek schwebte. Und auch die Verhältnisse im Helmhaus gaben, obschon sie nicht so schlimm waren, wie in der Kantonsbibliothek, nach beiden Richtungen je länger desto mehr zu denken. Regierungsrat und Stadtrat traten also in konferenzielle Verhandlungen auch über die Abtretung des Amthausplatzes und des daran stoßenden Prediger-Chors ein. Für die Wahl dieses Platzes sprach übrigens nicht nur der negative Grund, der mit der Universitätsbaute zusammenhing, sondern auch der positive, daß man hier billiger und zudem in Etappen bauen konnte, während auf der Stockarschen Liegenschaft aus ästhetischen Rücksichten sofort das ganze Gebäude hätte erstellt werden müssen. Die Verlegenheit war nur, was mit ihr, die vom Kanton bereits gekauft war, geschehen solle. Sie wurde dadurch gehoben, daß dieser der darauf stehenden Gebäulichkeiten vorerst für Verwaltungszwecke bedurfte, die Liegenschaft also bis auf weiteres in seinem Inventar stehen lassen und die Entscheidung über ihre künftige Verwendung hinausschieben konnte. Erheblich größere Schwierigkeit bot eine andere Frage, die sich aus dem Umstand ergab, daß beim neuen Bauplatz sowohl Kanton als Stadt Immobilien an die Stiftung abzutreten hatten, wie nämlich diese Immobilien, das heißt einerseits das dem Kanton gehörende Prediger-Chor, andrerseits der der Stadt oder vielmehr der Bürgergemeinde gehörende Amthausplatz, zu werten seien.

Schon einmal hatte die Frage von Wertungen zu reden gegeben: bei der Abfassung des Stiftungsvertrages durch die vorberatende Kommission, als es

sich darum handelte, ob die beidseitig einzuwerfenden Sammlungen zu werten seien. Daß es geschehen solle, erschien, von weitem gesehen, schlechthin selbstverständlich. Trat man aber einer Wertung näher, so ergab sich sofort die Unmöglichkeit — nicht einer Schätzung überhaupt; denn schließlich hätte sich mit ungemessenem Aufwand eine solche bewirken lassen, wohl aber einer Schätzung, die beide Teile befriedigt hätte. Der Leiter der Stadtbibliothek, der sich zuerst mit dem Problem zu befassen hatte und wohl wußte, wie viel wertvoller die Büchersammlung der Stadt war, als die des Kantons, schlug deshalb vor, von einer Wertung der Bestände abzusehen und sie zu ersetzen durch die Bestimmung, daß die beidseitig eingeworfenen Bestände jederzeit aus den dazu gehörenden Katalogen und Inventaren nachweisbar sein sollten. Der Vorschlag fand bei den vorgesetzten Instanzen verständnisvolle Würdigung und entsprechenden Ausdruck im Stiftungsvertrag.

Nun erhob sich die Frage einer Wertung von neuem bei den Immobilien. Wie sollte zumal der Amthausplatz angesetzt werden, der im städtischen Inventar mit 180,000 Fr. eingetragen stand, aber im Liegenschaftenverkehr wohl das Vierfache gegolten hätte? Nach welchem Maßstab war aber auch das Prediger-Chor zu bewerten, bei dem von einem Verkehrswert nicht gesprochen werden konnte, sondern Rücksichten mehr ideeller Art in Betracht fielen? Man versuchte zunächst eine Lösung zu finden, die gestattet hätte, von einem Einwerfen der Immobilien in das Stiftungsgut abzusehen, was die Baukredite vermindert, sich also auch aus referendumstaktischen Gründen empfohlen, das Referendum vielleicht sogar ganz zu umgehen erlaubt hätte. Man dachte an eine Gebrauchsleihe, oder auch an die auf 1. Januar 1912 mit dem Inkrafttreten des neuen eidgenössischen Zivilgesetzbuches sich ergebende Möglichkeit, Baugrund und Bau derart zu trennen, daß jener den bisherigen Eigentümern verblieb und dieser auf Rechnung der Stiftung erstellt wurde. Aber solche Auskünfte wären mit Unklarheiten verbunden gewesen, die zu vermeiden richtig erschien. Schließlich fand man die Lösung, daß das zu Bibliothekzwecken umzubauende Prediger-Chor und der Amtshausplatz wett geschlagen werden, das heißt ebenfalls unberechnet eingeworfen werden sollten. Immerhin hatte jeder der einwerfenden Teile seine Zuwendung wenigstens für sich in Zahlen umzusetzen. Auf Seiten der Stadt mußte das umsomehr geschehen, als sie den Platz vorerst von der Stiftung des stadtbürgerlichen Nutzungsgutes zu erwerben hatte. Es wurde infolgedessen hier wie dort eine Summe von 430,000 Fr. eingestellt. Auf Seiten des Kantons setzte sie sich zusammen aus einem Betrag von 230,000 Fr. für das Chor samt Baugrund und 200,000 Fr. für den neuen Einbau; denn selbstverständlich war das Gehäuse seines hölzernen, für die neuen Bedürfnisse völlig ungeeigneten Einbaues ganz zu entledigen.

Von einzelnen Mitgliedern der vorberatenden Kommission war diese Wendung zu Gunsten des Amthausplatzes nicht ohne Bedenken verfolgt worden. Ihre

Einwendungen richteten sich nunmehr, da einläßlichere Pläne vorlagen, auch gegen die mangelhafte Beleuchtung des in der Mitte des Gebäudes disponierten, mit Oberlicht zu versehenden Lesesaales. Um den schwer wiegenden Nachteilen des Platzes zu entgehen, wiesen sie auf einen neuen Bauplatz hin, auf die Liegenschaft der Magneta zwischen Plattenstraße, Gloriastraße und Pestalozzistraße. Den zuständigen Behörden schien Angesichts dieses Vorschlages, der auf anderer Seite Widerspruch erfuhr, im Interesse einer gedeihlichen Weiterführung des Projekts eine gründliche Abklärung der einschlägigen Fragen wünschenswert. Es wurde also zunächst Prof. Dr. G. Gull um seine Ansicht über die Lichtzufuhr des Lesesaals angegangen und hierauf von Architekt E. Vischer-Sarasin in Basel und Bibliothekdirektor M. von Diesbach in Freiburg ein allgemeines Gutachten eingeholt. Jener sprach sich in durchaus günstigem Sinne aus, und diese entschieden sich bei der Würdigung der drei Bauplätze — denn auch über die Stockarsche Liegenschaft waren sie befragt worden — für den Amthausplatz in der Meinung, die auch seine Befürworter von jeher vertreten hatten, daß er späterhin bis zum Seilergraben zu erweitern sei. Nunmehr erklärte sich auch die vorberatende Kommission mit überwiegender Mehrheit für den Amthausplatz. Die Angelegenheit war damit für Regierungsrat und Stadtrat ebenfalls spruchreif geworden. Beide genehmigten Ende 1910 Vertrag und Statuten. Noch waren lediglich Planskizzen und Voranschlag endgültig anzulegen. Dann konnte die bereinigte Vorlage an die beidseitigen Parlamente gehen.

*

Die neue Sachlage fand ihren ersten Ausdruck in der Schaffung eines ersten gemeinsamen Organs, nämlich einer Baukommission, die sich aus den beidseitig zuständigen Direktions- und Abteilungs-Vorständen, Architekten und Bibliothekaren zusammensetzte*). Das kantonale Hochbauamt legte neue Pläne an, die aber in allem Wesentlichen auf den ersten, 1903/1904 in glücklicher Eingebung entstandenen Entwürfen fußten. Die Bibliothekare der beiden Anstalten unterzogen sie in gemeinsamen Konferenzen einläßlicher Detailprüfung mit Rücksicht auf die Betriebserfordernisse. Ihr ganz besonderes Augenmerk wandte die Kommission wiederum der Beleuchtung des Lesesaals zu, gegen die immer noch schwere Bedenken geäußert wurden, wobei aber auch sie zur Einsicht völligen Genügens kam. Auch die Frage der Feuersicherheit fand sorgfältige Prüfung. Eine weitere Prüfung bezog sich darauf, ob es nicht möglich sei, den Kostenvoranschlag und damit die von den Stiftern zu leistenden Beiträge herabzusetzen. Noch stand man unter dem Eindruck der Anstrengungen, die es bedurft hatte, um im Frühling 1911 eine Nachtragsforderung für die Universitätsbaute unter Dach zu bringen, und bereits erschienen andere große Auf-

*) Es waren die Herren Regierungsräte Ernst und Keller, Stadträte Klöti und Nägeli, Kantonsbaumeister Fietz, Stadtbaumeister Fißler (mit beratender Stimme) und Bibliothekare Escher und Weber.

gaben auf dem Plan, mit beträchtlichen Anforderungen an die kantonalen Finanzen. Man griff zum Ausweg, vom Flügel an der Chorgasse statt der vorgesehenen acht Geschosse zunächst nur drei zu errichten, das heißt so viele, als unbedingt nötig waren, um eine genügende Verbindung zwischen dem Flügel Mühlegasse und dem Chor zu ermöglichen. Noch wirksamer war ein Auskunftsmittel, das sich von anderer Seite darbot.

Der in den Jahren 1903 und 1904 angelegte Sammelfonds hatte durch weitere Gaben und namentlich durch aufgelaufene Zinse inzwischen eine Erhöhung auf rund 450,000 Franken erfahren. Nun entstand neben ihm ein zweiter Sammelfonds, dessen Hauptstock wiederum durch eine reiche Zuwendung des ungenannt sein wollenden Gönners gebildet wurde und dem sowohl geschäftliche Unternehmungen wie Private schöne Beträge zuwendeten.

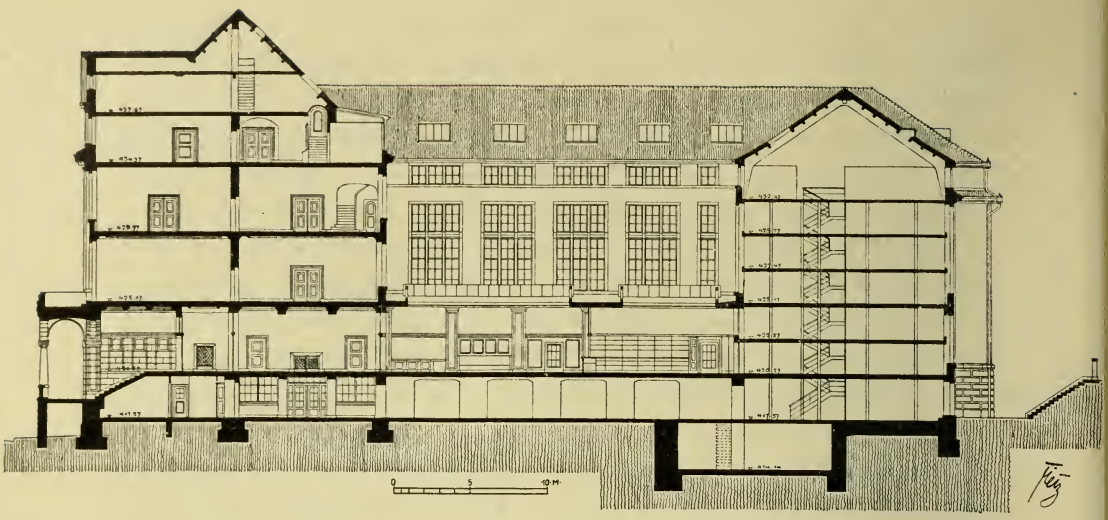
Ende 1912 konnten der kantonalen Erziehungsdirektion als Beträge der beiden Fonds die Summen von Franken 450,000 und Franken 300,000 ausgewiesen werden. Voranschlag und Leistungen der Stifter setzten sich nun aus folgenden Zahlen zusammen:

Gesamtkosten des Neubaus	Fr.	1,400,000. —
Abzug für später zu errichtende Geschosse des Flügels Chorgasse*)	„	200,000. —
Derzeitiges Erfordernis	Fr.	1,200,000. —
Abzug der freiwilligen Beiträge	„	750,000. —
Durch die Stifter zu decken	Fr.	450,000. —
Anteil des Kantons: die Hälfte = . . .	Fr.	225,000. —
Dazu als individuelle Leistung: Ausbau des Prediger-Chors	„	200,000. —
Gesamtleistung des Kantons	Fr.	425,000. —
Anteil der Stadt, das heißt der Einwohnergemeinde, ebenfalls	Fr.	225,000. —
Dazu als individuelle Leistung: Kaufsumme für den dem bürgerlichen Nutzungsgut gehörenden Amthausplatz	„	430,000. —
Gesamtleistung der Stadt	Fr.	655,000. —

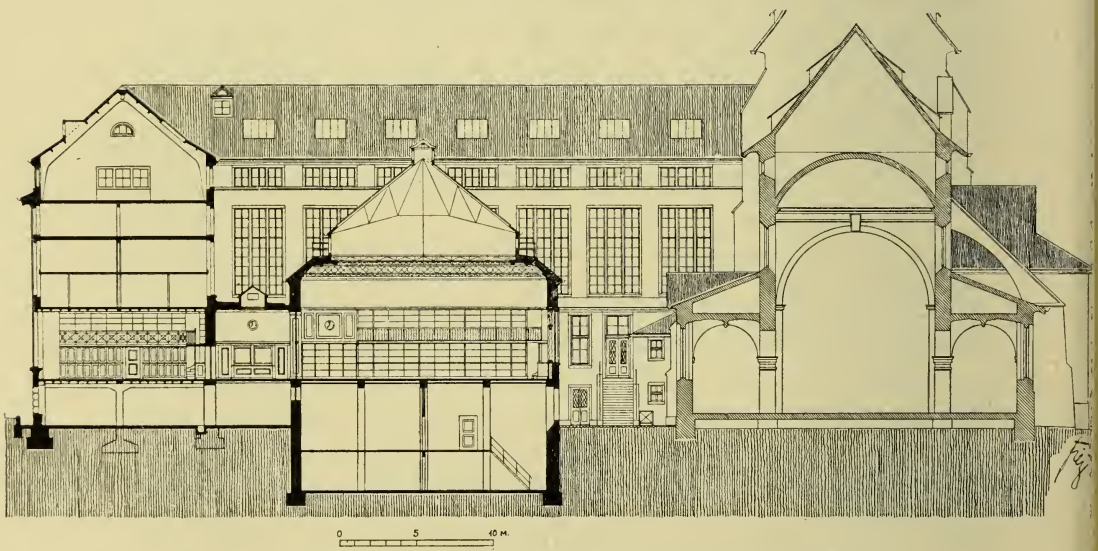
Den Gegenwert für die 230,000 Franken Unterschied zwischen der Barleistung der Stadt und der des Kantons hatte das von diesem einzuwerfende Chor in seinem derzeitigen Zustand samt Baugrund zu bilden.

Ende 1912 wurden die den Kanton betreffenden Zahlen zum ersten Mal aufgeführt in einem auf ein kantonsrätliches Postulat erstatteten Bericht des

*) Mehreingänge an Schenkungen und die über Erwarten günstigen Vergebungen der Hauptarbeiten gestatteten im Jahr 1915 auch den Flügel Chorgasse ganz auszubauen, unter Weglassung des obersten Bodens.



7. Querschnitt durch Eingang, Vorsaal und Büchermagazin



8. Querschnitt durch Flügel Mühlegasse, Lesesaal und Predigerkirche

Regierungsrates, der ein zusammenhängendes Programm aufstellte über die für die kantonale Verwaltung, sowie für Kranken-, Versorgungs- und Schulanstalten erforderlichen Neubauten. Der Weiterleitung der Angelegenheit an die beidseitigen Parlamente und der Ausarbeitung der betreffenden Weisungen stand nun nichts mehr im Wege; denn inzwischen hatte auch eine andere Instanz die Vorlage gebilligt, deren Stimme die Stadt nicht hätte umgehen dürfen: nämlich die Stadtbibliothek-Gesellschaft.

Als einstige Gründerin der Bürger-, nachmals Stadtbibliothek war die genannte Gesellschaft, die übrigens bei der Obrigkeit stets ausgibige Förderung

gefunden hatte, ausschließliche Eigentümerin der Bibliothek gewesen bis zum Jahre 1798. Dann war mit der Umwandlung der alten Stadt und Republik Zürich in den heutigen Kanton Zürich und der Scheidung von Staat und Gemeinde und innerhalb dieser von Einwohnergemeinde und Bürgergemeinde,

9. Ostfront an der Chorgasse

die Bibliothek durch die sogenannte Liquidationsurkunde des Jahres 1803 in das Eigentum der zürcherischen Stadtbürgerschaft übergegangen. Die deposſedierte Gesellschaft hatte aber, unter der Oberaufsicht der bürgerlichen Sektion des Stadtrats, stets noch die Verwaltung beibehalten, und die Bibliothek trug in gewisser Hinsicht nach wie vor den Charakter eines Gesellschafts-Instituts, auch wenn sie schon seit langem die Bedeutung einer öffentlichen, allgemein zugänglichen Büchersammlung angenommen hatte und in ihren Finanzen die städtischen Beiträge eine stets wachsende, die der Mitglieder dagegen eine stets abnehmende Rolle spielten. Diese Gesellschaft, die alljährlich in einer Frühlingssitzung Bericht und Rechnung entgegenzunehmen pflegte, war nun ebenfalls um ihre Meinung zu befragen gewesen. Das war im März 1911 in ausführlicher Begründung geschehen, und die Gesellschaft hatte einstimmig beschlossen, auf ihr Anrecht zur Verwaltung der Stadtbibliothek und zur bevorzugten Benutzung der Bücherbestände zu verzichten und dem Übergang der Sammlung an die Zentralbibliothek zuzustimmen.

*

Im Herbst 1913 traten die vorberatenden Kommissionen des Kantonsrates und des Großen Stadtrates zusammen.*) Freilich erschien auf kantonaler Seite die Zeitlage nicht gerade günstig zur Behandlung einer solchen für weite, zumal nicht-städtische Kreise wenig greifbaren Vorlage. Der Geschäftsgang im allgemeinen

10. Vestibül

war flau und die Stimmung in der Bauersame geradezu gedrückt infolge einer fast zu einem Landesunglück sich auswachsenden Viehseuche. In der kantonsrätlichen Kommission wurden deshalb bei der Eintretensdebatte nicht geringe Zweifel über den Zeitpunkt der Vorlage geäußert. Aber ein Besuch in den beiden Bibliotheken und die Einsicht in ihre Raumverhältnisse verfehlten nicht eines durchschlagenden Eindruckes auf die Mitglieder. Treffende Worte lieh diesem besonders ein aus ländlichen Kreisen stammendes und sich als Nichtbenutzer der Bibliotheken bekennendes Mitglied, indem es sich nach der Besichtigung der Stadtbibliothek ungefähr folgendermaßen äußerte: Auch ich habe die Weisung des Regierungsrates mit großem Bedenken über die Opportunität der Vorlage durchgelesen. Aber nachdem wir soeben die Stadtbibliothek besichtigt und mir die andern Mitglieder erklärt haben, daß es in der Kantonsbibliothek, an deren Besuch teilzunehmen ich verhindert war, noch schlimmer steht, so erkläre auch ich: Vorwärts machen!**)

*) Präsident der ersten war Herr Nationalrat Dr. W. Bissegger, der zweiten Herr Oberst Ed. Usteri-Pestalozzi.

**) Die Kommission behandelte unter anderem auch eine Frage, die schon früher wiederholt

Am 20. Dezember fand die Beratung im Großen Stadtrat statt, ihrer Natur gemäß in doppelter Verhandlung: zuerst im Plenum des Rates über die Bewilligung der von der Einwohnergemeinde zu gewährenden Mittel, und hernach in der bürgerlichen Sektion über den Verkauf des Amthausplatzes. Beide Verhandlungen schlossen mit einhelliger Annahme ab. Am 17. Februar 1914 folgte die Beratung im Kantonsrat, auf die hin vom Hygieniker der Universität, Professor Dr. W. Silberschmidt, noch ein Gutachten über die Be-

11. Vorsaal

leuchtung des Lesesaals erbeten worden war. Auch hier sprach sich die Kommission einstimmig für die Vorlage aus. Ein Mitglied, das noch in der letzten Kommissions-Sitzung wegen technischer Bedenken geglaubt hatte, sich ablehnend verhalten zu müssen, stimmte nun auch seinerseits im Plenum zu. Mit 126 gegen 11 Stimmen nahm der Rat die Vorlage an.

Der Verhandlung im Kantonsrat folgte am 1. März die städtische Volksabstimmung, gleichzeitig mit derjenigen über die Erstellung des Bezirksgebäudes auf dem Rotwandareal. Die Einwohnergemeinde gab 12 255 Ja gegen 4499 Nein ab, die Bürgergemeinde 4962 Ja gegen 1440 Nein. Der kantonalen Volksabstimmung ging als wirksame Vorbereitung die überaus stimmungsvolle und von schönstem Gelingen gekrönte Einweihungsfeier der Universität voran. Da die Zentralbibliothek einen Teil des oben erwähnten, umfassenden kantonalen

aufgeworfen worden war, ohne eine befriedigende Antwort zu finden: die nach dem Namen. Die Bezeichnung „Zentralbibliothek" erschien wohl zweckmäßig während des Gründungs- und Vereinigungsprozesses, vermochte aber die einmal errichtete Anstalt nicht ebenso treffend zu charakterisieren. Mehrfach suchte man nach einem anderen Namen, ohne einen geeigneteren zu finden. Der unwillkürlich in Gebrauch gelangte wurde schließlich eher beibehalten, weil sich kein treffenderer darbot, als weil er der schlechthin gegebene war.

Bauprogramms bildete, hatte der Regierungsrat die Kredite für die Bauten, die in der ersten von total drei vorgesehenen Bauperioden vorzunehmen waren, zu einer einzigen Abstimmungsvorlage zusammengefaßt. Es waren ein Frauenspital als Erweiterung der bestehenden Frauenklinik (Kreditbegehren Fr. 750 000), Erweiterungsbauten für das Kantonsspital in Winterthur (Kreditbegehren

12. Lesesaal gegen das Fenster

Fr. 639 300), zwei Pavillons und ein Zentralgebäude für die Versorgungsanstalten in Neu-Rheinau (Kreditbegehren Fr. 1 547 000) und die Zentralbibliothek (Kreditbegehren Fr. 425 000). Mit 32 056 Ja gegen 13 835 Nein gab am 28. Juni auch die Bevölkerung des Kantons ihre Zustimmung und besiegelte damit die Vorgeschichte eines Unternehmens, das sich zur Aufgabe setzte, einen vor mehr als zwei Generationen begangenen Fehler wieder gut zu machen. Wohl hatte die ganze Angelegenheit einen langen Weg zurücklegen müssen; aber die mehrfachen Aufschübe hatten die gute Folge gehabt, das Projekt ausreifen zu lassen und für die Schlußabstimmung einen empfänglichen Boden vorzubereiten.

Der Abstimmungstag war der unheilvolle Tag von Serajewo. Als der Verfasser dieser Zeilen gleichzeitig mit dem hocherfreulichen Abstimmungsergebnis die Kunde von der Mordtat vernahm, durchzuckte ihn die bange Frage, ob das soeben glücklich in den Hafen eingelaufene Schifflein nicht wieder neuen Gefahren ausgesetzt werde. Der am 1. August 1914 ausbrechende Kriegssturm

13. Katalogsaal

und die in seinem Gefolge eintretende allgemeine Verwirrung schienen diese Befürchtungen nur zu rasch zu verwirklichen. Aber die Notwendigkeit, Arbeitsgelegenheiten zu schaffen, führte die beteiligten Behörden doch nach kurzem dazu, Hand anzulegen an das einmal beschlossene Werk.

So ist, mitten im entsetzlichsten Krieg, den die Welt jemals erlebte, der Zentralbibliothek ein stattliches, trefflich eingerichtetes Gebäude erstellt worden und sie selber ins Leben getreten als ein Friedenswerk, dem hoffentlich eine reiche Zukunft beschieden ist.

Schon liegen drei Jahre hinter ihr, drei Jahre eines inhaltsvollen Erlebens, wie man es zuvor nicht hätte erwarten können. Im Rückblick darauf bleiben die Gedanken des Verfassers an einer Tischrede haften, die nach der letzten Generalversammlung der Stadtbibliothek-Gesellschaft im Mai 1916 vom gegenwärtigen Präsidenten der Zentralbibliothek-Kommission gehalten wurde. Mit launigen Worten verglich der Redner die Vereinigung von Stadt- und Kantonsbibliothek in der neuen Anstalt dem Ehebund einer schon etwas betagten Jungfrau

aus städtischer Familie, die trotz ihres nicht mehr jugendlichen Alters den brennenden Wunsch hatte, unter die Haube zu kommen und alle ziemlichen Künste dazu anwandte, mit einem Jüngling vom Lande, dessen Oheime und ältere Vettern früher nicht immer gut auf die Familie der Braut zu sprechen gewesen seien, und führte dann aus, wie die nun glücklich abgeschlossene Heirat durchaus modern anmute, indem der Ehevertrag sogar die Möglichkeit einer Scheidung vorsehe.

Wenn staatsrechtliche Bedenken seinerzeit dazu geführt haben, eine Kündigung des Vertrages und eine Rückbildung des Vereinigungsprozesses wenigstens in der Theorie vorzusehen, so hat die Praxis seither zur Genüge gezeigt, daß ein Auseinanderfallen der Zentralbibliothek gänzlich ausgeschlossen ist. Bereits hat sich die Anstalt einen festen Boden unter den Füßen erworben und lebhafte Sympathien in engeren und weiteren Kreisen gewonnen. An neuen Aufgaben fehlt es ihr schon jetzt nicht und wird es ihr auch weiterhin nicht fehlen. Möge sie sich zu umfassender, reicher Tätigkeit entwickeln, und möge es ihr beschieden sein, nicht nur im nächsten Kreise Wissenschaft und Bildung zu verbreiten, sondern auch darüber hinaus Anregungen zu fördernder Friedensarbeit weiter zu leiten und mitzuwirken am Ausgleich der in tiefster Zerrissenheit getrennten Geister der abendländischen Kulturvölker.

Lesesaal gegen den Vorsaal

II.

Baubeschreibung.

Von H. Fietz, Kantonsbaumeister.

Eine moderne Bibliothek stellt an die Plangestaltung besondere Anforderungen, die im wesentlichen in den eigenartigen Verhältnissen des Betriebes begründet liegen. Die maßgebenden Gesichtspunkte sind von einem englischen Fachmann in treffender Weise folgendermaßen zusammengefaßt worden:

1. Die Bücher sollen möglichst gedrängt aufgestellt werden, um Platz zu ersparen;

2. Die Wege zu den Büchern sollen möglichst kurz sein, um Zeit zu ersparen.

Dazu kommen als weitere Forderungen:

3. Die Wege für den Bestelldienst der Bücher und die der Benutzer sollen sich nicht berühren und noch weniger kreuzen;

4. Die hauptsächlichsten Benutzungs- und Verwaltungsräume sollen leicht erreichbar sein und à niveau liegen, d. h. insbesondere Lesesaal, Katalogsaal, Bücherausgabe, wichtigste Bureaux und, wenn möglich, auch Zeitschriftensaal.

Neben diesen Grundsätzen sind zwei weitere Momente für die Plangestaltung von Wichtigkeit, nämlich die möglichste Feuersicherheit und die Oekonomie der Baukosten. Beide bedingen eine Trennung der Bücherräume von den Verwaltungs- und Benutzungsräumen in vertikaler Richtung, die erste, weil dadurch ein vollkommener gegenseitiger Abschluß im Falle der Brandgefahr erzielt wird, die zweite aus dem Grunde, weil den verschiedenen Bedürfnissen der Raumhöhen nur durch vertikale Trennung der beiden Bauteile Rechnung getragen werden kann. Das Büchermagazin braucht niedere Stockhöhen, damit die Bücher von den obern Regalen ohne Verwendung von Leitern ergriffen werden können, wogegen die Verwaltungs- und Benutzungsräume aus selbstverständlichen Gründen größere Raumhöhen nötig haben. Im Laufe der Zeit hat sich die Regel herausgebildet, die Geschoßhöhe der Verwaltungs- und Benutzungsräume doppelt so hoch zu bemessen, wie diejenige der Bücherräume.

Es ist selbstverständlich, daß den genannten Leitsätzen nicht in allen Fällen streng nachgelebt werden kann, indem die örtlichen Verhältnisse, d. h. die besondern Eigenschaften der Baustelle, auf der die Bibliothek errichtet werden soll, wesentlich mitsprechen. Handelt es sich um einen freiliegenden Bauplatz von ausreichender Ausdehnung, so wird die Befolgung der Leitsätze keine Schwierigkeiten bieten. Ganz anders liegen aber die Verhältnisse, wenn der Baugrund knapp bemessen und teilweise schon überbaut ist. Der letztere Fall lag vor beim Bau der neuen Zentralbibliothek. Es mußte Rücksicht genommen werden auf die Predigerkirche, insofern als es galt, eine möglichst befriedigende Verbindung des neuen Bau-

körpers mit der Kirche zu suchen und zugleich dafür zu sorgen, daß der Lichteinfall in das Kirchenschiff von der Nordseite her nicht zu stark beeinträchtigt werde; es mußte ferner Rücksicht genommen werden auf den Predigerchor, der bisanhin die Kantonsbibliothek beherbergte und neuerdings Bibliothekzwecken zu

14. Zeitschriftensaal

dienen hat und der als organisches Glied in den Baukörper der Bibliothek eingefügt werden mußte. Die Schwierigkeit lag hier hauptsächlich in der Festlegung der von der Architektur des Predigerchors beeinflußten Höhenniveaux der Geschosse und in der Sicherung einer möglichst guten Beleuchtung des Chores. Als weitere Beeinflussung des Planes trat die geringe Bauliniendistanz an der Mühlegasse und der Chorgasse hinzu, welche die zulässige Bauhöhe der Büchermagazine beschränkte, ganz besonders aber die Notwendigkeit, den Lesesaal so in den Baukörper einzufügen, daß er dem Lärm der Straße entrückt wurde. Trotz dieser mancherlei, zum Teil hemmenden Einflüsse ergab sich bald, daß der Amthausplatz für die Zwecke der neuen Bibliothek nicht nur groß genug, sondern daß das Studium einer den Bedürfnissen der Bibliothek Rechnung tragenden Raumanordnung sich geradezu als eine reizvolle Aufgabe darstellte. Der Architekt ging von Anfang an darauf aus, in stetem Verkehr mit dem Leiter der Bibliothek

allen Anforderungen des Betriebes so weit, wie immer möglich, gerecht zu werden. Die seit dem Bezug der neuen Räume gemachten Erfahrungen beweisen, daß die getroffenen Dispositionen gut waren.

Das Zentrum der Bauanlage bildet der Lesesaal, der in einem großen Hof, vollständig von Baukörpern eingeschlossen, also dem Straßenlärm entrückt, angeordnet ist. Er empfängt sein Licht durch ein doppelverglastes Oberlicht und ein an der Südwand ausgespartes hohes dreiteiliges Fenster. Um ihn herum gruppieren sich das Verwaltungsgebäude am Zähringerplatz, die Büchermagazine an der Mühlegasse und an der Chorgasse, und gegen Süden, durch einen kleinen Hof getrennt, die Predigerkirche. Der Zugang zur Bibliothek für die Benutzer befindet sich in der Westfassade des Verwaltungsbaues am Zähringerplatz. Er führt durch eine stattliche, teilweise gedeckte Freitreppe in das geräumige Eingangs-Vestibül im Hochparterre und in gerader Richtung, für jeden Besucher sofort erkennbar, in den Vorsaal zum Lesesaal, zur Garderobe, zum Katalogsaal und zur Bücherausgabe im Hintergrund. Am Eingangsvestibül sind links das Zimmer des Direktors, durch das Vorzimmer zugänglich, die Kanzlei und die Bibliothekarräume angeordnet, rechts der Zeitschriftenlesesaal, dem sich ein kleines Sitzungszimmer angliedert. Ebenfalls rechts mündet das Haupttreppenhaus nach den obern Stockwerken und nach dem Untergeschoß zu der Buchbinderei und der Wohnung des Hausverwalters, ferner zu einem Dienstausgang in den Hof. Neben dem Treppenhaus sind die Toiletten angelegt. Im ersten Stock des Verwaltungsbaues liegen die Räume für die graphischen Sammlungen, für Vorweisungen, für Familienarchive und im Verbindungsbau nach dem Turm der Predigerkirche für die Münzsammlung, die in drei niedere Stockwerke, unter sich durch eine Wendeltreppe verbunden, abgeteilt ist. Der zweite Stock enthält zwei große Räume zu Ausstellungszwecken, der dritte Stock zwei Räume für das Archiv für Handel und Industrie, einen Raum für Spezialsammlungen und das photographische Institut der Anstalt. Darüber befinden sich noch zwei Dachräume für Magazinzwecke. Einschließlich der beiden Dachräume enthält also der Verwaltungsbau sieben Geschosse. Das Untergeschoß hat eine Höhe von 3,30 Meter brutto; Erdgeschoß, I. und II. Stock sind je 4,60 Meter hoch, d. h. doppelt so hoch wie ein Büchergeschoß, sodaß die Böden mit jedem zweiten Boden im Büchermagazin korrespondieren; die Dachräume haben Höhen von 2,70 Meter. Außer der Haupttreppe dient der Verbindung der Stockwerke im Verwaltungsbau ein Bücheraufzug, der von der Kanzlei nach der darunter liegenden Buchbinderei und den darüber befindlichen graphischen Sammlungen führt.

Die Büchermagazine sind in den beiden Flügeln an der Mühlegasse und der Chorgasse in je sieben Stockwerken untergebracht. Das unterste Stockwerk hat, durch die örtlichen Verhältnisse bedingt, eine Höhe von 3 Meter brutto, während die fünf darüber liegenden Stockwerke die Normal-Höhe von je 2,30 Meter brutto aufweisen. Das siebente Büchergeschoß ist derzeit noch

mit dem Hohlraum des Daches zu einem stattlichen Lokale vereinigt; es ist in der Konstruktion dafür gesorgt, daß im Falle der Notwendigkeit späterer Raumbeschaffung durch Einziehen eines Zwischenbodens zwei Geschosse hergestellt werden können. Die Büchergeschosse im Predigerchor korrespondieren mit den-

15. Sitzungszimmer

jenigen der neuen Bücherflügel. Zur Verbindung der Büchergeschosse sind drei durchgehende Treppen vorhanden, ferner ein elektrischer Warenaufzug, der auch Personen befördern kann, ein Bücheraufzug und ein schnell fahrender Zettelaufzug, der die Stelle einer Rohrpost versieht. Das Prinzip vollständiger Trennung des Büchermagazinhauses von Verwaltungs- und Benutzungsräumen ließ sich im Hochparterre nicht durchführen, wo aus betriebstechnischen Gründen zwei Bibliothekarräume und der Katalogsaal in den Bücherflügel an der Mühlegasse eingebaut werden mußten; immerhin ist für einen guten Abschluß gegen die Büchermagazine gesorgt worden. Zwischen dem Büchermagazin im Flügel Chorgasse und dem Lesesaal befindet sich noch ein Dienstraum für die Abwärte.

Das Büchermagazin besitzt zwei Notausgänge, einen gegen die Chorgasse und einen zweiten, sowohl aus dem Untergeschoß, wie aus dem Erdgeschoß, nach dem Hof, welch letzterer zugleich als Zufahrt zu den Büchermagazinen vom Zähringerplatz her dient. Unter der Wohnung des Hausverwalters im Verwaltungsflügel ist ein Keller mit Werkstatt eingebaut worden, unter dem Lesesaal die Heizung mit dem Kohlenraum und sodann unter dem Bücherflügel Chorgasse ein Kistenraum unter Mitbenutzung eines bei den Ausgrabungen zum Vorschein gekommenen Kellers des ehemaligen Predigerklosters.

Für die konstruktive Durchbildung des Neubaus sind die Regeln, die sich aus den Erfahrungen beim Bibliothekbau herausgebildet haben, maßgebend gewesen. Sämtliche Bauteile sind feuersicher hergestellt, Mauern und Zwischendecken massiv, ebenso die Dächer. Fundamente und Untergeschoßmauern bestehen aus Beton, das aufsteigende Mauerwerk im Verwaltungsbau aus Backsteinen, an den Fassaden mit behauenen Sandsteinen aus den Brüchen von Volligen, St. Margrethen und Teufen verkleidet. Die Fassaden der Bücherflügel sind der großen Fenster wegen in Pfeiler aufgelöst, deren Konstruktion teilweise armierten Beton erforderte. Die Zwischenböden des Verwaltungsbaus ruhen auf schweren Eisenbalken mit Auswölbung von Backsteinen. Dieses Konstruktionssystem wurde dem Eisenbetonbau des bessern Schutzes gegen Schallübertragung wegen vorgezogen. Der Einbau der Büchermagazine hingegen besteht vollständig aus Eisenbeton. Die Wahl dieses Systems erfolgte aus feuertechnischen und ökonomischen Gründen. Die nur 8 cm starken, unten vollkommen glatten Zwischendecken ruhen auf zahlreichen Stützen, die vom Kellergeschoß bis zum Boden des obersten Geschosses reichen. Mittelst sinnreicher Lehrgerüste hat es der Unternehmer verstanden, die Herstellung dieser Einbauten so genau durchzuführen, daß sich beim Einbau der nach Einheitsmaßen verfertigten Büchergestelle keinerlei Differenzen ergaben. Im Bücherflügel an der Mühlegasse ist die Konstruktion so getroffen, daß der Zwischenboden über dem Boden des ersten Stockes herausgenommen werden kann, was ermöglicht, im Bedarfsfalle auf der Höhe des ersten Stockes Benutzungs- oder Verwaltungsräume zu gewinnen. Zu diesem Zwecke wurde eine darüber befindliche Decke freitragend in der Stärke von 18 cm konstruiert. Die Verwendung eines Euböolithbodenbelags machte besondere Vorsichtsmaßregeln gegen Schallübertragung im Büchermagazin überflüssig. Die Dächer sind, wie bereits bemerkt, ebenfalls massiv hergestellt in der Weise, daß zwischen starken Beton-Bindern, welche die Last des Daches auf die Mauern übertragen, Betonsparren eingespannt wurden, auf die eine Schale aus gebrannten Hourdis zu liegen kam, über welche dann, die ganze Dachfläche überspannend, eine dünne, eisenarmierte Betondecke gezogen wurde, so daß die Innenräume feuersicher abgeschlossen sind. Darüber wurden, unter Beobachtung eines Zwischenraumes, Holzsparren gelegt zur Aufnahme der Dachlattung und der in doppelter Deckung angebrachten Ziegel. Diese Dachkonstruktion hat neben der Feuer-

sicherheit noch den Vorzug eines guten Schutzes gegen Temperatureinflüsse. Das Dach über dem Lesesaal ist vollständig aus Eisen hergestellt und nach dem Zimmermannschen Verfahren, ohne Verwendung von Kitt, mit Glasplatten bedeckt. Dem Schutz gegen die Einwirkungen der Witterung dient eine zweite Glasdecke, die horizontal unter dem äußern Dach angeordnet wurde und zugleich das Oberlicht des Lesesaals bildet; ferner zum Schutz gegen das direkte Sonnen-

16. Vorzimmer zum Direktorzimmer

licht ein horizontal beweglicher Storen, der mittelst elektrischen Antriebs vom Lesesaal aus betätigt werden kann. Über den den Lesesaal umgebenden Räumen (Vorsaal, Bücherausgabe und Dienstraum der Abwärte) sind horizontale, mit verbleitem Eisenblech bedeckte Dächer angeordnet, in welchen zur Beleuchtung dieser Räume doppelte Oberlichter eingebaut sind. Als Bodenbelag kam mit Ausnahme der Büchermagazine, welche mit Euböolith, das sich für diesen Zweck sehr gut eignet, bedeckt sind, Linoleum zur Verwendung, und zwar in denjenigen Räumen, wo sich der Betrieb möglichst geräuschlos abwickeln muß, also in den Lesesälen, dem Vorsaal, dem Katalogsaal und der Bücherausgabe, Korklinoleum. Vestibül und übrige Vorplätze sind mit Steinplatten bedeckt, die Haupttreppen aus Hartsandstein von Bulle hergestellt. Die Fenster im Verwaltungsbau enthalten Doppelverglasung, diejenigen in den Bücherflügeln einfache Verglasung aus undurchsichtigem gehämmertem Glas. Eine Vergitterung ist nur bei den Fenstern im Untergeschoß der Bücherflügel angebracht und auf der Innenseite der Räume für Manuskripte und Inkunabeln. Vergittert ist ferner auch der Haupteingang und der Zugang in den Hof neben dem Predigerturm.

Die Ausstattung des Hauses ist je nach der Bedeutung der Räume einfacher oder reicher durchgeführt, jedoch ohne Anwendung irgendwelchen Luxus.

Als bedeutendster Raum erhielt der Lesesaal Wandbekleidung aus Eichenholz, bestehend aus Bücherregalen für die Handbibliothek in zwei Geschoßen übereinander und zwischenliegender Galerie. Fünf Tischreihen mit zusammen 126 Plätzen zu 96 cm Breite und 68 cm Tiefe durchziehen den Saal von der Eingangsfront nach den Fenstern. An der Ecke gegen die Bücherausgabe befindet sich der erhöhte

17. Direktor-Zimmer

Platz für die Aufsicht. Auch der Vorsaal erhielt Eichenholzbekleidung. Alle übrigen Räume sind dagegen in Tannenholz ausgestattet, zum Teil schon deshalb, weil in vielen derselben alte Gestelle und Einrichtungsgegenstände aus den früheren Bibliotheken verwendet werden mußten. Die definitive Ausstattung der Sammlungs- und Ausstellungsräume der obern Geschoße bleibt auf spätere Zeit vorbehalten. Der Zeitschriftensaal enthält an drei Tischreihen zusammen 40 Plätze, von 82 auf 54 cm Abmessung. Den Wänden entlang ziehen sich offene Regale für Zeitschriften mit zusammen 1080 Fächern.

Alte Porträts historischer Persönlichkeiten zieren als besonderer Schmuck die Wände und dekorative Bekrönungen aus Antragputz von Bildhauer Fischer die Eingangstüren von den Vorplätzen und den Treppenhäusern. Von demselben Künstler stammt die Deckenausstattung im Eingangsvestibül, figürliche Darstellungen der vier Jahreszeiten, welche den eigenartig ausgebildeten Deckenleuchter umschweben, sowie die sitzende Knabenfigur im Treppenhaus, wofür die Mittel in generöser Weise von einem andern Zürcher Künstler gestiftet worden

sind. Ein weiterer Schmuck, für dessen Durchführung die Mittel erst noch zu beschaffen sind — ein Anfang dazu ist gemacht — soll im großen Lesesaal angebracht werden, wo in den drei Seitenfenstern Flächen zur Anbringung farbiger dekorativer Scheiben ausgespart sind. Es herrscht die Absicht, hier Beziehungen mit dem Wesen und der Aufgabe der Bibliothek zur Darstellung zu bringen.

Die Büchermagazine sind in Axweiten von 1,52 Meter durchwegs mit eisernen Gestellen ausgestattet nach System Fr. Bauer's Söhne, Kassenfabrik in Zürich. Die Auswahl dieses Systems aus der Konkurrenz aller in der Schweiz vertretenen Systeme anderer Bibliotheken und verschiedener mit großem Fleiß eigens für die Zentralbibliothek konstruierten neuen Systeme, die alle gewisse Vorzüge aufwiesen, erfolgte aus dem Grunde, weil dieses System den an ein zweckmäßiges Büchergestell zu stellenden Anforderungen in genügendem Maße entsprach und wegen des geringen Materialaufwandes vom ökonomischen Gesichtspunkte aus am vorteilhaftesten war. Die Gestelle sind in Normalmaßen freistehend zwischen die Betonstützen eingebaut und mit diesen nur soweit verbunden, als es ihre Stabilität erfordert. Die Bücherbretter wurden fast ausschließlich aus altem Holz der früheren Bibliotheken gefertigt. Daß die Büchermagazine auch mit der nötigen Zahl von Bücherwagen ausgestattet sind, sei nur beiläufig bemerkt.

Die neue Zentralbibliothek ist selbstverständlich auch mit allen technischen Einrichtungen versehen, deren ein großes, der Öffentlichkeit dienendes Gebäude im Interesse des ungestörten Betriebs bedarf.

Eine im Untergeschoß eingebaute, an das städtische Elektrizitätswerk angeschlossene elektrische Zentrale liefert den Strom für die elektrische Beleuchtung des ganzen Hauses, für den Betrieb der vier elektrischen Aufzüge, sowie für den Antrieb des Elektromotors für die Ventilationsanlage. Sie ist auch stark genug, um die im Prediger-Chor gegenwärtig in Ausführung begriffenen Aufzüge und Beleuchtungseinrichtungen zu speisen.

Für die Wascheinrichtungen, Aborte und Feuerlöscheinrichtungen durchzieht das Haus ein möglichst unsichtbar angelegtes Leitungsnetz. Die Pissoirs sind als Ölpissoirs nach System Beetz durchgebildet.

Die Erwärmung des Gebäudes während der kalten Jahreszeit geschieht durch eine Zentralheizung nach System Gebr. Sulzer in Winterthur, und zwar nach kombiniertem System in der Weise, daß in den Verwaltungs- und Benutzungsräumen Warmwasserheizung mittels Radiatoren in den Fensternischen, und in den Büchermagazinen Dampfheizung mittels Rohrschlangen zur Anwendung kamen. Für den großen Lesesaal und den Zeitschriften-Lesesaal ist außerdem eine künstliche Druckluftventilation, zur kalten Zeit mit vorgewärmter Luft und zur Sommerszeit mit durch kaltes Wasser abgekühlter Luft, angelegt worden. An Stelle der früher üblichen umfangreichen Luftkammer mit Filteranlagen und Spreuvorrichtungen dient diesem Zweck der sogenannte Sendrik-

Apparat, eine amerikanische Erfindung, die von der Firma Gebr. Sulzer weiter ausgebaut und zum Vertrieb übernommen worden ist. Dieser Apparat vereinigt alle erforderlichen Einrichtungen in einem verhältnismäßig kleinen eisernen Gehäuse; er ist deshalb vom finanziellen und raumtechnischen Gesichtspunkt aus

18. Treppenhaus.

äußerst ökonomisch. Die Wirkung desselben erwies sich bis dato als vorzüglich. Die frische Luft wird in staubfreier Lage dem Hof entnommen und durch einen langen gemauerten und begehbaren Kanal dem Apparat zugeführt, dort gefiltert, gekühlt oder vorgewärmt und durch Blechkanäle, die leicht rein gehalten werden können, den beiden Sälen zugeführt. Die Ausströmöffnungen in den Sälen sind so angeordnet, daß jede Zugserscheinung ausgeschlossen ist. Gegenwärtig sind drei Heizkessel vorhanden. Für einen vierten Kessel, der im Falle einer spätern Erweiterung der Bibliothek nötig würde, ist der nötige Platz frei. Da auch das Untergeschoß geheizt werden muß, liegen die Heizkessel sehr tief. Über

denselben befindet sich die Plattform, die à niveau des Kohlenraums liegt, sodaß die Kessel mittels eines Kohlenwagens bequem von oben gefüllt werden können. Um jedes Geräusch aus dem Heizraum nach dem darüber liegenden Lesesaal zu verhindern, wurde unter dem Boden des letztern eine Doppeldecke angebracht; es ist ferner auch in der Anlage der Elektromotoren auf die Verhinderung jeglicher Geräuschentwicklung Bedacht genommen worden. In Ver-

19. Büchermagazin (Chorgasse) ohne Büchergestelle

bindung mit der Heizung ist eine Warmwasserversorgung zu Reinigungszwecken erstellt worden, die zur Zeit der Nichtbenutzung der Kesselanlage durch eine eigene kleine Wärmequelle in Betrieb gesetzt werden kann.

Die Entstaubung der Bibliothek, insbesondere der Bücherräume, wird mittels transportabler elektrischer Staubsaugapparate, System „Santo", bewerkstelligt.

Die in einfachen, modernen Formen gehaltene Architektur des Neubaues bringt dessen Zweckbestimmung klar zum Ausdruck. Die Fassaden des Verwaltungsbaus am Zähringerplatz und an der Mühlegasse sind massiv in Quadermauerwerk aus Natursandstein errichtet. Den Eingang schmückt ein mächtiger, durch zwei Säulen getragener Portalbau mit plastischen Verzierungen von Bildhauer Hünerwadel. Der Portalbau wird bekrönt von zwei über lebensgroßen Standbildern, die beiden größten zürcherischen Gelehrten aus dem Gebiete der historischen und der exakten Wissenschaften darstellend, nämlich J. J. Bodmer und Konrad Geßner. Die Standbilder, wofür die Mittel der vorn erwähnte große Gönner stiftete, stammen von Bildhauer Gisler, dessen Entwürfe aus einer engern Konkurrenz unter Zürcher Bildhauern mit dem ersten Preis bedacht worden waren. Als weitere Betonung des Haupteingangs der Bibliothek erhielt das große Mittelfeld über dem Portal plastischen Schmuck in Form des Zürcherwappens von Löwen gehalten und der Giebel in Gestalt eines figürlichen Flach-

reliefs, die Wissenschaft als Lichtbringerin und Enthüllerin darstellend, beide von Bildhauer Hünerwadel gefertigt.

Die Fassaden des Büchermagazins wirken lediglich durch die aus dem innern Organismus entwickelte Fensterteilung und Pfeilergruppierung. Statt der Steinverkleidung ist hier Terranovaverputz in Steinfarbe gewählt worden. Die Dächer sind mit dunkel engobierten Biberschwänzen bedeckt. Den Abschluß des mächtigen

20. Büchermagazin mit Büchergestellen

Walmdaches über dem Verwaltungsbau bilden zwei aus Kupfer getriebene Vasen, deren eine verschiedene Aktenstücke, die Geschichte und den Bau der neuen Bibliothek betreffend, birgt.

Über das Fassungsvermögen der Bibliothek wurden seinerzeit von der Bibliothekleitung eingehende Studien gepflogen. Die fünf in der Zentralbibliothek vereinigten Sammlungen enthielten im Jahr 1911 auf rund 15,000 Brettmetern ungefähr 630,000 Drucke und 10,500 Handschriften (vergleiche Anhang I). Das Fassungsvermögen des gesamten Baues beträgt, infolge äußerster Oekonomie in der Ausnützung der Büchermagazine, rund 45,000 Brettmeter, das heißt das zwei- und einhalbfache der Bestände von 1911. Unter Zugrundelegen eines jährlichen Zuwachses von ca. 300 Brettmetern, wie er im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts festzustellen war, sollen die neuen Räume also für einen Zeitraum von ca. 100 Jahren ausreichen. In Wirklichkeit dürfte der Zeitraum kürzer sein, da voraussichtlich späterhin der jährliche Zuwachs zunimmt und Magazinräume in Verwaltungs- und Benutzungsräume umzuwandeln sind. Inzwischen wird im Chor, das gegenwärtig umgebaut wird, und zum Teil auch im Flügel Chorgasse das Staatsarchiv Unterkunft finden. Als selbstverständlich ist bei der Plandisposition des neuen Hauses auch auf

die spätere Erweiterung Rücksicht genommen worden, die sich in Form von Anbauten an die Büchermagazine gegen den Seilergraben bewerkstelligen läßt.

Mit dem Bau der Zentralbibliothek wurde am 25. Januar 1915 begonnen. Trotz den mannigfachen Schwierigkeiten, die als Folge des Krieges sich einstellten, gelang es, dank tüchtigen Baufirmen und einer tüchtigen Arbeiter-

21. Dachgeschoß des Büchermagazins vom 3. Stock des Verwaltungsbaus aus gesehen.

schaft, den Rohbau schon nach Jahresfrist aufzurichten und das fertige Haus nach weitern 5/4 Jahren, das heißt am 30. April 1917, dem Betriebe zu übergeben. Kein Unfall trübte die Baugeschichte, und die zahlreichen zutage getretenen kleinern Störungen gingen nicht über das Maß dessen hinaus, was bei Errichtung größerer Bauwerke als unvermeidliches Anhängsel in den Kauf genommen werden muß. Am Bau waren 173 Baufirmen beteiligt. In die Rohbauarbeiten teilten sich die beiden großen Unternehmerfirmen Baur & Cie. und Züblin & Cie. in der Weise, daß jene den Verwaltungsbau, diese die Büchermagazine und den Lesesaal sowie die Eisenbetonarbeiten erstellte.

Die Ausarbeitung der Pläne und die Bauleitung lag in den Händen von Kantonsbaumeister H. Fietz. Als Mitarbeiter amteten die Herren Architekt Edwin Dubs, Bauführer Joh. Markwalder und Hülfsbauführer Anton Tibiletti.

Für die Oberleitung war eine Baukommission bestellt aus den Herren Regierungsrat Dr. G. Keller als Präsident, Stadtrat Dr. E. Klöti als Vizepräsident, Direktor Dr. Herm. Escher als Aktuar, Rektor Dr. W. v. Wyß, Architekt Robert Zollinger und Kantonsbaumeister H. Fietz.

Die verfügbaren Baukredite betrugen, einschließlich der besondern Schenkungen, Fr. 1,326,152. 95. Sie verteilen sich wie folgt: Beiträge der Stifter Fr. 450,000. —, freiwillige Spenden samt aufgelaufenen Zinsen Fr. 872,159. 90, andere Einnahmen Fr. 3,993. 05. Da mit der Entwicklung des Krieges sich eine zunehmende Steigerung der Baupreise einstellte, war es nur äußerster Sparsamkeit in der Wahl der Konstruktionen und der Ausstattungsmittel möglich, der Gefahr einer Kreditüberschreitung zu entgehen. Die Baukosten verteilen sich auf die einzelnen Bautitel wie folgt:

1.	Erdarbeiten	Fr.	27,416. 80
2.	Maurerarbeiten	„	198,793. 05
3.	Eisenbetonarbeiten	„	177,920. 60
4.	Steinmetzarbeiten	„	103,760. 05
5.	Eisenkonstruktionen	„	31,643. 10
6.	Bauschreinerarbeiten	„	1,952. 15
7.	Zimmerarbeiten	„	17,472. 45
8.	Spenglerarbeiten	„	23,645. —
9.	Dachdeckerarbeiten	„	12,285. 40
10.	Gipserarbeiten	„	44,539. 10
11.	Glaserarbeiten	„	35,909. 15
12.	Schreinerarbeiten	„	88,416. 05
13.	Bodenbeläge	„	68,356. 90
14.	Wandbeläge	„	670. —
15.	Rolladen und Storen	„	4,496. —
16.	Schlosserarbeiten	„	39,719. 55
17.	Beschläglieferung	„	5,280. 85
18.	Malerarbeiten	„	36,834. 99
19.	Bildhauerarbeiten	„	19,822. 50
20.	Tapeziererarbeiten	„	3,927. 40
21.	Aufzüge	„	19,658. 25
22.	Feuereinrichtungen	„	58,048. 15
23.	Staubsaugeinrichtung	„	1,523. —
24.	Wasserinstallationen	„	25,825. 65
25.	Gasinstallation	„	683. 90
26.	Elektrische Anlagen	„	46,619. 20
27.	a. Mobiliar	„	26,259. 05
	b. Büchergestelle	„	69,024. 75
28.	Umgebungsarbeiten	„	12,331. —
29.	Pläne und Bauleitung	„	66,122. 30
30.	Verschiedenes, inklusive Umzug	„	42,872. 79
	Zusammen	Fr.	1,311,829. 13

Als wichtige Einheitszahlen seien folgende Daten bekanntgegeben:

Größe des Bauareales	3410,26	m²
Überbaute Grundfläche des Neubaues ohne Chor	2237,50	„
Volumeninhalt des Neubaues	40 300,00	m³

Kosten des Kubikmeters des umbauten Raumes:

a. Ohne Möblierungs- und Umgebungskosten:

1. Verwaltungsbau	Fr. 39. 80	per	m³
2. Lesesaal und Bücherausgabe	„ 27. 65	„	„
3. Büchermagazine	„ 25. —	„	„
4. Ganzer Bau	„ 31. 25	„	„

b. Mit den Kosten für Mobiliar und Umgebung:

1. Verwaltungsbau	Fr. 41. 70	per	m³
2. Lesesaal und Bücherausgabe	„ 31. 35	„	„
3. Büchermagazine	„ 26. 40	„	„
4. Ganzer Bau	„ 32. 50	„	„

Kosten per Quadratmeter überbaute Grundfläche Fr. 586. 35.

Anhang I.

Der Umzug.[1])

Wer vor einem Umzug steht, hat vorerst den Umfang seiner Habe festzustellen, hierauf zu überlegen, wie er sie in den neuen Räumen unterbringen will, und schließlich zu bestimmen, wie und wann sie zu transportieren ist. Das waren auch die Haupttätigkeiten beim Umzug der in der Zentralbibliothek zusammenwachsenden Büchersammlungen.

*

Für den Umfang einer Bibliothek wird gewöhnlich die Stückzahl als maßgebend erachtet. Über diese gibt Auskunft auf Grund von Lieferung Nr. 194 der vom Eidgenössischen Statistischen Bureau herausgegebenen Schweizerischen Statistik, betitelt „Die öffentlichen schweizerischen Bibliotheken im Jahre 1911", Bern 1915, die nachfolgende Zusammenstellung in abgerundeten Zahlen:

Es enthielten:	Drucke	Handschriften	Kunstblätter	Münzen u. Medaillen	Total Stücke
Die Kantons-Bibliothek . .	300,000 [2])	1,000	—	—	301,000
„ Stadt-Bibliothek . . .	257,600 [3])	9,400	97,000	19,500	383,500
„ Juristische Bibliothek . .	15,000	—	—	—	15,000
„ Medizinische Bibliothek .	30,000	—	—	—	30,000
„ Naturforschende Bibliothek	30,500 [4])	—	500	—	31,000
Total	633,100 [5])	10,400	97,500	19,500	760,500

Für Bauberechnungen ist aber selbst mit der genauesten Stückzahl noch nichts erreicht. Die einzig zweckmäßige Handhabe hiefür besteht in Abmessungen. Man kann dabei entweder von der Zahl der Brettmeter, das heißt der Länge der Bücherreihen, oder von der Ansichtsfläche der belegten Gestelle, das heißt von ihrer vertikalen Vorderfläche, ausgehen. Im ersten Fall rechnet man 30—33 Bände auf den laufenden Meter, im zweiten 80—100 Bände auf den Quadratmeter und hat in beiden Fällen um so mehr Gewähr für reichlichen Spielraum, je jünger im Durchschnitt die Bücherbestände sind. Will man im ersten Fall, statt mit Laufmetern, mit kleineren, leichter zu handhabenden Zahlen rechnen, so kann man die Brettmeter in Gestellmeter, das heißt in laufende Meter von Gestell-Ansichtsfläche umwandeln, wobei in einem modernen Büchergeschoß von ca. 2,30 Meter Bruttohöhe sechs Brettmeter einem Gestellmeter entsprechen mögen.

Die ersten Messungen wurden schon im Jahr 1898 vorgenommen und ergaben ein Total von rund 12,000 Brettmetern, die dem ersten Raumprogramm zu Grunde gelegt wurden. Neue Messungen führten zehn Jahre später zu folgenden Einzelzahlen in Brettmetern:

[1]) Vgl. auch den Artikel „Der Umzug der Bücherbestände des Helmhauses in die Zentralbibliothek" von Dr. Bruno Hirzel in der Neuen Zürcher Zeitung, 1917, Nr. 761.

[2]) Davon 113,000 Bände und 187,000 Broschüren (zumeist aus dem Universitätsschriftenaustausch herrührend).

[3]) Davon 165,900 Bände und 91,700 Broschüren:

[4]) „ 26,000 „ „ 4,500 „

[5]) Selbstverständlich bedeuten viele Stücke in dieser Zahl nunmehr Doubletten.

	Drucke[1])	Hand-schriften	Vorräte u. Doubl.	Zeitungen[2])	Total
Kantons-Bibliothek	4,310	55	—	—	4,365
Stadt-Bibliothek	5,400	415	650	600	7,065
Juristische Bibliothek	475	—	—	—	475
Medizinische Bibliothek	655	—	—	—	655
Naturforschende Bibliothek	1,550	—	—	—	1550
	12,390	470	650	600	14,110
oder in Gestellmetern mit einem Zuschlag von 5—10 %	2,200	100	120	100	2,500
Im Jahr 1912 erfuhren diese Zahlen eine Korrektur in der Weise, daß ihnen der mutmaßliche Zuwachs bis Ende 1915 beigefügt wurde. Sie lauteten nun .	2,560	116	120	248[3])	ca. 3,050

und wurden auch für den Umzug den Berechnungen zu Grunde gelegt. Da sich der Inhalt der beiden Bibliothekgebäude ungefähr verhielt, wie 2 zu 3, so war in den Neubau überzuführen aus dem Prediger-Chor eine Bücherreihe von ca. 7 Kilometer, aus dem Helmhaus eine solche von ca. 10 1/2 Kilometer Länge, was zusammen fast einer Wegstrecke entspricht vom Helmhaus nach Männedorf oder nach Bülach.

*

Maßgebend für die Aufstellung der einverleibten Sammlungen im Neubau war vorerst die Vertragsbestimmung, daß die betreffenden Bestände hinsichtlich ihrer Herkunft aus den dazu gehörenden Inventaren und Katalogen stets nachweisbar sein sollten. Sie schnitt von vornherein alle Erwägungen hinsichtlich einer Um- und Neuaufstellung der Bücher nach ihrem Inhalt ab, sofern eine solche chimärische Maßregel überhaupt in Frage gekommen wäre. Es war also gegeben, den bisherigen Sammlungen gesonderte Plätze im Neubau anzuweisen. Da ihr Umfang nicht mehr zunahm, so konnten sie um so gedrängter aufgestellt werden; denn man brauchte keine Lücken offen zu lassen zur Einschaltung künftigen Zuwachses. Dadurch ersparte man wertvollen Raum. Einzig die laufenden Zeitschriftenserien verursachten eine gewisse Schwierigkeit wegen des für den künftigen Zuwachs offen zu haltenden Platzes. Sie wurde gehoben, indem man die laufenden Periodica aus ihrer alten Umgebung herausnahm und zu besonderen Gruppen mit neuen Standortsbezeichnungen zusammenstellte.[4])

Die Zuweisung der Räume im Neubau an die einzelnen Sammlungen ergab sich aus folgender Erwägung: Der Transport der Bücher ging um so rascher vor sich, je mehr sie zu ebener Erde an ihr neues Gestell gelangen konnten und je weniger sie auf vertikale Beförderung durch den elektrischen Aufzug angewiesen waren. Von diesem Gesichtspunkt aus empfahl sich, für die Bestände der Stadtbibliothek das unterste Büchergeschoß in Aussicht zu nehmen. Umgekehrt lag es nahe, die Kantonsbibliothek in einem obern Geschoß unterzubringen, da ihr Weg sie nicht sowohl unten durch die Ausgangstüre des alten und die Eingangstüre des neuen Gebäudes führte, sondern oben herüber, durch die Zwischenfenster, die die bisherigen Magazinböden des Chors vom anstoßenden

[1]) Das heißt: aufgestellte Bände und Broschüren.

[2]) Das heißt: die ungebunden verwahrte Zeitungs-Sammlung. Die kleine Zahl ist aus der gedrängten Lagerung zu erklären.

[3]) Die starke Erhöhung wurde bewirkt durch die Annahme einer weniger kompakten Lagerung.

[4]) Das ausschließliche Zeitschriftengestell ZS der Stadtbibliothek wurde hievon nicht berührt; denn es wurde als Ganzes der alten Umgebung enthoben.

Flügel Chorgaße des Neubaus trennten. So wurde für sie das vierte Büchergeschoß bestimmt. Einzig die Bestände des ehemaligen Klosters Rheinau kamen ins fünfte Geschoß. Das zweite Geschoß, das auf gleicher Höhe mit der Bücherausgabe liegt, wurde, samt dem dritten, dem neuen Zuwachs der Zentralbibliothek überwiesen und den ihren alten Umgebungen enthobenen Zeitschriftenserien. Dort konnten beide mit Offenhalten von Lücken für den künftigen Zuwachs aufgestellt werden; dort waren sie als häufigst gebrauchte Sammlungsteile zugleich die nächsten beim Brennpunkt des Bestelldienstes. Die Juristische und die Medizinische Bibliothek fanden ihren Platz im vierten Geschoß neben der Kantonsbibliothek, die der Naturforschenden Gesellschaft schließlich im dritten Büchergeschoß.

Diese allgemeine Zuweisung der Räume genügte jedoch nicht. Sie mußte viel weiter gehen. Der neue Unterkunftsort mußte sogar für jedes einzelne Buch bestimmt werden oder wenigstens für jede Buchreihe, die auf einem Brett Platz zu finden hatte. Einzig eine solche Vorkehrung verhinderte, daß irgend ein unbedeutendes Versehen im Verlauf des Umzuges, eine Verwechslung von Transportkisten oder auch nur ein unrichtiges Einpacken in die Kisten, beim Aufstellen ein vielleicht rettungsloses Durcheinander verursachte. Es wurden also vom Sommer 1916 an, die gesamten Bestände nach den neuen einheitlichen Bücherbrettlängen abgemessen und mit Standortsnummer des ersten und des letzten Bandes einer Reihe und mit deren Maximalhöhe in besondere Tabellen eingetragen. An deren Hand sollten vor dem Umzug die Bretter im erforderlichen Höhenabstand in die Gestellständer eingehängt und die darauf zu versorgenden Bücherreihen in Form der ersten und der letzten Standortsnummer angemerkt werden. Es hat sich gezeigt, daß vorzugsweise dieser etwas umständlich erscheinenden Maßregel der reibungslose Verlauf des Hauptumzuges zu verdanken war.

*

Bibliothek-Umzüge sind um so einfacher, auf je längeren Zeitraum sie sich verteilen lassen, und bedürfen um so sorgfältigerer Vorbereitung, je schneller sie verlaufen sollen. Betriebsrücksichten werden stets für eine rasche Durchführung sprechen, weil die Benutzung nicht länger unterbrochen werden darf, als unbedingt nötig. Den Umzug möglichst abzukürzen, erschien im vorliegenden Fall ganz besonders für die Bestandteile im Helmhaus gegeben, wo sich seit dem 1. Januar 1916 auch die neue einheitliche Verwaltung befand.[1]) Auf der andern Seite sprach ein Grund ganz anderer Art für ein langsameres Vorgehen. Die durch den Krieg außerordentlich gesteigerten Holzpreise machten wünschbar, die Anschaffung neuer Bücherbretter möglichst zu vermeiden dadurch, daß man Bretter, Seitenwände und Rückwände der alten Gestelle verwendete. Entleeren und Abschlagen dieser, Transport in die Schreinerei zur Umwandlung in die neuen Einheitsbretter, Rücktransport ins neue Gebäude und Einsetzen in die eisernen Gestellständer bedeuteten Operationen, die man nicht übereilen konnte.

Dieser doppelte Gesichtspunkt führte zu einem zweifachen Vorgehen: Zuerst zu einem Vorumzug, der im Spätherbst 1916 einsetzte, langsamer verlief, durch Handkarren bewirkt wurde und die entbehrlicheren und weniger benutzten Teile der Stadt- und der Kantonsbibliothek umfaßte, und hernach zu einem Hauptumzug, der ins Frühjahr 1917 zu fallen hatte, rasch durchzuführen war und dessen Gelingen dann wesentlich auch davon abhing, daß stets ein genügender Vorrat an Bücherbrettern zur Verfügung stand. Infolge dieser Anordnung konnte der Hauptumzug entlastet werden dadurch, daß man im Laufe des

[1]) Eher konnte hernach bei den Beständen des Prediger-Chors ein etwas langsameres Tempo eintreten, weil sie, sobald die gesamte Verwaltung in den anstoßenden Neubau übgesiedelt war, auch während des Umzuges benutzbar blieben.

Winterhalbjahres ungefähr einen Dritteil der gesamten Bestände in den Neubau verbrachte, wo sie in provisorisch unterschlagenen Räumen Aufnahme fanden. Außer für die Rheinauerbestände der Kantonsbibliothek brauchten neue Bücherbretter nun überhaupt nicht angeschafft zu werden.

Als Transportmittel standen zur Verfügung 60 Bücherkisten, von denen 48 schon für den Umzug der Stadtbibliothek Winterthur gedient hatten und von dieser abgetreten worden waren, daneben für leichtere Sendungen auch andere Gerätschaften, die die Stadtbibliothek seinerzeit angeschafft hatte, als aus Anlaß des Brandes auf dem Amtshausplatz (1887) und des Stadttheaters (1890) gewisse Vorkehrungen gegen den Brandfall getroffen worden waren; sodann das Lastautomobil der städtischen Holzdepotverwaltung, das vom Stadtforstamt freundlichst zur Verfügung gestellt wurde, und ein auf der Nordfront des Helmhauses errichteter, bis zum Dachgeschoß hinaufgehender elektrischer Aufzug. Ein Probeversuch stellte einige Wochen vor dem Hauptumzug Fassungsvermögen, sowie Lade- und Fahrzeiten des Automobils fest und ergab die Anhaltspunkte für die weitern Anordnungen.

*

Am 31. März 1917 wurde der Benutzungsbetrieb im Helmhaus geschlossen. Im Prediger-Chor dagegen ging er unbehindert fort bis zum 21. April. Die erste Aprilwoche verstrich unter vorbereitenden Arbeiten. Osterdienstag 10. April, 7 Uhr morgens, setzte der Umzug ein, und zwar zunächst unter schweren Störungen, da Aufzug und Automobil noch nicht benutzt werden konnten, weshalb man wieder zu Handwagen greifen mußte. Aber schon am Nachmittag gings besser, und die folgenden Tage brachten die normale vorgesehene Arbeitsleistung von je 800 Brettmetern. 10½ Arbeitstage dauerte der Transport, an dem sich mit Ausnahme von vier durch den laufenden Dienst beschäftigten Beamten (drei im Prediger-Chor und einer im Helmhaus) das ganze Personal, zwei freiwillige Helfer, mehrere schon im Herbst 1916 beschäftigte Hilfsarbeiter, eine Anzahl von Arbeitern einer hiesigen Unternehmerfirma und andere Zuzüger, im ganzen ca. 50 Personen beteiligten. Samstag 21. April war das Helmhaus im wesentlichen geräumt, sein Inhalt mit Ausnahme der Graphischen Sammlungen, die im Neubau zuerst noch ein Provisorium durchzumachen hatten, endgültig untergebracht und die Verwaltung in den neuen Räumen eingerichtet. Die letzte Aprilwoche, während deren nun auch das Prediger-Chor geschlossen blieb, stand noch für Ordnungsarbeiten zur Verfügung. Freitag und Samstag, 27. und 28. April fanden Besichtigungen durch Behörden, Geber, Presse und Hochschulverein statt, und Montag den 30. April wurde der Betrieb im Neubau eröffnet.

Noch waren die Hauptbestände der Kantonsbibliothek und die Bibliotheken der Juristen und der Mediziner umzuziehen. Aber das verursachte weder besondere Schwierigkeiten noch besondere Organisationen. Binnen fünf Wochen war auch diese Arbeit, die nur noch wenige Arbeitskräfte erforderte, getan. Was noch folgte und selbst heute noch nicht ganz zu Ende ist, das war lediglich das Anpassen des Betriebes an die Räume in gewissen Einzelheiten: ein Problem, das stets neue Aufgaben stellt.

*

Meminisse juvat, Erinnerung ergötzt. Glücklich, wer sich das Wort sagen darf beim Rückblick auf eine Arbeitsleistung, die sich unter schweren allgemeinen Zeitumständen so erfreulich vollzog, wie der Umzug der Zentralbibliothek.

Anhang II *).

A. Vertrag

zwischen dem Kanton Zürich und der Stadt Zürich betreffend die Errichtung der Zentralbibliothek

vom 20. Dezember 1913 / 17. Februar 1914.

§ 1. Der Kanton und die Stadt Zürich errichten gemeinschaftlich in Zürich eine Stiftung, die den Namen trägt:

Zentralbibliothek Zürich, öffentliche Stiftung.

§ 2. Die vertragschließenden Parteien sorgen teils durch Ausstattung der Stiftung mit einem Stiftungsgut und Zuwendungen an dasselbe, teils durch Zuschüsse an den Betrieb sowohl für die erstmaligen wie für die zukünftigen Bedürfnisse der Stiftung und zwar für:

a) Schaffung und Vermehrung der Sammlungen;
b) Unterkunft der Sammlungen;
c) Verwaltung der Stiftung.

Abgesehen von den eingeworfenen Immobilien und Sammlungen und den späterhin zu überweisenden Sammlungsgegenständen sollen die beidseitigen Leistungen gleichwertig sein.

§ 3. Die Stadt Zürich überläßt der Stiftung unentgeltlich den Platz zwischen Chorgasse, Mühlegasse, Zähringerplatz und Predigerkirche, der Kanton das gemäß vereinbarten Plänen für Bibliothekzwecke umgebaute Chor der Predigerkirche zu Eigentum; überdies tragen die beiden Parteien, soweit die von Privaten beigesteuerten Mittel nicht ausreichen, je zur Hälfte die Kosten der Erstellung des Bibliothekgebäudes, sowie der Mobiliarbeschaffung und des Unterhaltes.

Die Pläne und Kostenvoranschläge für das Bibliothekgebäude unterliegen der Genehmigung der beiden Parteien.

Die beidseitigen Beiträge an die gesamten Erstellungskosten werden fällig nach Maßgabe des Fortschreitens der betreffenden Arbeiten.

§ 4. Die zukünftigen Bedürfnisse der Stiftung werden, soweit deren eigene Mittel nicht ausreichen, für den ordentlichen Betrieb aus jährlichen Beiträgen, für allfällige außerordentliche Erfordernisse (Erweiterungsbauten, Zuweisung neuer Aufgaben und ähnliche) aus besonderen Zuwendungen der vertragschließenden Parteien gedeckt.

§ 5. Die jährlichen Beiträge des Kantons und der Stadt Zürich werden je für drei Jahre festgesetzt; sie betragen mindestens Fr. 50,000 für jeden der beiden Teile.

§ 6. Einmalige Kapitalbeiträge, die von einem der beiden Teile von Anfang an oder im Laufe der Zeit der Stiftung zugewendet werden, vermindern dessen jährliche Beiträge um den Zins der Einlage.

Kanton und Stadt Zürich verpflichten sich, das Vermögen aufgehobener Bibliotheken und Sammlungen, das ihnen gemäß Art. 57 des Zivilgesetzbuches zufällt, der Zentralbibliothek zuzuweisen. In solchen Fällen findet Absatz 1 keine Anwendung.

§ 7. Die verschiedenen Einnahmen, die bis anhin der Kantonsbibliothek von seiten der Universität zuflossen, werden, ohne daß sie bei den jährlichen Beiträgen des Kantons

*) Eine kurze Zusammenfassung der wesentlichen Bestimmungen von Vertrag und Statuten findet sich auch in dem Aufsatz des erstgenannten Verfassers: Die Errichtung der Zentralbibliothek in Zürich, im Zentralblatt für Bibliothekwesen Bd. 32 (1915) S. 4 ff.

angerechnet werden, für so lange der Zentralbibliothek zugewiesen und von ihr besonders kapitalisiert, bis sie mit Einschluß der Kapitalfonds der Kantonsbibliothek und allfälliger anderer einmaligen Zuwendungen des Kantons die Höhe des von der Stadt Zürich eingeworfenen Stadtbibliothekfonds und allfälliger anderer einmaligen Zuwendungen der Stadt erreichen. Von diesem Zeitpunkte an werden die Zinsen dem Betrieb überwiesen und die jährlichen Leistungen des Kantons entsprechend vermindert.

§ 8. Die vertragschließenden Parteien sorgen dafür, daß die Zentralbibliothek für die in Zürich jeweilen bestehenden, dem Kanton oder der Stadt Zürich gehörenden Amts-, Instituts- und öffentlichen Bibliotheken Zentralstelle werde. Diese Bibliotheken haben ihre Eingänge und Bestände, soweit dieselben entbehrt werden können, der Zentralbibliothek zu überlassen; in ihren Aufsichtsbehörden soll der Zentralbibliothek eine Vertretung eingeräumt werden.

§ 9. Die Zentralbibliothek steht unter der Aufsicht des Regierungsrates und des Stadtrates von Zürich.

Die Verwaltung wird durch eine Bibliothekkommission besorgt, die je zur Hälfte durch den Regierungsrat und den Stadtrat Zürich auf eine Amtsdauer von drei Jahren gewählt wird.

§ 10. Die für das Zentralbibliothekgebäude gesammelten Beiträge gehen an die Stiftung über, sobald sie ins Leben getreten ist.

§ 11. Dem Personal der Zentralbibliothek wird der Beitritt zu allfälligen kantonalen oder städtischen Versicherungsanstalten gestattet.

§ 12. Streitigkeiten zwischen den vertragschließenden Parteien sollen einem Schiedsgerichte vorgelegt werden, zu dem jeder Teil zwei Mitglieder ernennt; das Bundesgericht wird um Bezeichnung des Obmannes ersucht.

§ 13. Dieser Vertrag tritt nach beidseitiger Genehmigung für die Dauer von 20 Jahren in Kraft. Nach Ablauf dieser Frist ist eine Kündigung auf eine Frist von drei Jahren zulässig.

B. Statuten der Zentralbibliothek

vom 21. Januar/25. April 1914.

1. Zweck der Stiftung.

§ 1. Die Stiftung gewährt vorzugsweise den Einwohnern des Kantons Zürich die unentgeltliche Benutzung der durch Schrift und Druck erzeugten Hilfsmittel zu speziellen wissenschaftlichen Studien oder zur Erlangung allgemeinen sachlichen Aufschlusses irgendwelcher Art.

§ 2. Sie umfaßt und sammelt unter besonderer Berücksichtigung einerseits der allgemeinen wissenschaftlichen Literatur und andererseits des orts- und landesgeschichtlichen Materials:

a) Druckschriften;
b) Handschriften;
c) Karten;
d) Porträte und Ansichten;
e) allfällige andere Gegenstände, welche zur Ergänzung von bereits bestehenden oder neu übernommenen Sammlungen der Bibliothek dienen, oder für deren Pflege diese die nächste Stelle ist.

Auf dem Gebiet der allgemeinen wissenschaftlichen Literatur sind in erster Linie die an der zürcherischen Universität vertretenen Disziplinen zu berücksichtigen.

§ 3. Sie verzeichnet, soweit tunlich, in ihren Katalogen auch die Bestände anderer hiesigen öffentlichen, Amts-, Gesellschafts- und Anstaltsbibliotheken.

§ 4. Sie fördert durch Publikationen und Ausstellungen die Kenntnis des Inhalts ihrer Sammlungen und die von ihr gepflegten wissenschaftlichen Bestrebungen.

2. Stiftungsgut.

§ 5. Das Stiftungsgut besteht aus:

a) der Bibliothek der kantonalen Lehranstalten, der Stadtbibliothek, und den mit diesen Bibliotheken verbundenen übrigen Sammlungen des Kantons und der Stadt Zürich;

b) den für die Errichtung des Bibliothekgebäudes gesammelten Beiträgen Privater;

c) den vom Kanton und von der Stadt Zürich an die Stiftung abgetretenen Immobilien und den für die Errichtung des Bibliothekgebäudes bestimmten Mitteln;

d) dem Fonds der Stadtbibliothek und den beiden Fonds der Kantonsbibliothek, sowie den Zuschüssen, die der Kanton leisten wird, um die von ihm herrührenden Fonds auf die Höhe desjenigen der Stadtbibliothek zu bringen;

e) weitern Zuwendungen, die der Kanton oder die Stadt Zürich zu dem Zwecke machen, die jährlich nötigen Zuschüsse zu vermindern;

f) künftigen Geschenken oder Vermächtnissen, die von Privaten gegeben werden, um das Stiftungsgut zu vermehren;

g) den alljährlich aus der Betriebsrechnung zu entnehmenden Äufnungsbeträgen.

Die unter a bis f aufgeführten Teile des Stiftungsgutes bilden das Stammgut, das nie angegriffen werden darf. Seine Zinsen fließen der Betriebsrechnung zu, mit Vorbehalt von Bestimmungen, die an Schenkungen oder Vermächtnissen geknüpft sind.

Die Bestände der an die Stiftung übergehenden Bibliotheken und übrigen Sammlungen müssen hinsichtlich ihrer Herkunft aus den dazu gehörenden Inventaren und Katalogen stets nachweisbar sein. Allfällige Abgänge infolge von Tausch oder Dublettenverkauf sind auszugleichen durch entsprechende Gutschriften zugunsten des betreffenden Inventars.

Die der Stadtbibliothek gehörenden, zurzeit noch von ihr verwalteten Münzsammlungen gehen ebenfalls an die Zentralbibliothek über und sind von dieser fortzuführen (§ 2) und der Benutzung für Studien- und Forschungszwecke zugänglich zu machen. Sollte sich früher oder später die Gelegenheit bieten, diese Sammlungen an einem andern, geeigneteren Ort in Zürich (in einem zu gründendem Museum) aufzustellen, so kann die Stadt Zürich sie zurückziehen. Bestände, die die Zentralbibliothek inzwischen erworben hat, gehen alsdann zum Ankaufspreis an die neue Sammlung über, solche, die sie geschenkt erhalten hat, ohne Entschädigung, jedoch mit der Verpflichtung, daß sie am neuen Ort in gleicher Weise zugänglich sein sollen. Die Zentralbibliothek ihrerseits hat in einem solchen Fall das Recht, zu verlangen, daß ihr die Sammlungen zu den genannten Bedingungen abgenommen werden.

§ 6. Das Stammgut wird dadurch geäufnet, daß ihm alle Vermächtnisse und Schenkungen an die Zentralbibliothek zugewiesen werden, für die nicht ein anderer Zweck gesetzt ist.

§ 7. Durch Zuweisung von je einem Zwanzigstel der Einnahmen der Betriebsrechnung aus Zinsen und stiftungsgemäßen Leistungen und durch allfällige Schenkungen

(besondere Bestimmungen der Geber vorbehalten) wird ein Reservekapital gebildet und unterhalten. Seine Zinsen sind zum Kapital zu schlagen; dieses kann jedoch herangezogen werden zur Deckung:

a) außerordentlicher Bedürfnisse (z. B. Ergänzung der Einrichtung und Vornahme kleinerer Bauten, Durchführung größerer Verwaltungsaufgaben, Erwerbung ganzer Bibliotheken und großer Werke, Ausfüllung großer Lücken in den Beständen);

b) allfälliger Rückschläge der Betriebsrechnung.

Wenn die Bibliothekkommission in einem Jahr mehr als über die Hälfte des Reservekapitals verfügen will, bedarf sie der Zustimmung des Regierungsrates und des Stadtrates von Zürich.

§ 8. Im Falle der Aufhebung der Stiftung fallen die von Kanton und Stadt Zürich eingeworfenen Immobilien, Fonds und Gegenstände an die einwerfende Partei zurück. Die Stadt Zürich vergütet dem Kanton die Hälfte des Schätzungswertes des Bibliothekgebäudes samt Ausrüstung. Das übrige Stiftungsvermögen wird hälftig unter die Parteien verteilt; es darf jedoch nur solchen Gütern zugewiesen werden, deren Bestimmung mit dem Stiftungszwecke die größte Verwandtschaft hat.

3. Betriebseinnahmen.

§ 9. Die Einnahmen der Stiftung bestehen aus:

a) den Zinsen des Stiftungsgutes;

b) den vertraglich festgesetzten jährlichen Beiträgen des Kantons und der Stadt Zürich;

c) Beiträgen von Privaten und Gesellschaften;

d) allfälligen weitern Zuwendungen, Entschädigungen ꝛc.

4. Verwaltung.

§ 10. Die Bibliothekkommission besteht aus fünf vom Regierungsrat und fünf vom Stadtrat Zürich gewählten Mitgliedern. Die Kommission konstituiert sich selbst.

Die Bibliothekkommission steht unter der Aufsicht des Regierungsrates und des Stadtrates von Zürich; sie hat diesen Behörden alljährlich Rechnung und Geschäftsbericht vorzulegen.

§ 11. Die Organisation der Verwaltung und des Betriebes der Zentralbibliothek wird durch eine von der Bibliothekkommission zu erlassende Bibliothekordnung festgesetzt, die der Genehmigung des Regierungsrates und des Stadtrates von Zürich unterliegt.

5. Anschluß von Vereinigungen.

§ 12. Vereine oder andere juristische Personen, die der Zentralbibliothek jährlich mindestens Fr. 2000 in Barschaft oder geeigneten Sammlungsgegenständen zuwenden, sind berechtigt, einen Abgeordneten in die Bibliothekkommission zu ernennen. Solche Abgeordnete haben beratende Stimme.

6. Bestand der Stiftung.

§ 13. Die Stiftung tritt ins Leben nach beidseitiger Genehmigung dieser Statuten, sowie des zwischen dem Kanton und der Stadt Zürich abgeschlossenen Vertrages betreffend die Stiftung.

§ 14. Die Änderung der Statuten kann nur durch übereinstimmende Beschlüsse des Regierungsrates und des Stadtrates von Zürich stattfinden.

Anhang III.

Verzeichnis der Spender von Gaben an den Bau.*)

A. Private.

Erben des Herrn C. Abegg-Arter, Zürich**)
Herr Aug. F. Ammann, Reuens
„ Prof. J. Amsler, Schaffhausen †
„ H. Appenzeller, Zürich
„ Ad. Arter-Koch, Zürich
„ Prof. Dr. E. Bamberger, Zürich
„ A. Bareiß, Zürich
Erben des Herrn C. Baumann-v. Tischendorf, Zürich
Herr Hs. Baur-Widmer, Baumeister, Zürich †
„ Dr. J. Bernheim-Karrer, Zürich
„ F. Bertheau-Hürlimann, Zürich †
„ Dr. R. Bertsch, Zürich
„ Dr. F. v. Beust, Zürich †
„ Prof. Dr. H. J. Billeter, Zürich †
„ H. Blattmann-Ziegler, Wädenswil
„ Casp. Bodmer im Beckenhof, Zürich †
„ A. Bodmer-Beder, Zürich †
„ M. Bodmer-v. Muralt, Zürich †
Frau Julie Bodmer-Trümpler, Zürich
Herr Prof. Dr. E. Bovet, Zürich
Fräulein A. Breitinger, Zürich
Herr Prof. Hch. Burkhard, München †
„ Georges Claraz, Lugano
„ Prof. Dr. M. Cloëtta, Zürich
„ Prof. Dr. G. Cohn, Zürich †
„ Dr. Erwin Cramer, Zürich
„ C. Cramer-Frey, Zürich †
„ E. Cramer-Waser, Zürich †
„ H. Cramer-Wyß, Zürich †
„ Ernst Diener-Hottinger, Zürich
„ Hans Diener-Bäuerlein, Zürich
„ Dr. Frdr. Ernst, Zürich †
Herr J. W. Ernst, Zürich
„ Max Ernst, Zürich
„ Prof. Dr. Paul Ernst, Heidelberg
„ Rob. Ernst, Zürich †
„ Alfred v. Escher, Wien
Fräulein Bertha Escher, Zürich
Herr Dr. C. Escher, Zürich
„ Henry Escher, Lugano
„ Dr. Herm. Escher, Zürich
Fräulein Pauline Escher, Zürich †
Herr Prof. R. Escher, Zürich
„ Dr. J. Escher-Bodmer, Zürich †
„ Dr. J. Escher-Bürkli, Zürich
„ Casp. Escher-Heß, Zürich †
„ C. Escher-Hirzel, Zürich †
Frau A. S. Escher-Hotz, Zürich †
Herr Dr. J. Escher-Kündig, Zürich
„ C. Escher-Schindler, Zürich
„ C. Escher-Usteri, Zürich †
„ H. F. Fäsi-Schultheß, Zürich †
„ Prof. Dr. W. Felix, Zürich
„ Dr. M. Fingerhuth, Zürich
„ Dr. G. Finsler, Basel
„ Dr. H. Forst, Zürich
„ Hs. Frick-Forrer, a. Pfr., Zürich †
„ M. Frölicher-Stehli, Zürich †
„ R. Ganz-Bartenfeld, Zürich
„ Dr. Aug. Geßner, Aarau
„ Emil Geßner, Wädenswil †
„ Dr. E. Grete, Zürich
„ Prof. O. Guinaudeau, Bordeaux
„ E. Guyer-Freuler, Zürich †
„ Prof. Dr. O. Haab, Zürich
„ J. R. Hanhart, Zürich

*) Mehrfachen Wünschen entsprechend, werden die betreffenden Zahlen hier nicht aufgeführt.
**) Gabe dem Betriebsfonds zugewiesen.

Herr Dr. F. Hegar, Zürich
„ Prof. Dr. H. F. Hitzig, Zürich †
„ Prof. Dr. H. Hitzig-Steiner, Zürich †
„ Dr. Ulr. Hoepli, Mailand
„ Ed. Hofmeister-Locher, Zürich
„ Dr. A. Huber, Staatsschreiber, Zch. †
„ Prof. Dr. Max Huber, Wyden
„ P. E. Huber-Werdmüller, Zürich †
„ A. H. Hürlimann-Hirzel, Zürich
„ E. Hug-Steiner, Zürich †
„ Rektor F. Hunziker, Zürich †
„ Prof. Ad. Hurwitz, Zürich
„ Dr. F. Imhoof-Blumer, Winterthur
„ J. G. Ith, Zürich
„ H. Jelmoli-Blaß, Zürich
„ Prof. Dr. Ad. Kägi, Zürich
„ Dr. E. Keller-Escher, Zürich † *)
„ Prof. Dr. A. Kleiner, Zürich †
Frau M. E. Koch-Jagenberg, Zürich
Herr O. C. Köppern, Wädenswil
„ Prof. Dr. U. Krönlein, Zürich †
„ Direktor H. Kundert, Zürich
„ Prof. Dr. A. Lang, Zürich †
„ Prof. Dr. G. Lunge, Zürich
Fräulein Bertha v. May, Zürich
Herr Prof. Dr. F. Meili, Zürich †
„ Jul. Meili, Zürich †
„ Oberst Dr. Ulr. Meister, Zürich †
„ Dr. Th. Mende-Ernst, Zürich
„ Dr. C. Meyer-Hürlimann, Zürich
„ Prof. Dr. G. Meyer v. Knonau, Zch.
„ Prof. Dr. C. v. Monakow, Zürich
„ Dr. R. Moser, Obering., Zürich †
„ Prof. Dr. H. Motz, Zürich †
„ Dr. W. v. Muralt-v. Planta, Zürich
„ Herm. Nabholz, Zürich †
„ G. Naville, Zürich
„ Dr. Ad. Oswald-Honegger, Zürich
„ G. H. Ott-Däniker, Zürich †
Fräulein Anna Paur, Hofstetten b. Thun
Herr Dr. F. O. Pestalozzi, Zürich
„ Sal. Pestalozzi, Zürich †
„ Stadtpräsident H. Pestalozzi-Stadler, Zürich †
„ Th. Pestalozzi-Ulrich, Zürich
„ Dr. Herm. Pestalozzi-Schultheß, Zch. †
Herr Dr. G. J. Peter, Zürich †
„ Dr. G. Pomatti, Zürich
„ Prof. Dr. J. R. Rahn, Zürich †
„ Herm. Reiff, Zürich
„ Dr. E. Ritzmann, Zürich
„ Prof. Dr. O. Roth, Zürich
„ u. Frau E. Rudolph-Schwarzenbach, Zürich
„ H. Rüegg-Honegger, Zürich
„ Prof. Dr. A. Ruge, Zürich
„ Prof. Dr. L. R. v. Salis, Marschlins
„ Dr. C. Scheller-Kunz, Kilchberg
Fräulein S. Schindler, Zürich
Frau E. Schindler-Escher, Zürich †
Herr Dr. M. Schindler-Escher, Zürich
„ D. Schindler-Huber, Zürich
Frau Bertha Schläpfer-Escher, Zürich
Herr Prof. Dr. H. Schlatter, Zürich
„ Dr. O. Schmidt, Zürich
„ Dir. Dr. H. Schneebeli, Zürich †
„ Dr. Gust. Schneeli, Zürich
„ Prof. Dr. A. Schneider, Zürich †
„ Dr. E. Schoch-Etzensberger, Zürich
„ Dr. Cäs. Schöller, Zürich †
„ Arth. Schöller-Ziesing, Zürich
„ Dr. A. v. Schultheß-Schindler, Zürich
„ Prof. Dr. G. v. Schultheß-Rechberg, Zürich †
„ Dr. R. v. Schultheß-Rechberg, Zürich
„ Dr. Hans Schuler, Zürich
„ Bundesrichter Dr. Em. Schurter, Lausanne
„ Dr. Alfr. Schwarzenbach, Zürich
„ Rich. Schwarzenbach, Zürich †
„ Dr. Ernst Schwarzenbach-Thomann, Zürich
Frau Rob. Schwarzenbach-Zeuner, Zürich*)
Herr Prof. Dr. Paul Schweizer, Zürich
„ Carl v. Schwerzenbach, Bregenz
„ Franz Schwyzer, Erlenbach
„ G. Siber, Zürich
„ Prof. G. Sidler, Bern
„ Prof. Dr. H. Sieveking, Zürich
„ Prof. Dr. W. Silberschmidt, Zürich
„ Prof. Dr. Aug. Stadler, Zürich †
„ E. Stehli-Hirt, Zürich †

*) Gabe dem Betriebsfonds zugewiesen.

Herr E. Stehli-Zweifel, Zürich
„ Prof. Dr. Alfr. Stern, Zürich
Frau M. Stockar-Escher, Zürich
Herr Prof. Dr. O. Stoll, Zürich
„ Prof. Dr. G. A. Stoppany, Zürich
„ H. E. Streuli-Hüni, Zürich †
„ Nationalrat John Syz, Zürich
„ G. Syz-Hünerwadel, Zürich
„ Prof. Dr. A. Tobler, Zürich
„ Herm. Thomann, Zürich
„ Oberrichter Dr. F. Ulrich, Zürich †
„ P. Ulrich-Schultheß, Zürich
„ F. Ulrich-v. Orelli, Zürich †
„ Dr. R. Ulrich-Pestalozzi, Zürich
Herr Prof. Dr. P. Usteri, Zürich †
„ E. Usteri-Pestalozzi, Zürich
„ Oberst A. Vögeli-Bodmer, Zürich †
„ H. Vogel-Fierz, Zürich
Frau E. Vogel-Hotz, Zürich
Herr Rd. Wirth, Zürich
„ Hs. Wunderli-v. Muralt, Zürich
„ Prof. Dr. F. v. Wyß, Zürich †
„ Oberrichter H. Wyß, Zürich
„ Rektor Dr. W. v. Wyß, Zürich
Fräulein L. u. A. Ziegler, Zürich
Frau Zollinger-Billeter, Zürich †
Herr Dr. E. Zuppinger, Zürich †

Dazu fünf in der Geberliste mit N. N. eingetragene Geber, die ihre Spenden durch Hrn. Reg.-Rat Dr. A. Locher übermittelten, deren Namen sich aber nicht mehr feststellen lassen.

B. Firmen und Körperschaften:

Allg. Dozentenverein, Zürich
Brauerei Ütliberg A.-G., Zürich
Buchhändler-Verein, Zürich
Cantonale Ärzte-Gesellschaft, Zürich
Eidg. Bank, A.-G., Zürich
Fries'sches Legat, Zürich
Gebrüder Dürst & Co., Zürich
Inkasso- und Effektenbank, Zürich
Leu & Co. A.-G., Zürich
Maggi & Co. A.-G., Kempttal
Neue Zürcher Zeitung, Zürich
„Schweiz" Transportversicherungs-Gesellschaft, Zürich
Schweizerische Bankgesellschaft, Zürich
Schweizerischer Bankverein, Zürich
Schweizerische Kreditanstalt, Zürich
Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt, Zürich
Schweizerische Rückversicherungs-Gesellschaft, Zürich
Schweizerische Volksbank, Fil. Zürich, Zürich
Studenten-Ausschuß, Zürich
Tagesanzeiger, Zürich
Zürcher Hochschulverein, Zürich
Zürcher Kantonalbank, Zürich
„Zürich" Unfallversicherungs-Gesellschaft, Zürich

1896. Joh. Martin Usteris dichterischer und künstlerischer Nachlaß, von Dr. Conrad Escher.
1897. Zürcher Briefe aus der Franzosenzeit von 1798 und 1799, von H. Zeller-Werdmüller.
1898. Johann Heinrich Waser, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler englischer Literatur, von Theodor Vetter.
1899. Der „Überfall von Nidwalden" (9. Sept. 1798), bearbeitet nach ältern handschriftlichen Aufzeichnungen von Dr. Conrad Escher.
1900 Johann Heinrich Füßli als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter. Freier Auszug aus dem Manuskripte seines Biographen Wilhelm Füßli.
1901. Die Zürcher Familie Schwend (c. 1250—1536), von Ernst Diener.
1902. Johann Jakob Heidegger, ein Mitarbeiter G. F Händels, von Theodor Vetter.
1903. Johann Heinrich Schinz, ein zürcherischer Staatsmann und Geschichtskenner im XVIII. Jahrhundert. Von Gerold Meyer von Knonau.
1904. Der Zürcherische Hülfsverein für die Griechen 1821—1828, von Alfred Stern.
1905. Heinrich Thomann, Landvogt und Seckelmeister (1520—1592), von Dr. Conrad Escher.
1906. Briefe aus der Fremde von einem Zürcher Studenten der Medizin (Dr. Georg Keller) 1550—1558, von Dr. T. Schieß, St. Gallen.
1907. Aus den eigenhändigen Aufzeichnungen von Johann Heinrich Schinz. Als Ergänzung zum Neujahrsblatt Nr. 259. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau.
1908—1909. Die Staatsgefangenen auf Aarburg im Winter 1802/03. Aus den Aufzeichnungen des Seckelmeisters Joh. Caspar Hirzel. Von Hermann Escher. 2 Hefte.
1910. Dr. jur. Jakob Escher-Bodmer, gew. Oberrichter (1818—1909), von Dr. Conrad Escher.
1911. Die Eingaben des zürcherischen Volkes zur Verfassungsrevision des Jahres 1830. Ein Beitrag zur Geschichte der Regeneration. Von Hans Nabholz.
1912. Johann Jakob Reithard. Von Dr. Rudolf Hunziker. I. Teil.
1913. Johann Jakob Reithard. Von Dr. Rudolf Hunziker. II. Teil.
1914. Johann Jakob Reithard. Von Dr. Rudolf Hunziker. III. Teil.
1915. Eine ungedruckte Kriegszeitung vor hundert Jahren (1813—1815). Von Wilhelm Oechsli.
1916. Die Schenkungen des Herrn W. Füßli, Kunstmaler, an die zürcherische Stadtbibliothek. Von Dr. Conrad Escher.

Neujahrsblatt der Zentralbibliothek.

1917. Johann Caspar Hirzel, der ältere. Von Dr. Bruno Hirzel.
1918 Aus dem Briefwechsel Paul Usteris mit Naturforschern und Medizinern. Von Wilhelm Oechsli.
1919. Entstehungsgeschichte und Baubeschreibung der Zentralbibliothek. Von Herm. Escher und H. Fietz.

Z 931
TWU
JOHN CRERAR
LIBRARY

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1922

Nr. 4

Geschichte der Stadtbibliothek Zürich

Von

Hermann Escher

1. Hälfte

Zürich 1922
Kommissionsverlag von Beer & Cie.

Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

Neue Reihenfolge.

1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. Von Sal. u. A. Sal. Vögelin
1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Maneß. Von G. v. Wyß.
1851. Leben Johann Kaspar Orelli's. Von Kd. v. Orelli.
1852. – Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux. Von J. J. Horner.
1853–1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Großmünster. Von A. Sal. Vögelin.
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser. Von G. v. Wyß.
1856 1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. Von J. J. Horner.
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen. Von G. v. Wyß.
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube. Von A. Sal. Vögelin.
1861 Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich. Von G. v. Wyß.
1862–1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. Von Hch. Meyer-Ochsner.
1864. Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Cranmer. Von A. Sal. Vögelin.
1865. Erinnerungen an Zwingli. Von A. Sal. Vögelin.
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich. Von G. v. Wyß.
1867. Das Freischießen von 1504
1868. Der Kalender von 1508 } Von A. Sal. Vögelin.
1869. Herzog Heinrich von Rohan. Von G. v. Wyß.
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777. Von G. Meyer v. Knonau.
1871. Konrad Pelikan. Von A. Sal. Vögelin.
1872—1873. Die ehemalige Kunstkammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. Von F. Sal. Vögelin.
1874. Die Legende vom heil. Eligius. Von F. Sal. Vögelin.
1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrten, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. Von F. Sal. Vögelin.
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. Von J. R. Rahn.
1879—1882. Die Holzschneidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. Von F. Sal. Vögelin.
1883. Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Großmünster. Von J. R. Rahn.
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Vögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. Von F. Sal. Vögelin.
1886—1887. Lebensabriß von A. Salomon Vögelin, Dr. phil. und Professor. Von F. Sal. Vögelin.
1888. Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich. Von Ldw. Hirzel.
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Aegidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich. Von G. v. Wyß.
1890. Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie. Von J. Bächtold.
1891. J. J. Bodmer als Geschichtschreiber. Von Gustav Tobler.
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309. Von G. v. Wyß.
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von Theodor Vetter.

Fortsetzung dritte Umschlagseite.

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1922

Nr. 4

Geschichte der Stadtbibliothek Zürich

Von

Hermann Escher

1. Hälfte

Zürich 1922
Kommissionsverlag von Beer & Cie.

a ms

Nachdem das dritte Neujahrsblatt der Zentralbibliothek auf das Jahr 1919 die Entstehungsgeschichte und die Baubeschreibung der Zentralbibliothek gebracht hat, soll nunmehr die Geschichte der Stadtbibliothek folgen, als der einen der beiden großen Büchersammlungen, aus denen sich die Zentralbibliothek im wesentlichen zusammensetzt. Zwar sind der Entwicklung bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bereits die sieben Neujahrsblätter der Stadtbibliothek von 1842—48 über die „Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich" gewidmet, die ersten fünf aus der Feder von Kirchenrat Sal. Vögelin, dem Verfasser des „Alten Zürich", die beiden letzten aus der seines Sohnes Prof. A. Sal. Vögelin [1]). Aber das reiche und wertvolle Detail zumal biographisch-literarischer Art der genannten Hefte, die geradezu eine Gelehrten-Geschichte Zürichs im 17. und 18. Jahrhundert bilden, läßt wohl nicht überflüssig erscheinen, die wesentlichen Linien nochmals kurz nachzuziehen und sie da und dort zu verstärken durch Einzelzüge, die den Quellen direkt entnommen sind [2]).

Wenn der Verfasser der nachfolgenden Seiten es sodann unternimmt, die Entwicklung bis zum Übergang der Anstalt an die heutige Zentralbibliothek weiter zu führen, so mag er als letzter Leiter der Bibliothek mit deren jüngsten Geschicken vielleicht zu nahe verbunden erscheinen, um der Forderung der Unbefangenheit voll zu genügen. Nur um so mehr wird er sich deshalb der Pflicht bewußt sein, die in solchem Fall notwendige Zurückhaltung zu üben.

I. 1629—1848.

Als sich am 6. Februar 1629 vier junge Kaufleute, die soeben, damaliger Sitte gemäß, von großen Ausbildungsreisen zurückgekehrt waren und im Ausland auch den Nutzen von allgemein zugänglichen Bibliotheken hatten ermessen können, mit dem gelehrten Oheim eines von ihnen sich in raschem Entschluß zur Gründung der Stadtbibliothek-Gesellschaft vereinigten, da war die neu zu errichtende Büchersammlung keineswegs die erste in der Stadt. Das wissenschaftlich hervorragende Zürich des 16. Jahrhunderts wäre nicht möglich gewesen ohne die sogenannte Stiftsbibliothek, die Bücherei des Chorherrenstifts am Großmünster. Aber diese besaß verhältnismäßig nur beschränkten Umfang und stand im Wesentlichen nur den Mitgliedern des Kapitels zur Verfügung. Die neue Bibliothek dagegen, „welche gemein und eigen einer ehrlichen Bürgerschaft der löblichen Stadt Zürich" sein sollte, setzte sich, wie auch ihr lateinischer Name „Bibliotheca nova Tigurinorum publico-privata" besagte, von vornherein ein allgemeineres Ziel, auch wenn ihr, gemäß den Anschauungen noch gar nicht weit zurückliegender Zeiten, der Charakter einer öffentlichen Sammlung nach außen für fast zwei Jahrhunderte ganz und für ein weiteres wenigstens teilweise abging.

Das neue Unternehmen fand rasch den Beifall weiterer Kreise und, was besonders wichtig war, auch die Unterstützung der Behörden. Geschenke an Geld wie an Büchern liefen in so erfreulichem Maße ein, daß die anfänglich in Privathäusern bereitgestellten Räume rasch zu klein wurden und man schon Mitte 1631 den Rat um Einräumung der sog. Wasserkirche angehen mußte, genauer gesagt, des obersten der drei Geschoße, in die sie nach der Reformation durch Einsetzen von zwei Zwischenböden eingeteilt worden war. Gerne entsprach der Rat der Bitte, zumal da auch der vielvermögende Antistes Breitinger seine Fürsprache einlegte.

Aber noch war vermutlich der Raum kaum recht bezogen, so erwies er sich als zu niedrig und düster. Auf ein neues, Anfang 1632 eingereichtes Gesuch, entschloß sich der Rat zu einer gründlichen Umbaute der Kirche, indem er den untern Boden ganz entfernen und den obern auf die Höhe der Tragsteine zu

den Gewölberippen, d. h. auf die Höhe der heutigen obern Galerie herunterſetzen ließ. Dieſen obern Raum, der nun einen hohen und hellen Saal darſtellte, überließ er der Bibliothek, während der untere nach wie vor zur Aufbewahrung von Warenvorräten aller Art beſtimmt blieb, die auf die regelmäßigen Wochenmärkte in der vorgelagerten Helmhaushalle Bezug hatten.

Auf Neujahr 1634 wurde die „gemeine Bürger-Bücherei", wie der damalige Ausdruck lautete, eröffnet und allgemeiner Beſichtigung zugänglich gemacht. Aber je ſtattlicher der Raum ſich ausnahm und je erfreulicher die Sammlung anwuchs, umſo unwürdiger erſchien der Zugang durch die aufgeſtapelten Waren des untern Raumes. Der Gedanke tauchte auf, ihn von ſeinem unanſehnlichen Inhalt zu befreien und einer würdigeren Beſtimmung zuzuführen, d. h. in eine akademiſche Aula zur Abhaltung von Schuldisputationen und andern Feierlichkeiten umzuwandeln. Wiederum entſprach der Rat, und die Kirche wurde nunmehr ausſchließlich wiſſenſchaftlichen Zwecken beſtimmt.

Das Anwachſen der Bücherbeſtände ließ den Bibliotheksaal bald zu enge werden. 1675 verlegte der Rat die akademiſche Aula ins Chorherrengebäude am Großmünſter und überwies auch den untern Raum der Bibliothek. Dieſer reichte aus bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts. Dann mußte die Geſellſchaft wiederum vorſtellig werden, und die Behörde traf Abhilfe weit über Erſuchen, indem ſie in halber Höhe des untern Raumes eine auf Holzſäulen geſtützte Galerie einfügte, den Boden des obern Raumes ebenfalls in eine Galerie umwandelte und der Kirche mit ihrem zierlichen Sterngewölbe die maleriſche und reizvolle Geſtalt verlieh, die ſie bis gegen das Ende der Stadtbibliothek aufwies.

Das Gebäude beſtand nun aus Erdgeſchoß und zwei Galerien. In jenem fanden den Wänden entlang die Werke allgemein wiſſenſchaftlichen Inhalts Platz. Die untere Galerie wurde, abgeſehen davon, daß ſie den künftigen Zuwachs aufzunehmen hatte, den Werken zürcheriſcher Autoren eingeräumt, die möglichſt vollſtändig zu ſammeln man auch öffentliche Aufrufe und Herausgabe gedruckter Wunſchliſten nicht ſcheute. Die obere Galerie ſchließlich nahm die ſogenannte Kunſtkammer auf, d. h. eine Sammlung von Münzen, Altertümern, Kunſtgegenſtänden, naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeiten und dergleichen. Nach der Sitte der Zeit hatte nämlich die Bibliothek ihren Sammelbereich auch auf ſolche Dinge ausgedehnt, wie ja überhaupt die Bibliotheken in ihren Anfängen allenthalben zugleich Muſeen waren und beſondere Sammlungen für bildende Kunſt, hiſtoriſche Denkmäler, kunſtgewerbliche Altertümer, ſowie für die Naturwiſſenſchaften ſich erſt im Verlaufe von ihnen abzweigten. In Amerika iſt ihnen die Aufgabe der Muſeen ſogar noch heute in weitem Umfange zugewieſen [3]).

Der Raumgewinn hielt für längere Jahrzehnte vor. Aber gegen das Ende des Jahrhunderts wich er doch wiederum dem Mangel. Dieſem ſuchte man vorerſt

durch die Auflösung der sogenannten Kunstkammer zu steuern, die ohnehin mehr den Charakter eines zufälligen und bunten Nebeneinanders als einer inneren Zusammengehörigkeit ihrer Gegenstände trug. Gewisse Teile, insbesondere die römischen Denkmäler und die Münzen, verblieben in der Bibliothek; andere, zumal die naturkundlichen, fanden anderswo ihren Zusammenhang. Auf die Länge war jedoch auch damit nicht geholfen. Und nun traf der Rat neuerdings ausgiebigere Vorkehrungen, als die Gesellschaft erbeten hatte. In den Jahren 1791—1795 ließ er das der Kirche rechtwinklig vorgelagerte, alte, hölzerne Helmhaus durch den heutigen steinernen Bau mit seinen guten Verhältnissen, wenn auch trockenen Formen ersetzen. Der Bibliothek wurde das fast fünf Meter hohe erste Geschoß überwiesen, das auf gleicher Höhe mit der obern Galerie lag und mit dieser durch einen Durchbruch in der Giebelwand verbunden wurde, während das niedrigere zweite für allerlei Nebenzwecke verwendet wurde, die mit der früheren merkantilen Bestimmung des Helmhauses zusammenhingen. Ein eigenartiges Zusammentreffen der Umstände fügte, daß fast gleichzeitig (1796) auch die Bürgerbibliothek Bern neue Räume erhielt, und zwar in Form eines wirkungsvollen und stattlichen Saalbaus, wie er den Anschauungen einer Zeit entsprach die uns unter anderem auch den noch prunkvolleren Büchersaal des Stifts St. Gallen hinterlassen hat. Der zürcherische Neubau war erheblich einfacher. Er enthielt neben den für die Aufstellung von Büchern bestimmten Räumen nur ein nußbaumgetäfeltes, heizbares Sitzungszimmer, als Ersatz für einen kleinen, unansehnlichen Anbau, der seiner Zeit dem Erdgeschoß der Kirche gegen Süden angefügt worden war, als Arbeitsraum der Bibliothekare im Winter zu dienen hatte und nun von der Bildfläche verschwand [4]).

Die stete Ausdehnung der Räum gestattet ohne weiteres einen Rückschluß auf das rasche Anwachsen der Bücherbestände. 1648 waren es 4000 Bände, 1674 deren 6000: unsere heutigen Zuwachszahlen dürfen wir nicht als Maßstab an jene Zeiten anlegen. Dabei waren es, wie die Bibliothekverwaltung gelegentlich offiziell bemerkte, weniger gekaufte, als geschenkte Bücher, oder wenigstens solche, die aus Geldgeschenken und Vermächtnissen erworben wurden. Die normalen Einnahmen der Gesellschaft waren bescheiden und bestanden — abgesehen von den Zinsen des sich ansammelnden Kapitals — nur aus Eintrittsgeldern, die überhaupt früher eine größere Rolle spielten als heutzutage, und niedrigen Jahresbeiträgen der Mitglieder.[5]) Außerdem waren diese zu besonderen Zuwendungen verpflichtet, wenn sie in neue Stellen gelangten oder in neue Ämter gewählt wurden. Wesentliche Voraussetzung des erfreulichen Wachstums war die lebhafte Teilnahme der Obrigkeit, die sich nicht nur in der Bereitstellung der Räume äußerte, sondern auch in beträchtlichen gelegentlichen Geldzuwendungen, wenn es sich darum handelte, der Bibliothek wertvolle Werke

oder ganze Bücherſammlungen zu ſichern. Seiner Fürſorge hatte der Rat ſchon frühzeitig auch formalen Ausdruck gegeben dadurch, daß er die Bibliothek der Oberaufſicht der beiden (abwechſelnden) Standesſeckelmeiſter und des Obmanns gemeiner Klöſter, d. h. des Verwalters der in der Reformationszeit eingezogenen Kloſtergüter, unterſtellte. Im übrigen war die Geſellſchaft nicht nur eigenen Rechts, ſondern auch völlige Eigentümerin der Bücherei und die ihr eingeräumte Bewegungsfreiheit ſo groß, daß ihr ſogar die Durchführung größerer, zu Laſten des Staates fallender Reparaturen der Waſſerkirche überlaſſen wurde.

Die bedeutſame Stellung der Bibliothek innerhalb des zürcheriſchen Staatsweſens wird auch dadurch gekennzeichnet, daß zwei der bedeutendſten Bürgermeiſter des 18. Jahrhunderts, J. J. Leu und J. Cd. Heidegger, zugleich Präſidenten der Bibliothekgeſellſchaft waren; wie es denn überhaupt ſtets Männer des öffentlichen Lebens waren, die man an die Spitze der Geſellſchaft ſtellte.

Die Leitung der Bibliothek war dem ſogenannten engeren Konvent übertragen. (Der Name „Größerer Konvent“ fiel der Generalverſammlung zu.) Er umfaßte einen Präſidenten, der lange Zeit hindurch zugleich Quäſtor war, einen Schreiber, zehn Beiſitzer und nicht weniger als vier Bibliothekare, zwei ſtändige (stati) und zwei wechſelnde, d. h nach zweijähriger Amtsdauer zu erneuernde (ambulatorii). Später wurde die Zahl der Bibliothekare auf drei beſchränkt, den Bibliothekar ſchlechthin und zwei Adjunkte.[6]) Auch die Bibliothekarſtellen waren Ehrenämter.[7]) Das wollte umſomehr bedeuten, als zu den Amtspflichten nicht nur die Anſchaffung der Bücher und die Führung der Kataloge gehörte, ſondern insbeſondere zu denen der „wechſelnden“ auch die Ausgabe der Bücher, ja ſelbſt das Herumführen fremder Beſucher. Bildete die Bibliothek neben dem Großmünſter doch die Hauptſehenswürdigkeit der Stadt, und galt es gewiſſermaßen als internationale Höflichkeitspflicht der gebildeten Geſellſchaft, dem Reiſenden, der eine Stadt mit ſeinem Beſuch beehrte, deren Sehenswürdigkeiten mit aller Ausführlichkeit zu zeigen: eine Pflicht, die dann vom Reiſenden quittiert wurde durch lobende Erwähnung des Geſehenen in ſeiner handſchriftlichen oder gedruckten Reiſebeſchreibung.[8]) Später, vom Ende des 18. Jahrhunderts an, wurde das Herumführen der Fremden Sache eines zugleich als Beſchließer amtenden Abwarts, dem nach dem Neubau des Helmhauſes das hinterſte der drei in der Halle eingerichteten kleinen Verkaufslokale zugewieſen wurde und dem auch die Trinkgelder zufielen.

Aber ſelbſt in der „guten alten“ Zeit reichte die Freizeit nicht für außergewöhnliche Arbeiten bibliothekariſcher Art aus. Lagen ſolche vor, ſo mußte man ſich um Hilfe im Kreiſe der Geſellſchaftsmitglieder umſehen. Die Vorreden zu den gedruckten Katalogen wiſſen zweimal von freiwilligen Mitarbeitern an der Herſtellung des Druckmanuſkriptes zu berichten, auf die, je nach ihren Fähig-

keiten, die sogar nach Hause abgegebene Arbeit verteilt wurde. Noch im Jahr 1820 lud ein Zirkular des Aktuars, das einer Anzahl neuer Gesellschaftsmitglieder ihre Aufnahme mitteilte, zur Beteiligung an den Vorarbeiten für einen beabsichtigten Sachkatalog ein. Umfassende Revisionen solcher Arbeit durch die Bibliothekare bildeten dann freilich die unumwunden eingestandene Kehrseite derartiger Mitwirkung.

Auf die Ausgestaltung der Kataloge legte die Bibliothek schon frühzeitig großes Gewicht. Demgemäß betrat sie als erste schweizerische Bibliothek auch den Weg des Katalogdruckes bereits 1744 durch die Herausgabe eines alphabetischen Verzeichnisses der im Erdgeschoß der Kirche aufgestellten Bücher. Sein Vorbild war der 1674 erschienene Katalog der Bodleian Library in Oxford. Ihm folgten im Jahre 1781 zwei weitere ebenfalls alphabetisch angeordnete Bände über die Bestände der untern Galerie und endlich 1809 nochmals zwei über die der obern Galerie.[9])

Für die Bücherausgabe waren bis ins 19. Jahrhundert zwei Nachmittage (Montag und Donnerstag) von 2—4 Uhr bestimmt.[10]) Wollte ein Mitglied zu anderer Zeit Bücher in der Bibliothek einsehen, so konnte es sich die Kirche durch den Beschließer öffnen lassen. Bücher an andern Tagen nach Hause zu beziehen war ihm aber nur möglich, wenn es einen der Bibliothekare veranlaßte, sich auf die Bibliothek zu verfügen und ihm dort das Gewünschte auszuhändigen. Später durften die Mitglieder dann auch in der Zwischenzeit Bücher nach Hause nehmen gegen Zurücklassung eines Empfangscheines, welche Bedingung getreulich zu erfüllen sie bei der Aufnahme förmlich geloben mußten. An den offiziellen Nachmittagen wurden auch andere Angehörige der Stadtbürgerschaft zum Bücherbezug zugelassen und zwar, wie es scheint, im Laufe des 18. Jahrhunderts ohne Entgelt, vorausgesetzt, daß sie sich „in fleißiger Entrichtung der sogeheißenen Stubenhitzen" erkenntlich erzeigen würden.[11])

Mit diesem Ausdruck wurden in Zürich schon im ausgehenden Mittelalter Geschenke, zumeist in Geld, bezeichnet, die am Neujahrstage, dem winterlichen Hauptfesttag weltlicher Lustbarkeit, und später an dem ihm unmittelbar folgenden Berchtoldstag den Zünften oder andern Körperschaften zur Beheizung ihrer Trinkstuben gespendet wurden. Die Überbringer waren meistens Kinder, denen dann als Gegengabe Gebäck, wohl auch Wein verabreicht wurde. Mit solchen Stubenhitzen wurde auch die Bürgerbibliothek schon frühzeitig bedacht, und sie wußte den Brauch so sehr zu schätzen, daß sie sich im Jahre 1645 den jugendlichen Überbringern durch einen Kupferstich aus der Künstlerhand Konrad Meyers erkenntlich erwies, der eine Familie beim Tischgebet darstellte und mit einer in holperigen Versen gehaltenen Anweisung zur Wohlanständigkeit der Kinder bei Tische, aus der Feder Wilhelm Simmlers, versehen war. Das Blatt, die so-

genannte „Tischzucht", fand so lebhaften Anklang, daß es zum Ausgangspunkt einer besonderen Literaturgruppe von „Neujahrsstücken" und „Neujahrsblättern" wurde, die, anfänglich einer „ehrliebenden jungen Bürgerschaft" oder einer „zartblühenden" oder „ehr- und tugendliebenden Jugend" gewidmet, sich im Laufe der Zeit vom einfachen Kupferstich mit darunter befindlicher Legende oder gereimtem Text schrittweise zur wissenschaftlichen, mit Abbildungen versehenen Abhandlung umwandelten. Nicht nur ließ nämlich die Bibliothek durch mehr als 270 Jahre dieser ersten Publikation weitere folgen. Auch von anderen Gesellschaften wurde die Sitte übernommen und bis heute festgehalten. Sie dehnte sich sogar auf andere Schweizerstädte und selbst auf Deutschland aus. Aber freilich haben sich die Verhältnisse in neuester Zeit nicht unwesentlich verändert. Bildete der Vertrieb dieser Publikationen für ihre Veranstalter lange Zeit hindurch eine willkommene Einnahme, so fangen, und zwar nicht erst seit gestern, die Ausgaben da und dort nachgerade an, zu überwiegen, und die alte Sitte wird zur Last.[12])

Kurz nach dem Bezug des Helmhauses brachen die Revolutionsstürme über die Schweiz herein, warfen die morsch gewordenen Staatsgebilde in Trümmer, erschütterten die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes bis auf den Grund, drängten die wissenschaftlichen Bestrebungen zurück und lähmten auch das Interesse für alles, was mit Wissenschaft zusammenhing. Die allgemeine Finanznot und das auf Zürich schwer lastende sogenannte Massenasche Zwangsanleihen veranlaßten auch die Bibliothek zu größter Zurückhaltung, die auch aus anderen Gründen angezeigt erschien. Die Bestrebungen des Ministers Stapfer um eine helvetische Nationalbibliothek, als deren Sitz Aarau bestimmt wurde und für die dann Stapfer die höchst wertvolle, wegen Verkaufs ins Ausland unter Sequester liegende Bibliothek des Generals Zurlauben erwarb, erweckten die Befürchtung, es möchten die helvetischen Behörden außer den Büchersammlungen der schweizerischen Klöster auch die von der alten Regierung ausgiebig geförderte Bürgerbibliothek trotz ihres privatrechtlichen Charakters als Nationaleigentum erklären und, ganz oder teilweise, für die neuzugründende Nationalbibliothek einfordern.[13]) Wie leicht konnte sich das Geschick, das man vor noch nicht 100 Jahren im Toggenburger Krieg des Jahres 1712 dem Stift St. Gallen bereitet hatte, nunmehr auch an den damaligen Siegern vollziehen. Munizipale Mimikry erschien als wirksamstes Mittel dagegen. Der Konvent fand deshalb geraten, als die Munizipalität der Stadt Zürich Auskunft über den Bibliothekfonds verlangte, den Quästor hiezu zu ermächtigen. Noch mehr: es scheint geradezu eine „provisorische Cession an die Stadtgemeinde" „unter ausdrücklichem Vorbehalt der Rechte eines Drittmanns" stattgefunden zu haben. Sie begünstigte

wohl am ehesten den Dornröschenschlaf, der die Bibliothek durch die drangvolle Zeit hindurch leitete und nur zeitweilig wie durch unruhige Träume gestört wurde, wenn zum Beispiel der Abwart melden mußte, daß französische Militärpersonen kostbare französische Werke zur Lektüre verlangten und unsorgfältig behandelt wieder zurückgaben.[14])

Die Mediationsverfassung des Jahres 1803 machte mit der Wiederherstellung der Kantone glücklicherweise allen Befürchtungen ein Ende. Die sogenannte Liquidationsurkunde, die die Vermögensverhältnisse zwischen dem neuen Kanton Zürich und der neuen Stadtgemeinde Zürich regelte, sprach die Bibliothek samt Wasserkirche und Helmhaus der Stadt, im besonderen der Stadtbürgerschaft zu, keineswegs zur Befriedigung der Bibliothekgesellschaft, die der Anstalt gerne auch weiterhin den Gesellschaftscharakter gewahrt hätte. In mehrfachen Konferenzen suchte sie die städtischen Behörden von dem privatrechtlichen Charakter zu überzeugen. Der Stadtrat hielt jedoch an seinem Anspruch fest; immerhin kam er in einer am 11. Juli 1804 getroffenen Vereinbarung der früheren Eigentümerin insoweit entgegen, daß er die Verwaltung und Organisation der Bibliothek der bestehenden Gesellschaft überließ, auf deren Doppelvorschlag zwei seiner Mitglieder in den engeren Konvent abordnete, sich die Bibliothekrechnung zur Einsicht und Deponierung im Stadtarchiv ausbedang und der Gesellschaft überhaupt jede mögliche Unterstützung versprach. Von einer jährlichen Subvention war, außer Brennholz aus dem Sihlwald, vorerst nicht die Rede. Im Verlaufe erfuhren die Befugnisse der Stadtbehörde nach zwei Seiten eine Erweiterung, insofern als der Stadtrat späterhin seine Vertreter nicht mehr auf Grund von Vorschlägen der Gesellschaft abordnete, sondern von sich aus ernannte, und die Bibliothekrechnung nicht nur zur Einsicht, sondern zur Genehmigung erhielt.

Die Abmachung bedeutete einen Kompromiß, der beiden Teilen passen konnte. Die Stadt enthob er der direkten Fürsorge für die Anstalt, und der Gesellschaft verschaffte er einen sicheren Rückhalt, der sich sofort in mehrfachen außerordentlichen Zuwendungen äußerte. Solche waren um so höher zu schätzen, als die für Österreich ungünstig verlaufenden Kriege gerade in jenen Jahren dem Bibliothekfonds auf lange Zeiten hinaus schwere Einbußen auf österreichischen Papieren brachten, die zu mehrfachen Beratungen über Sparmaßnahmen und Einschränkungen und zur Verdoppelung des Mitgliederbeitrages von 1 Pfund auf 1 Gulden führten, während von den Stubenhitzern mindestens 1 Fr. verlangt wurde, falls sie die Bibliothek zu benutzen wünschten. Die wirksamste Hilfe brachten jedoch regelmäßige Subventionen, zu denen sich nunmehr die Stadt, wie auch der Kanton bereit erklärten.[15])

So gelang es trotz der Ungunst der Zeit, 1809 wieder ein großes Werk unter Dach zu bringen: die Ausgabe der bereits erwähnten Bände V und VI

des Kataloges, die die Bestände der obern Galerie der Wasserkirche umfaßten. Die Bibliothekverwaltung legte auf das Erscheinen dieser Bände um so mehr Gewicht, als sie in der Vorrede ausdrücklich betonte, nicht nur einem gelehrten, sondern überhaupt einem gebildeten Publikum dienen zu wollen. Dank unter anderem auch dem Umstand, daß der Ankauf des Kataloges für die Mitglieder obligatorisch erklärt wurde, fand dieser so günstigen Absatz, daß der Erlös die Herstellungskosten um 83 fl. überstieg: ein für Bibliotheken gewiß selten eintretender Fall. Der Mehrerlös war um so erwünschter, als er gestattete, dem Buchdrucker, der den Bogen bei einer Auflage von 400 Exemplaren zu 8 Gulden (gleich 18 2/3 Goldfranken) übernommen hatte — heute würde er zirka 180 Fr. kosten — und dabei zu Schaden gekommen war, eine Nachsubvention zu leisten.

Bedeutsame Wandlungen brachten die 30er Jahre. Zunächst wurden die Verhältnisse des Bibliothekariats neugestaltet, insofern als es sich nunmehr aus einem Oberbibliothekar und zwei Unterbibliothekaren zusammensetzte. Oberbibliothekar wurde 1831 Prof. Joh. Casp. von Orelli, ein Gelehrter von Weltruf, der aber erklärte, nur die allgemeine Oberleitung annehmen und auf eine Entschädigung verzichten zu wollen. Die eigentlichen Bibliothekgeschäfte wurden von zwei Unterbibliothekaren besorgt, denen dafür auch eine Besoldung von zusammen 20 Louis d'or (d. h. ca. 500 Goldfranken) ausgesetzt wurde. Der eine war der nachmalige Oberbibliothekar J. J. Horner; an seine Seite trat zuerst Ludw. Hirzel, dann 1841 A. Sal. Vögelin.

Von großer, grundsätzlicher Wichtigkeit war, daß die Gründung der kantonalen Hochschule im Jahre 1833 zwei Jahre später die Errichtung einer kantonalen Büchersammlung zur Folge hatte. Schon im 18. Jahrhundert waren neben der Bürgerbibliothek, die von Anfang an den Charakter einer universellen, alle Wissensgebiete umfassenden Sammlung trug, zwei besondere Bibliotheken für spezielle Bedürfnisse angelegt worden. Die eine wurde von der im Jahre 1746 von Chorherr Johannes Geßner gegründeten Physikalischen oder, wie sie heute heißt, Naturforschenden Gesellschaft errichtet und bezweckte vornehmlich, die Publikationen der großen gelehrten Körperschaften des Auslandes anzuschaffen: eine Bestimmung, die, unter Ausdehnung auf periodische Literatur überhaupt, die charakteristische Eigenschaft bis zum Übergang der Bibliothek an die Zentralbibliothek bildete. Die andere war die zirka 1780 von Chorherr Joh. Heinr. Rahn gegründete Bibliothek der Medizinisch-chirurgischen Bibliothekgesellschaft, die aus einem medizinischen Lesezirkel herauswuchs. Als dritte schloß sich ihnen 1823 die Bibliothek der Juristischen Bibliothekgesellschaft an, die ebenfalls einem von jungen Juristen gegründeten Lesezirkel ihre Entstehung verdankte. In den Kreisen der Bürgerbibliothek wurde diese letzte Gründung augenscheinlich nur

mit Bedauern gesehen (ob solches nicht auch bei den beiden früheren der Fall war, läßt sich nicht mehr nachweisen). Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß in allen drei Fällen die Ursache der Neugründung in dem Wunsch lag, Zeitschriften und Periodica rascher zu Gesicht zu erhalten, als es durch die Bürgerbibliothek möglich war, die sich außer Stande sah, die in dieser Hinsicht vorhandenen Bedürfnisse zu befriedigen. Bestanden doch im Anfang des 19. Jahrhunderts noch zwei weitere Lesezirkel, das theologische Leseinstitut und die literarische Gesellschaft auf der Chorherren, deren Zeitschriften, wie es scheint, nach Jahrgangsschluß gegen billige Entschädigung an die Bibliothek übergingen. [16])

Nun brachte die Gründung der zürcherischen Hochschule durch den regenerierten Kanton eine viel weiter greifende Einschränkung. Die zuständigen kantonalen Organe hatten sich von Anfang an bemüht, den Lehrern der Universität und der ebenfalls neu errichteten kantonalen Mittelschulen, sowie den Studenten die Benutzung der Stadtbibliothek zu ermöglichen. In Orelli, der zu den Stützen der neuen Hochschule gehörte, schien die Persönlichkeit gegeben, die beidseitigen Interessen in Übereinstimmung zu bringen und der Stadtbibliothek auch die Aufgabe einer Hochschulbibliothek mundgerecht zu machen. Aber noch waren die Gegensätze zu groß zwischen der Stadtbürgerschaft einerseits, die nicht nur zum Teil immer noch die Nachwehen der Staatsumwälzung des Jahres 1798 empfand, sondern durch die Bewegung des Jahres 1830 noch weitere Rechte verloren hatte und durch die vom Großen Rat soeben beschlossene Abtragung der Schanzen neuerdings in starke Erregung versetzt worden war,[17]) und dem Kanton andrerseits, der in seinem Jugendeifer auch auf dem Gebiete des Schulwesens stürmisch vorwärts drängte und um dessen neuer Hochschule willen das altzürcherische Chorherrenstift zum Großmünster samt der Stiftsschule soeben aufgehoben worden war. Dazu kam noch der besondere Gegensatz zwischen den Mitgliedern der Bibliothekgesellschaft und den neuen Hochschullehrern. Obschon jene nicht mehr Besitzer waren, so fühlten sie sich doch immer noch als Verwalter der Bibliothek und legten auf deren Benutzung in fast privaten Formen mit dem Recht, täglich während zirka acht Stunden in die Bücherräume eingelassen zu werden, um so mehr Gewicht, als besondere heizbare Benutzungsräume nicht bestanden. Diese dagegen, die zum Teil, und zwar in geistig hervorragenden Vertretern, aus dem Ausland stammten, ihre Heimat vielleicht um politischer Überzeugungen willen verlassen hatten und die junge Hochschule mit frischem Leben erfüllten, empfanden es gerade deswegen doppelt lästig, wenn die Stadtbibliothek von ihnen nicht nur einen dreimal höheren Jahresbeitrag erhob, als von den Mitgliedern, sondern überdies, sofern sie nicht selber Bürger waren, die Bürgschaft eines Stadtbürgers verlangte, ohne ihnen auch den freien Zutritt zu den Bücherräumen einzuräumen. Wohl wurde 1834 ein Vertrag zwischen der kantonalen Erziehungsdirektion

und der Stadtbibliothek abgeschlossen, wonach diese gegen eine jährliche Entschädigung von 480 Fr. — die bisherige kantonale Subvention fiel nun allerdings weg und die Vergütung wurde 1840 auf 280 Fr. heruntergesetzt — den Dozenten das Recht zum gleichzeitigen Bücherbezug bis auf 25 Bände einräumte, auf Bürgschaftsleistung seitens der festangestellten Professoren (nicht aber der Privatdozenten und Studenten) verzichtete, das bisherige Konventszimmer in ein Lesezimmer umwandelte, das während 14 Wochenstunden (die sich auf vier Halbtage verteilten) Professoren und Studierenden zugänglich war, und zu seiner Beaufsichtigung einen „Custos" anstellte. Aber das Hin und Her der Verhandlungen hatte in den Lehrerkreisen von Hochschule, Gymnasium und Industrieschule doch den Wunsch nach einer besonderen Bibliothek wachgerufen, der die Bücherbestände des Stifts und des alten Gymnasiums als Grundstock dienen konnten und die im folgenden Jahr 1835 als „Bibliothek der kantonalen Lehranstalten" ins Leben trat.

Hatten die bisherigen Spezialbibliotheken nur die Bedürfnisse bestimmt abgegrenzter Wissensgebiete ins Auge gefaßt und für die Stadtbibliothek bewirkt, daß sich diese von deren Pflege zurückziehen und ihre Mittel um so mehr für die verbleibenden zu Rate halten konnte, so entstand nunmehr neben ihr eine Parallelbibliothek, die, wenn auch vorerst mit bescheidenen Mitteln, für den gesamten Umfang der an der Universität vertretenen Wissenschaften zu sorgen hatte. Die Stadtbibliothek beschränkte sich hinfort im wesentlichen auf die Pflege der Geisteswissenschaften, wobei auch aus deren Bereich praktisches Recht und späterhin praktische und systematische Theologie der Juristischen Bibliothek-Gesellschaft und der Kantonsbibliothek überlassen blieben. Die Gründung der Kantonsbibliothek mochte überdies in der Anschaffungspolitik der Stadtbibliothek eine Tendenz verstärken, der J. C. von Orelli schon bei Übernahme des Oberbibliothekariats Ausdruck gegeben hatte, daß sie nämlich, ohne eine eigentliche Lesebibliothek zu werden, „doch etwas mehr den Charakter einer Bürgerbibliothek erhalten" sollte, wozu auch vermehrte Pflege der neueren deutschen Literatur gehöre.[17a]) Immerhin war bei dieser an und für sich unerfreulichen Entwicklung der Dinge wenigstens ein Gewinn zu buchen: Die Einrichtung eines auch im Winter zugänglichen Lesezimmers. Zeitschriften aufzulegen war freilich auch jetzt noch nicht möglich und wurde es auch späterhin für die Stadtbibliothek nicht. Dafür trat diese nun gerade jetzt mit der neugegründeten Museumsgesellschaft in ein Vertragsverhältnis, indem sie ihr gegen Pauschalentschädigung die neu eingehenden Hefte einer Reihe laufender Zeitschriften zur Auflage in ihren Leseräumen überließ.

Der 1831 neubestellten Verwaltung fehlte es auch sonst nicht an Problemen. Insbesondere die Katalogisierung bildete eine große Aufgabe. Schon wenige Jahre nach dem Erscheinen des 5. und 6. Katalogbandes hatte man die Heraus-

gabe gedruckter Supplemente und deren gelegentlichen Ersatz durch einen zusammenfassenden weiteren Band ins Auge gefaßt. Daneben kündigte sich, da die gedruckten Katalogbände alphabetisch angeordnet waren, indem je zwei zusammen ein Alphabet bildeten, das Bedürfnis nach einem Sachkatalog an, zu dessen Herstellung (durch) Verwendung von Titelausschnitten aus den gedruckten Katalogen) sich freiwillige Helfer gemeldet und bereits umfangreiche Vorarbeiten erledigt hatten. Das bedeutete ein Katalogisierungsprogramm, das an Weitblick nichts zu wünschen übrig ließ. Nur schade, daß die Ausführung, augenscheinlich infolge der beschränkten Mittel, nicht Schritt hielt. Von 1832 an wurde als Folge öftern Verlangens im Konvent nach der Ausgabe jährlicher Zuwachsverzeichnisse [18]) wenigstens der alphabetische Katalog weitergeführt durch gedruckte Supplemente, die von 1833—1846 in der Zahl von sieben erschienen und den Zuwachs der Jahre 1828—1845 umfaßten. Aber je mehr die Vorarbeiten zu dem geplanten Sachkatalog vorrückten, umso unsicherer erwiesen sich die Grundlagen der Arbeit, und umso klarer zeigte sich, daß die früher gedruckten Kataloge den Anforderungen an die Richtigkeit der Titel nicht genügend entsprachen. Eine durchgehende Revision der Titelkopien an Hand der Bücher erwies sich als unerläßlich. Die Erkenntnis führte nicht nur zum Verzicht auf freiwillige Mitarbeit und zur Einstellung von bezahlten Hilfsarbeitern, deren Arbeit dann von den beiden Unterbibliothekaren sorgfältig revidiert wurde; sie hatte auch zur Folge, daß man den Sachkatalog für einstweilen in den Hintergrund schob und die ganze Aufmerksamkeit der Titelrevision zuwandte. Diese erfolgte so, daß man die gedruckten Kataloge zerschnitt, die Titel-Ausschnitte auf Zettel aufklebte und sie nach dem Standort der Bücher ordnete. Die Ausgabe einzig für die Bearbeitung der ca. 100,000 Titel, auf die die Bibliothek nunmehr angewachsen war, wurde auf ca. 3000 Fr. veranschlagt. Von einer Drucklegung der revidierten Titel wird in den Protokollen nicht ausdrücklich gesprochen; jedoch bildete sie nach der ganzen Sachlage in allen Beratungen die feste Voraussetzung.

Über dem der Bibliothek zugewiesenen 1. Geschoße des Helmhauses hatten bis anhin verschiedene nicht gerade sehr willkommene Mieter gehaust und darin ihre Geschäfte betrieben. Nun zogen im Verlaufe verwandte wissenschaftliche Sammlungen und Körperschaften ein, nämlich die Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft, die bis anhin im Zunfthaus zur Meise untergebracht war, und die 1832 von Ferd. Keller, dem nachmaligen berühmten Pfahlbautenentdecker gegründete Antiquarische Gesellschaft. Der von der Stadtbibliothek angeregte Umzug jener bildete gegenüber der auf ihrem Höhepunkt angelangten organischen Zersplitterung des zürcherischen Bibliothekwesens eine kleine räumliche Vereinfachung. An die Sammlungen der letzteren, die vorzugsweise prähistorischen und römischen Inhalts waren, gab man eine Reihe von Gegenständen ab, die

aus den Zeiten der Kunstkammer noch auf der Bibliothek verblieben waren; die ganz schweren Stein-Denkmäler, wie u. a. die bekannte Lindenhof-Inschrift, verblieben dagegen im Erdgeschoß der Kirche.

Einer naturgemäßen Anziehung folgte in dieser Zeit auch eine andere Sammlung, die, entgegen der Tendenz, die s. Z. bei der Auflösung der Kunstkammer gewaltet hatte, zu Anfang des 19. Jahrhunderts Unterkunft im nordöstlichen Eckssaal des Helmhauses gefunden hatte: ein Naturalienkabinett mineralogisch-geologischen Inhalts. Es wurde nunmehr mit den aus Anlaß der Gründung der Hochschule errichteten kantonalen naturwissenschaftlichen Sammlungen vereinigt. So wurde eine sachgemäße Teilung der Aufgaben eingeleitet, und von den Beständen, die für Bibliotheken als Fremdkörper zu gelten haben, verblieb lediglich das Münzkabinett; wie denn Münzsammlungen überhaupt am spätesten dem Abzweigungsprozeß unterlagen und noch heute nicht nur in Zürich, sondern auch anderswo Büchersammlungen angegliedert sind.

Mit Ende 1847 schließt die Eingangs erwähnte Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek ab. Ein Jahr nach der Ausgabe des 7. und letzten Heftes, Anfangs Januar 1849, starb J. C. von Orelli, der, auch wenn er der Bibliothek nur beschränkte Zeit hatte widmen können, ihr doch den Stempel seiner Persönlichkeit aufzuprägen gewußt und dessen Weitblick sich namentlich bei den Anschaffungen gezeigt hatte.[19]) An seine Stelle rückte der bisherige 1. Unterbibliothekar J. J. Horner nach, und dessen Platz nahm der bisherige 2. Unterbibliothekar A. Sal. Vögelin ein.

II. 1849—1885.

Wenn man die Protokolle und Akten der nächstfolgenden Zeit durchgeht, steht man unter dem starken Eindruck, daß die Stadtbibliothek sich damals in einer Periode höchst erfreulicher Entwicklung befand, die vor allem den leitenden Persönlichkeiten zu verdanken war. So ist es am Platze, zunächst dieser mit einigen Worten zu gedenken.[20])

Wer in den 60er und 70er Jahren Horner und Vögelin nach Schluß der Bibliothekzeit gemeinsam durch die Kirchgasse zu ihren oberhalb des Großmünsters gelegenen Wohnungen hinaufsteigen sah, der mochte sich wohl wundern über die verschiedenartigen Gestalten, die in auffallend ungleichem Schrittmaß neben einander hergingen: Horner kurz und beleibt, zu Winterszeiten mit einem altmodischen Radmantel samt Haken- und Kettchenverschluß angetan, fast trippelnd; Vögelin, der in früher Jugend einen unglücklichen Fall getan hatte und dessen

in der Folge verwachsener, schmächtiger Oberkörper auf langen Beinen ruhte, langsamen aber ausgiebigen Ganges. Horners großer, wohlgeformter und von kurzem Lockenhaar bedeckter Kopf mit dem freundlich blickenden Antlitz konnte geradezu schön genannt werden. Vögelins durchfurchtes Angesicht dagegen wies ausdrucksvolle, ernste, um nicht zu sagen strenge Linien auf. Trotz äußerer und auch innerer Ungleichheit verstanden sich aber die beiden gleichalterigen Freunde — beide waren 1804 geboren — nicht nur trefflich, sondern ergänzten sich auch aufs beste.

Horner schien für die Tätigkeit an der Stadtbibliothek prädestiniert: sein Geburtstag fiel zusammen mit dem Gründungstag der Anstalt. Er rechnete sich das sein Leben lang nicht nur zur Ehre an, sondern beging den Tag regelmäßig im Kreise seiner gleichalterigen Freunde. Durch seinen Vater, Inspektor J. Horner, einen gelehrten Mann mit weiten humanistischen Interessen, der von 1817 bis zu seinem 1831 erfolgten Tode die Stadtbibliothek als Bibliothekar geleitet hatte, war er schon in den Schul- und Studienjahren mit der Bibliothek vertraut und späterhin als sein gelegentlicher Gehülfe wohl auch in deren Geschäfte eingeführt worden. Von Haus aus Theologe, hatte er sich nach Abschluß der Studien den Naturwissenschaften, insbesondere der Mathematik und Physik zugewandt und am neugegründeten Gymnasium Lehrtätigkeit in den unteren Klassen gefunden, die er bis 1862 beibehielt. Aber seine Hauptarbeit und seine eigentlichen Interessen lagen auf bibliothekarischem Gebiet; denn nicht nur übernahm er 1831 nach dem Tode seines Vaters unter dem Oberbibliothekariat Orellis noch in jungen Jahren die technische Leitung der Stadtbibliothek, sondern er besorgte während langer Jahrzehnte auch die Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft und ebenso die der Museumsgesellschaft, an deren Gründung im Jahre 1834 er sich lebhaft beteiligt hatte.

Horner war eine etwas trockene, nüchterne Natur[21]), die aber ihrer Aufgabe umso eifriger und umsichtiger oblag, als den Junggesellen keine Familienbande von seiner bibliothekarischen Tätigkeit abzogen. Zur literarischen Arbeit fühlte er sich weniger hingezogen. Seine wesentlichste Leistung auf diesem Gebiet war die Geschichte der schweiz. Neujahrsblätter in den Neujahrsblättern der Stadtbibliothek 1856 — 58. Seine Befähigung lag auf dem verwaltungstechnischen Gebiete, wo er praktisches Geschick bewies und dank der Gleichmäßigkeit seines Temperaments auch die großen Linien sah. Daneben war er mit dem Inhalt seiner Bibliothek wohl vertraut; denn er lebte noch im bibliothekarischen goldenen oder wenigstens silbernen Zeitalter, da der Bibliothekar sich noch nicht dem Tantalus verwandt fühlte. Und da er zudem eine gefällige Natur war und einheimischen wie fremden Benutzern seiner Anstalt nach Möglichkeit an die Hand zu gehen suchte, so war seine Hilfsbereitschaft, wie übrigens auch die seines

Kollegen, weit herum nicht nur bekannt, sondern von einheimischen und ausländischen gelehrten Körperschaften durch Ehrungen auch anerkannt. Seine Bibliophilie gab sich auch in seiner eigenen, teilweise von seinem Vater herstammenden Bücherei kund, die u. a. auch die sämtlichen Neujahrsblatt-Serien enthielt, deren Geschichte er schrieb und die dann nach seinem Tode mit andern wertvollen Stücken in die Bibliothek F. Staubs und von da in die Schweiz. Landesbibliothek übergingen.

Sein Altersgenosse A. Salomon Vögelin war eine hochbegabte, idealistisch angelegte, feinsinnige und gemütstiefe Natur, der in frühen Jahren alles Glück des Lebens bestimmt schien. Aber diesen lichten Eigenschaften hatte das erwähnte körperliche Gebrechen, das sich erst in den Studienjahren entwickelte, eine nicht geringe Schärfe und eine noch größere Empfindsamkeit beigefügt, die zu fast mimosenhafter Reizbarkeit neigte. Von Hause aus konservativer Natur, erlebte er deshalb die politischen Stürme der 30er und 40er Jahre fast in körperlicher Schmerzhaftigkeit.

Vögelin hatte sich ebenfalls der Theologie zugewandt, daneben aber schon frühzeitig auch humanistische, insbesondere klassisch-philologische Studien betrieben. Auch er war nicht in den Kirchendienst eingetreten, obwohl er überaus rege kirchliche Interessen besaß, sondern hatte sich der Lehrtätigkeit zugewandt und solche nach vielfachen Hemmungen am kantonalen Obergymnasium als Lehrer für Griechisch und Hebräisch gefunden in einem Maße, das ihm, wie Horner, noch zu anderweitiger Betätigung Zeit ließ.

Der Stadtbibliothek gehörte er seit 1835 als Aktuar des Konvents, seit 1841 als 2. und von 1851 an als 1. Unterbibliothekar an. Auch er kannte die Bibliothek durch und durch. Außerdem war er nicht nur, als Sohn seines Vaters, bewandert in der Geistesgeschichte des alten Zürich, insbesondere in den Überlieferungen und Nachwirkungen der Reformationszeit, wie kaum jemand, wie er auch die heimischen Sprachformen aufs genaueste beherrschte und an ihnen hing; seine humanistischen Interessen dehnten sich auch weithin über die Gebiete der neueren Literaturen aus. So fiel ihm denn ganz besonders die Erteilung von mündlicher und schriftlicher Auskunft aus dem weiten Bereich der Bibliotheksbestände zu, in der er geradezu unermüdlich war. Daneben verband sich mit seinem lebhaften und beweglichen Geiste eine auffallende Liebhaberei für Katalogisierungs- und Korrekturarbeiten: Eigenschaften, die gerade im Zusammenhang mit den vorliegenden Katalogisierungsaufgaben von größtem Werte für die Bibliothek waren.

Als 2. Unterbibliothekar wirkte neben Horner und Vögelin bis 1868 V. D. M. Hch. Wolf, früher Pfarrer zu St. Leonhard (1801—1868); ihm folgte V. D. M. Felix von Orelli, früher Diakon am Fraumünster (geb. 1799), und

nach dessen Tode 1871 Dr. Friedr. Staub (geb. 1826), der Gründer des Schweiz. Idiotikons, der in selbstloser Hingabe das große Sammelwerk der schweizerdeutschen Mundart aus eigenen und keineswegs reichlichen Mitteln unternommen hatte und dem hier zum Ausgleich ein honorierter Posten überwiesen wurde. Das Gehalt war freilich bescheiden genug; es betrug für 12 Wochenstunden noch 1880 nur Fr. 600. —.

Neben den Beamten ist aber noch eine weitere Persönlichkeit zu nennen, die, wenn auch nicht in bibliothekarischer Stellung, bedeutsam auf die Geschicke der Bibliothek einwirkte: der Historiker Georg von Wyß, geboren 1816, seit 1842 Aktuar, seit 1861 Vizepräsident und seit 1868 Präsident des Konvents.

Es hing mit dem ehrenamtlichen Charakter des bibliothekarischen Amtes zusammen, daß man, da es ohnehin arbeitsreich war, die Aktuariatsgeschäfte von jeher nicht mit ihm verband, obgleich das nahe genug gelegen hätte, sondern sie einem besonderen Aktuar übertrug. So stellte sich ohne weiteres eine gewisse Arbeitsteilung ein, indem den Bibliothekaren die interne Verwaltung oblag, während die Führung der äußeren Angelegenheiten, vor allem der Verkehr mit den Behörden, dem Präsidenten und dem Aktuar zufiel. Präsident war seit 1836 Bürgermeister Konrad von Muralt. Aber im Mittelpunkt dieses Teils der Bibliothek-Aufgabe stand in unserer Periode weit eher G. von Wyß, der schon während der Jahre seiner Wirksamkeit als 2. Staatsschreiber lebhaftes Interesse für die Bibliothek bekundete und nach seinem aus politischen Gründen erfolgten Rücktritt sich noch viel mehr der Bibliothek widmete. Griff diese an entscheidendem Wendepunkt doch sogar in sein Leben ein, indem er, der einst Naturwissenschaften studiert und sich dann dem Staatsdienst zugewandt hatte, über den Neujahrsblättern auf 1849 und 50, die er für die Stadtbibliothek schrieb und in denen er die Geschichte der Familie Maneß behandelte, den Entschluß faßte, sich hinfort der Erforschung der vaterländischen Geschichte zu widmen. Sein neuer Beruf führte ihn nun erst recht mit der Bibliothek zusammen, in der er so heimisch wurde, daß er in Zeiten der Abwesenheit der Bibliothekare sie durch volle halbe Tage vertrat, indem er einer alten, bis 1915 zu Recht bestehenden Bestimmung nachkam, wonach in Verhinderungsfällen die Bibliothekare stets für Ersatz durch ein anderes Mitglied des Konvents zu sorgen hatten.

Die Übernahme des Aktuariats durch Wyß kündigt sich dem, der sich in den Protokollen umsieht, schon durch die regelmäßige, schöne Handschrift an. Viel mehr ins Gewicht fiel seine sichere Beherrschung gewinnender Umgangsformen, die man auf seine eigene diplomatische Begabung oder auf die Nachwirkungen der staatsmännischen Laufbahn von Vater und Großvater zurückführen mochte, die aber nicht nur äußerlich an ihm hafteten, sondern sich mit großer innerer Vornehmheit der Gesinnung verbanden, einer Vornehmheit, zu der vielleicht gerade

erlittene Enttäuschungen das beste beigetragen hatten. Wie sehr die äußeren Angelegenheiten der Bibliothek durch Wyßens Hand gingen und durch sie ihre Form empfingen, zeigt das von ihm z. T. eigenhändig geführte Briefbuch der Bibliothek, das in diesen Jahren stark an Umfang zunahm. Er zog sich vom Aktuariat auch nicht zurück, als er Vizepräsident des Konvents wurde. 1868 wählte ihn nach dem Rücktritt Bürgermeister von Muralts der Konvent zum Präsidenten. In seiner ebenso ruhigen und verbindlichen wie klaren und bestimmten Weise leitete er die Bibliothek noch bis ins Jahr 1893. Dabei war er jedoch nicht nur der gewandte formale Leiter der Verhandlungen, sondern nahm auch materiell wichtigen Anteil an den Geschäften, wie er auch in allen Kommissionen und Sub-Kommissionen saß, die zur Behandlung besonderer Geschäfte dauernd bestanden oder zeitweilig eingesetzt wurden. Bedeutsam war sein Eingreifen insbesondere 1885 aus Anlaß von Horners Rücktritt, als es galt, gewisse Entscheidungen der Bibliothekbehörden zu treffen, die seinem rücksichtsvollen Wesen schwer fielen, die aber auch er als notwendig erachtete und dann mit dem ihm eigenen Takte durchführte.

Kehren wir nach diesen Abschweifungen zur Entwicklung der Bibliothek zurück, so prägte sich diese vor allem in einem erfreulichen Zuwachs aus. Zwar waren die normalen Anschaffungskredite nicht groß. Im Jahrfünft 1855/59 bezifferten sie sich durchschnittlich auf ca. 4500 Fr., im Jahrfünft 1875/79 auf nahezu 6000 Fr. Immerhin gestatteten sie, unter Zuhilfenahme des Kapitalfonds, ausnahmsweise auch größere Ankäufe, wie des Lepsius'schen Werkes über Ägypten, oder der hinterlassenen Bibliothek des insbesondere als Homerforscher bekannten Gymnasialrektors J. U. Fäsi, die 1868 für 1700 Fr. erworben wurde.

Zu den gekauften Werken kamen große Schenkungen, die den gesamten Zuwachs der Jahre 1855/79 auf die Höhe von rund 65,000 Druckschriften brachten, 27,000 Bände und 38,000 Broschüren. Die umfangreichste war die über 3500 Bände umfassende Bibliothek J. C. von Orellis. Die Kaufsumme von 2000 fl. brachte man fast ganz aus Schenkungen auf, worunter zwei größere Beiträge der Stadt und des Orelli'schen Familienfonds. Im übrigen kamen die zahlreichen Geschenke der Bibliothek auf ebenso verschiedenen Wegen zu, wie sie verschiedenen Umfanges und Wertes waren. Da erfolgten Zuweisungen — um nur einige wenige Hauptvertreter zu nennen — aus Nachlässen Verstorbener durch deren Erben, wie die mehr als 1000 Bände aus dem Nachlaß des klassischen Philologen Prof. Joh. Jak. Ochsner. Oder Lebende schenkten wertvolle Sammlungen von seltenen Druckschriften, die sich von Vorfahren her in ihren Familien erhalten hatten, wie die Brüder Gerichtspräsident und Dr. med.

Weidmann in Niederweningen mit Drucken aus dem 16. und 17. Jahrhundert taten und Hans Konrad Ott-Usteri, der Schwiegersohn Bürgermeister Paul Usteris, mit einer höchst wertvollen Sammlung von über 6000 Journalbänden und Flugschriften aus der Zeit der französischen Revolution, einer Sammlung, die Usteri einst selber zusammengebracht hatte und die unseres Wissens nur übertroffen wird von der der Pariser Nationalbibliothek.[22]) Daneben bedachten Lebende die Bibliothek mit Sammlungen, die sie einst selber angelegt hatten, zu deren Benutzung sie aber nicht mehr gelangten: so insbesondere J. C. Escher im Felsenhof mit Werken über Architektur und Stadtrat A. Scheuchzer mit solchen über Ägypten. Oder Mäzene, wie Heinrich Bodmer-Stockar, schenkten auf Bitten des Oberbibliothekars die erforderlichen Beträge zur Anschaffung von kostbaren illustrierten Werken, insbesondere über Forschungsreisen. Oder Verehrer Händelscher Musik taten sich zusammen, um der Bibliothek die große sukzessiv erscheinende Chrysander'sche Ausgabe der Werke des Meisters zu schenken. Zur Feier wichtiger Ereignisse bedachten Gesellschaften die Bibliothek mit wertvollen Gaben, wie z. B. die Schildner zum Schneggen aus Anlaß der Einweihung des neuen Gesellschaftshauses das große Werk von Niccolini über Pompei schenkten. Lag eine wichtige Anschaffung vor, die die Mittel der Bibliothek überstieg, so ließ der Oberbibliothekar gelegentlich — was auch schon früher geschehen war — Zirkulare mit dem Ersuchen um Zeichnung von Beiträgen bei wohlgesinnten und wohlsituierten Mitgliedern der Bibliothekgesellschaft herumgehen. Auch Schenkungen von auswärts, selbst aus dem Ausland, stellten sich ein. Von dem Neuenburger Fréd. Dubois de Montpereux erhielt die Bibliothek als Anteil eines umfassenden Vermächtnisses zugunsten der Stadt Zürich eine große Zahl von archäologischen und Reise-Werken. Die englische Parker Society stiftete die ganze große Reihe ihrer Publikationen zur englischen Reformationsgeschichte, zum Dank für Materialien, die sie auf der Stadtbibliothek gefunden hatte, und in Erinnerung an die einstigen Beziehungen Zürichs zu England. Der Vorliebe eines auswärtigen Souverains für die Schweiz hatte die Bibliothek die große Ausgabe der Korrespondenz Napoleons I. zu verdanken, die sein Neffe Napoleon III. herausgab. Erfreuliche Gegengaben lösten die Neujahrsblätter über die Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek aus, die mit der Bitte um entsprechende Zuwendungen und z. T. durch Vermittlung der betr. Gesandtschaften in Bern an zahlreiche Bibliotheken des Auslandes, nach Deutschland, Österreich, Frankreich, England und sogar nach Nordamerika gingen. Einen mit Rücksicht auf seine Entstehung seltenen Zuwachs brachte schließlich 1859/60 der in Zürich geschlossene Friede nach dem Kriege in Oberitalien, indem die französische, wie die österreichische und die sardinische Regierung dem Ort der Friedensverhandlungen kostbare Büchergeschenke überwiesen.

Auch wertvolle Handschriftenbestände kamen der Bibliothek zu, wie von Frau Rosette Niederer-Kasthofer der Nachlaß ihres Gatten Johannes Niederer, verbunden mit einem Teil des Nachlasses Heinrich Pestalozzis, und seitens der Werdmüller'schen Familie und Angehöriger derselben der Nachlaß des Generals Joh. Rud. Werdmüller (1614—1677).

Besondere Erwähnung verdienen zwei Sammlungen anderer Art, die der Bibliothek durch testamentarische Verfügung ihrer Besitzer zufielen: Eine Sammlung von 50—60,000 Porträts und Ansichten mit Blättern verschiedenster Herstellungsart und verschiedensten Wertes, vom ausgeschnittenen Kalenderholzschnitt oder von der Kopflithographie einer Gasthofrechnung bis zum seltenen selbständigen Holzschnitt oder Kupferstich, die a. Spitalpfleger Leonhard Ziegler, während langer Jahre Quästor der Bibliothek, in seiner Stellung als Leiter der Papierfabrik an der Sihl angelegt hatte,[22a]) sowie eine an kostbaren Stücken reiche Sammlung von ausländischen Münzen des Mittelalters und der Neuzeit aus dem Besitz von Casp. Schinz im Haus zum Grabengarten, deren bloßer Metallwert 28,000 Fr. betrug. Bedeutete die zweite Schenkung einen großartigen Zuwachs zu einer schon bestehenden bescheidenen Sammlung, die auf einen öffentlichen Hinweis der Bibliothek-Verwaltung schon zuvor erfreuliche Zuwendungen erhalten hatte, so brachte die erste eine ganz neue Sammlungsabteilung, die sowohl schweizerische Ansichten, wie Porträts von Schweizern und Ausländern, Darstellungen historischer Begebenheiten, Trachtenbilder und Karikaturen usf. umfaßte und eine entsprechende Fortführung verlangte.

Zwischen größeren Geschenken[23]) und Ankäufen berichten die Protokolle wohl auch von Verkaufsmöglichkeiten, so insbesondere, als reiche Engländer der Bibliothek drei Briefe der 1554 im Tower Londons hingerichteten Lady Jane Gray an den Reformator Heinrich Bullinger oder vier Dramen Shakespeares, die s. Z. um geringes Geld bei einem Antiquar gekauft worden waren, abkaufen wollten. Die Bibliothek lehnte ohne weiteres ab, obgleich ein letztes Angebot auf zwei der Shakespeare'schen Stücke volle 200 £, d. h. einen Jahreskredit für Bücher betrug.

Neben der Aufarbeitung dieses stattlichen Zuwachses hatte sich das Bibliothekariat namentlich mit den Arbeiten am Katalog zu befassen. 1842 hatte man mit der Revision des Titelmaterials begonnen. 1851 meldete das Protokoll die Arbeit als zur Hälfte vollendet. 1857 war sie endlich abgeschlossen. Nun konnte man sich den mit der Drucklegung zusammenhängenden Fragen zuwenden, vor allem der, „ob und inwiefern das nun bereite Material zur Anfertigung eines „systematischen Kataloges benutzt und statt eines alphabetischen ein solcher letzterer „Art gedruckt werden solle." Man setzte eine kleine Kommission, bestehend aus J. U. Fäsi, Horner, Vögelin und G. v. Wyß ein, auf deren Antrag dann

beschlossen wurde, „für den zu druckenden Katalog die alphabetische Form zu „wählen, da hernach unter Verwendung besonderer, zum Zerschneiden einzu„richtender Exemplare desselben die Anfertigung eines systematischen Kataloges „zum Gebrauch auf der Bibliothek selbst um so leichter und sicherer mit aller „erforderlichen Überlegung vorgenommen werden könne." [24]) 1860 begann der Druck in einer Auflage von 350 Exemplaren zum durchschnittlichen Bogenpreis von 31 Fr. durch die Firmen J. J. Ulrich (nachmals Berichthaus) und Zürcher und Furrer (heute müßten vielleicht 200 Fr. bezahlt werden). 1866 lag der Katalog in 4 Bänden von je ca. 1000 Seiten mit ca. 90,000 Alinea gedruckt vor. „Der Gesichtspunkt seiner Abfassung ist", wie das Vorwort bemerkt, „der „Nachweis, ob eine dem Benutzer bekannte Schrift hier vorhanden ist oder nicht; „der Zweck der Herausgabe die Möglichkeit, sich darüber auch ohne den Besuch „der Bibliothek zu versichern." Maßgebend ist also in erster Linie nicht sowohl die Rücksicht auf die Bedürfnisse der Verwaltung, d. h. auf die Anlage und Fortführung der in der Bibliothek aufliegenden Handkataloge, sondern die auf die Benutzer und deren häuslichen Gebrauch. Das Werk bildet eine für jene Zeit hochstehende Leistung bibliothekarischer Tätigkeit, die mit vollem Recht weit herum großen Beifall fand und sich noch heute sehen lassen darf, auch wenn die Anforderungen an derartige Arbeiten seither erheblich gewachsen sind. Es erfreute sich auch der Anerkennung durch Panizzi, den berühmten Leiter der Bibliothek des Britischen Museums, die dieser bei gelegentlichem Zusammentreffen mit G. v. Wyß äußerte. [25])

So besaß nun die Bibliothek einen ihre gesamten Druckschriftenbestände umfassenden, einheitlichen gedruckten Katalog, der seine in den Jahren 1744—1809 erschienenen Vorgänger weit übertraf. Nur in einem Punkte stand er hinter ihnen zurück. Er enthielt im Gegensatz zu ihnen keine Standortsbezeichnungen. Das bedeutete zwar eine Kostenersparnis, aber zugleich einen Mangel, der sich auch auf seinen Nachfolger übertrug. Gedruckte Standortsbezeichnungen besitzen, auch wenn sie infolge notwendig werdender Umstellungen in manchen Fällen ihren Wert verlieren, den unschätzbaren Vorteil, fest mit den Titeln verbunden zu sein und alle Fehlerquellen handschriftlicher Ein- oder Überträge in Bandkataloge oder auf Katalogzettel auszuschalten.

Zum Gebrauch in der Bibliothek wurden zwei Handexemplare in Form von großen Foliobänden aus solidem und gut zu beschreibendem Handpapier angelegt und mit den Standortsbezeichnungen versehen: das eine, einfachere für die Gesellschaftsmitglieder in den Bücherräumen; das andere, umfänglichere für alle Benutzer im Lesesaal. Je zwei aufgeschlagene Seiten des letzteren enthielten vier Spalten, auf deren erste man mit angemessenen Zwischenräumen die gedruckten Titelausschnitte aufklebte, während die drei anderen für den hand-

schriftlich einzutragenden Zuwachs freiblieben. Dieses große, siebenbändige Handexemplar hat treffliche Dienste geleistet bis zum Jahr 1901, als es durch einen neu angelegten zwölfbändigen ersetzt wurde. Billig durfte die Bibliothek auch auf diesen so handlichen und übersichtlichen Katalog stolz sein, der jedem Benutzer ohne weiteres zugänglich war und der Verwaltung jegliches Nachschlagen von Standortsbezeichnungen der bestellten Bücher ersparte. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich noch heute mit Vergnügen rühmender Urteile, die er nicht nur von besuchenden ausländischen Fachgenossen, sondern bei Reisen im Ausland von ganz zufällig angetroffenen früheren Benutzern der Stadtbibliothek vernahm.

Nach dem Programm von 1857 hätte nun unter Verwendung gedruckter Titelausschnitte die Erstellung eines Realkataloges an die Reihe kommen sollen. In der Tat legte das Bibliothekariat noch 1866 Hand an die Vorarbeiten. Auch die Anfertigung von gedruckten Supplementen faßte man ins Auge. Schon 1868 lagen die Titelkopien des seit Druckbeginn eingegangenen Zuwachses alphabetisch in Packpapierbände eingeklebt vor, bereit, nach einer formalen Redaktion auch ihrerseits in die Druckerei zu wandern. Aber weder die eine noch die andere Arbeit rückte voran. Zwar bemerkt das Konventsprotokoll noch 1878, ein Katalog-Supplement sei in Arbeit; aber inzwischen hatte sich bereits wieder ein neues Zettelalphabet angesammelt, das sich einer Drucklegung des ersten, stets älter werdenden Supplements in den Weg stellte. Es bedurfte von 1890 an eines neuen Anlaufs durch neue Persönlichkeiten, um den Stein wieder ins Rollen zu bringen.

Noch im gleichen Jahr, da die Titelrevision abgeschlossen worden war, hatte sich Vögelin einer neuen Aufgabe zugewandt: der Anlage eines Handschriften-Kataloges. Wohl bestand über die älteren Bestände ein Katalog, der sogenannte Waser'sche, der aber in Wirklichkeit noch von dem berühmten Dr. med. J. J. Scheuchzer (1672—1733) angelegt worden war, und ein ausführliches Register dazu aus der Hand des Pfarrers zu Pfungen, J. J. Meyer. Allein seither war in dieser Hinsicht nichts mehr geschehen. Nun legte Vögelin in langjähriger Arbeit neben seinen andern Arbeiten zuerst einen summarischen alphabetischen Katalog in Bandform über die gesamten damaligen Bestände an (den sogenannten blauen Katalog); dann wandte er sich, in den 70er Jahren, der Anlage eines ausführlichen Kataloges zu, der auch wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen sollte. Sein Tod unterbrach die Arbeit, die dann späterhin wieder aufgenommen wurde.

Der neue große Handkatalog hätte gar keinen Platz gefunden, wenn nicht parallel mit dem Katalogdruck eine Erweiterung der Räume gegangen wäre. Das 1833 eröffnete Lesezimmer wies nur eine Grundfläche von ca. 60 m² auf.

Begreiflich, daß es bald zu klein wurde und schon 1853 der Wunsch nach einem größeren und zugleich auch helleren auftauchte. Ihn zu erfüllen war freilich nicht leicht. Weder die Wasserkirche, noch auch das ihr quer vorliegende Helmhaus konnten dafür in Betracht kommen. Einzige Möglichkeit bot ein Umbau des im einspringenden Winkel zwischen Kirche und Helmhaus auf der Ostseite gelegenen sogenannten Wasserhauses, eines aus Holz und Riegelwerk bestehenden Gebäudes, das ins Jahr 1570 zurückging, 1793 eine Umwandlung erfahren hatte und als Lagerhaus für Waren aller Art diente [26]). Der Gedanke daran drängte sich umsomehr auf, als auch die Bücherräume anfingen, zu enge zu werden. Schon 1850 hatte man auf der Ostseite der unteren Galerie der Wasserkirche den Längsgestellen Quergestelle anfügen müssen, wodurch eine Reihe von Bücher-Kabinetts entstanden. Aber der Gewinn hielt nicht lange vor.

Man wandte sich an die Behörden, und wiederum zeigten sich diese äußerst bereitwillig. Die ausgearbeiteten Pläne fanden die Billigung der Bibliothek. Im Herbst 1858 zogen die Mieter der alten Räume aus, und Anfang 1861 war der Neubau bezugsbereit. In das tiefliegende Erdgeschoß zogen städtische Feuerwehrgerätschaften ein; das zweite Obergeschoß wurde der Antiquarischen Gesellschaft zugewiesen; der Bibliothek fiel das Hochparterre und das mit der obern Galerie der Kirche und dem ersten Stock des Helmhauses korrespondierende erste Obergeschoß zu. Nun konnte sie sich wieder bequem einrichten. Das Hochparterre, aus zwei Räumen bestehend, wurde mit Büchergestellen versehen; im ersten Obergeschoß fand ein gegen die Münsterhäuser gelegenes, für jene Zeit geräumiges Lesezimmer Platz, das auch den alphabetischen Bandkatalog aufzunehmen vermochte und eine angemessene Handbibliothek erhielt, sowie ein limmataufwärts blickendes Arbeitszimmer für die Bibliothekare. Für den Bücherausgabedienst wurde eine der Nischen eingerichtet, die sich zwischen den Strebepfeilern der Kirche ergaben. Eine Glaswand mit Bücherschalter trennte sie auf der Vorderseite vom Lesezimmer; eine in der Kirchenmauer angebrachte Türe stellte nach rückwärts die Verbindung mit der obern Galerie und den übrigen Bücherräumen her. Eine andere, von der Treppe zugängliche Nische diente als Kleiderablage und Vorraum zum Lesezimmer. Den gemeinsamen Abschluß gegen die Treppe bewirkte sowohl für die alten Räume des Helmhauses wie für die neuen des Wasserhauses ein etwa drei Meter hohes Gitter. Im zweiten Obergeschoß des Wasserhauses befand sich über dem Bibliothekariatszimmer das Bureau der Antiquarischen Gesellschaft samt Abwartsraum, über dem Lesezimmer ein Vorsaal zu jenem. Die antiquarischen Sammlungen konnten sich im Helmhaus nun ebenfalls besser ausdehnen.

Erwähnen wir noch die Einrichtung eines kleinen heizbaren Lese- und Arbeitszimmers für die Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft im zweiten Geschoß

des Helmhauses im Jahre 1881, der die Stadtbibliothek wegen der Feuersgefahr nicht ohne Bedenken zustimmte, so ist damit die Übersicht gegeben über die Verwendung der Räume bis zum Jahr 1897, d. h. bis zum Umzug der antiquarischen Sammlungen in das neuerrichtete Schweizerische Landesmuseum und zu neuer Ausdehnung der Stadtbibliothek [27]).

Waren diese baulichen Umwandlungen der Benutzungs- und Verwaltungsräume aus Zweckmäßigkeitsgründen erfolgt, so war nebenher auch eine Verschönerung des Büchermagazins in der Kirche gegangen.

Im Laufe der Zeit war der Bibliothek eine Anzahl von Büsten hervorragender Zürcher zugekommen, die schließlich eine einheitliche Aufstellung nötig machten. Den Anfang hatten seinerzeit eine Bronzebüste des um die Bibliothek hochverdienten Bürgermeisters J. C. Heidegger, sowie bronzierte Gipsbüsten J. J. Bodmers, J. J. Breitingers, S. Geßners usf. gebildet. Ihnen fügten sich weitere an: eine Marmorbüste J. C. Lavaters von der Meisterhand Danneckers, die ursprünglich im Garten vor dem Waisenhaus hätte ihren Platz finden sollen, Marmorbüsten von Antistes J. J. Heß und Heinrich Pestalozzi, auch andere aus anderem Material. Auf Ansuchen der Bibliothek eröffnete der Stadtrat 1849 die nötigen Kredite zur Ausbesserung und Aufstellung dieser Büsten im Erdgeschoß der Wasserkirche, wo sie, den die Galerien tragenden Säulen folgend, den Raum in zwei Teile schieden, einen durch zwei mächtige, runde, kunstvolle Schiefertische geschmückten inneren Teil und einen längs der Wandgestelle sich hinziehenden Umgang. Wer von der Helmhaushalle durch die große Kirchentüre eintrat, dessen Auge fiel, nachdem es die frühesten steinernen Zeugen von Zürichs Geschichte in römischer Zeit und einige alte Globen gestreift hatte, auf eine stummberedte Versammlung von Männern, die den Namen der Stadt im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert weit hinaus in die Welt getragen hatten. [28])

Ein nicht minder wirkungsvolles Bild bot sich ihm dann dar, wenn er die obere Galerie bestieg. Schon frühzeitig waren der Bibliothek zum Schmuck ihrer Räume Porträts zürcherischer Persönlichkeiten zugekommen, denen sich bei Gelegenheit weitere anreihten: Zwingli und Bullinger und ihr Kreis, Männer aus dem 17. und 18. Jahrhundert usf. Ihnen fügte sich eine geschlossene und von der Obrigkeit jeweilen fortgesetzte Reihe von Bürgermeister-Bildern an, die neben mittelmäßigen Gemälden auch gute von Diog, Ölenheinz usf. aufwies. Teils im (alten) Lesezimmer, teils in dem an die Kirche anstoßenden sogenannten Reliefsaal, so benannt nach dem großen Relief der Schweiz im Maßstab von ca. 1 : 37 000 von der Hand des Engelberger Ingenieurs Eugen Müller, teils an der großen Giebelwand der obern Galerie wurden sie neu aufgehängt.

Diese erhielt aber zweimal noch weiteren stimmungsvollen Schmuck. Es gelang, eine Reihe von Tafelbildern kirchlichen Inhalts, die einst zürcherischen

Gotteshäusern angehört hatten, teils aus städtischem Besitz in die Wasserkirche überzuführen, teils zu niedrigen Preisen dazu zu kaufen. Über erst kürzlich erstellten Schränken für die Handschriften fanden sie ihren Platz. Noch wertvoller war 1855 die Erwerbung einer Serie von 8 Glasgemälden, die aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, also der besten Zeit der Glasmalerei stammten und die Kirche von Maschwanden geziert hatten. Schon waren sie von dem bekannten Altertumsforscher Oberst Schwab in Biel angekauft. Da veranlaßte Ferdinand Keller den ihm befreundeten Käufer zum Verzicht auf den Kauf und die ebenfalls befreundeten Bibliothekare zur Veranstaltung einer Geldsammlung in Privatkreisen, die in kurzer Zeit die nötige Kaufsumme von Fr. 1400 ergab. Die neuerdings hilfreiche Hand der Stadt setzte die Gemälde in die Kirchenfenster ein, und diese hatten damit einen Schmuck gewonnen, der auch auswärtige Kunstfreunde zu öfteren Wallfahrten in die Wasserkirche veranlaßte.[28a])

Um die Anziehungskraft der Bibliothek zu vermehren, stellte Horner eine Reihe von merkwürdigen Drucken und Handschriften zu einer kleinen Schausammlung zusammen.

Nicht der Verzierung der Räume, wohl aber als Anziehungspunkte beim Empfang der Stubenhitzen und der Austeilung der Neujahrsblätter dienten andere Gegenstände, die allerdings schon in den dreißiger und vierziger Jahren der Bibliothek zugekommen waren und jeweilen am Berchtoldstag ihre Behälter verließen, um den jugendlichen Besuchern mit belehrenden Erläuterunger oder launigen Bemerkungen vorgewiesen zu werden: der Silberschatz der ehemaligen Gesellschaft auf der Chorherrenstube, die ihn bei ihrer Auflösung 1836 samt ihrem Vermögen im Betrag von Fr. 9000 der Stadtbibliothek geschenkt hatte, und die Julius-Trophäen, d. h. Schwert und Panner, die einst 1512 Papst Julius II. den Eidgenossen und der Stadt Zürich zum Dank für ihr kriegerisches Eingreifen in die Geschicke Oberitaliens geschenkt hatte und die von der Stadt der Bibliothek 1838 übergeben wurden.[29])

Eine ganz besondere Erwähnung verdient schließlich ein überraschender Fund auf der Bibliothek im Jahre 1873. In der ältern Literatur über Hans Holbein d. J. war da oder dort, und zwar mit dem Hinweis auf die zürcherische Bürgerbibliothek als Aufbewahrungsort, einer vom Künstler bemalten Tischplatte gedacht worden. Seit ca. 100 Jahren war aber das Kunstwerk verschollen. Da machte sich Professor F. Salomon Vögelin, Enkel und Sohn der Verfasser der Geschichte der Wasserkirche, der sich besonders auch mit Holbein beschäftigte, auf die Suche nach dem Kunstwerk und fand es wirklich in alten Inventaren der Kunstkammer verzeichnet. Die weiteren Nachforschungen führten ihn u. a. auf den schlecht beleuchteten, unverschalten Dachboden der Wasserkirche. Im Umhertappen, um einen geschlossenen Fensterladen zu öffnen, stieß er unerwartet gegen

einen Gegenstand, der nachgab, umfiel und eine ungeheure Staubwolke aufwirbelte. Wie groß war sein freudiger Schrecken, als die sofortige Untersuchung die seit mehr als 100 Jahren vermißte Tischplatte ergab. Notdürftig gereinigt, wurde das Fundstück sofort nach Dresden an eine soeben dort stattfindende Holbein-Ausstellung gesandt, wo es ebenso großes Aufsehen wie ungeteilte Anerkennung als Werk Holbeins fand. Freilich war es in üblem Zustand. Nicht nur hatte die unsorgfältige Behandlung ihm übel mitgespielt; die für die Figuren verwendeten leichten Farben waren von Anfang an der Gefahr des Verschwindens im dunklen Grunde ausgesetzt. Eine Restauration durch Professor L. Jakoby in Wien, an deren Kosten der Stadtrat einen Teil beitrug, setzte die Malereien so weit möglich wieder in Stand, und eine Publikation der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien, von der die Bibliothek eine Anzahl von Exemplaren übernahm, gab auch weiteren Kreisen Rechenschaft über das Kunstwerk, das bis zum Bezug des Schweizerischen Landesmuseums ein Kleinod der Bibliothek bildete.[30])

Es war vorauszusehen, daß der Bezug der neuen Benutzungsräume auch eine Zunahme der Benutzung bewirken werde.[31]) War eine solche doch schon seit Beginn der Periode wahrzunehmen gewesen, was vornehmlich mit dem Ausbau und dem zunehmenden Besuch der kantonalen Hochschule zusammenhing. Die Errichtung des Eidg. Polytechnikums in Zürich 1855 stellte neue Ansprüche an die Bibliothek, da namentlich die Dozenten der allgemeinen Fächer stark auf sie angewiesen waren. Die Bibliothekbehörde suchte in ein Vertragsverhältnis, das ihr eine Gegenleistung zugesichert hätte, auch mit der eidgenössischen Anstalt zu gelangen. Allein diese konnte sich auf den Vertrag berufen, der bei der Errichtung mit der Stadt Zürich abgeschlossen worden war und ihr die kostenlose Benutzung der städtischen Sammlungen, also auch der Bibliothek zusicherte. Dafür wurde 1859 ein neuer Vertrag mit dem Kanton vereinbart, der die Entschädigung des Kantons auf 1200 Fr. steigerte, während die Bibliothek von der Erhebung von Lesegebühren seitens der Dozenten und Studenten absah.

Eine Zunahme der Benutzung trat auch von Seiten auswärtiger Benutzer ein. Die Leihgesuche steigerten sich so sehr, daß man in den sechziger Jahren die Frage aufwarf — allerdings mit negativem Entscheid —, ob nicht ein Reglement hierüber zu erlassen sei. 1878 regte Genf eine förmliche Abrede betr. einen gegenseitigen Leihverkehr an. Aber wiederum fand man, es genüge, das Bibliothekariat auf Zusehen zu solchem zu ermächtigen, und lehnte eine Reglementierung als unnötig ab.

Auch der vorübergehende Besuch auswärtiger Gelehrter zu Studienzwecken nahm stark zu. Das hing zusammen mit dem ausgedehnteren Betrieb geschichtlicher Forschungen, der in jener Zeit einsetzte und zu einem Zurückgehen auf die

Quellen führte, wie man es in solchem Maß bis anhin nicht gekannt hatte. Es war insbesondere die große Simmler'sche Briefsammlung aus der Reformationszeit, die eine starke Anziehungskraft ausübte. Zwar bestand sie vornehmlich aus Kopien. Die seither exakter gewordene Forschung greift deshalb allenthalben über sie auf die Originale zurück. Aber sie bot dem Benutzer ein reiches Material in so bequemer Zusammensetzung, daß man sich für lange Zeit auch mit Abschriften begnügte. Der Verfasser dieser Seiten hat in seinen ersten Amtsjahren noch Forscher aus allen möglichen Ländern in die Sammlung eingeführt: Deutsche und Österreicher, Skandinavier und Holländer, Engländer und Amerikaner, Franzosen und Italiener, selbst Ungarn, Polen und Russen.

Die Vertragsabrede mit dem Kanton erwies sich schon nach anderthalb Jahrzehnten erneuerungsbedürftig. Die dreizehn wöchentlichen Öffnungsstunden konnten am allerwenigsten den Hochschullehrern genügen. Aus ihrem Kreise wurde der Wunsch nach Zulassung in die Bücherräume auch für solche laut, die als Nichtbürger von der Mitgliedschaft ausgeschlossen waren. Im Schoße des Konvents wurde bei der Beratung hierüber von anderer Seite die Meinung geäußert, eher als eine Erweiterung solchen Rechtes wäre eine Beschränkung wünschbar (wohl im Sinne einer Erhöhung des Mitgliederbeitrages und daraus erfolgender Verminderung der Mitgliederzahl). Das bewirkte, daß der Antrag zurückgezogen wurde. Dafür machte sich nun der Wunsch nach Ausdehnung der Benutzungsstunden des Lesezimmers geltend, der bei der Bibliothek volle Würdigung fand. 1874 setzte ein neuer Vertrag die Öffnungszeit auf wöchentlich 22 Stunden (Montag bis Freitag 10—12 und 2—4, Samstags nur 2—4), die Entschädigung des Kantons auf Fr. 3000 fest. Benutzungsberechtigt wurden nun auch die Geistlichen, die kantonalen Beamten und die Volksschullehrer.

Die Ausdehnung der Öffnungszeit und die stärkere Benutzung brachten notwendigerweise auch eine stärkere Belastung und eine höhere Entlöhnung des Personals mit sich, und zwar zunächst des untern, das mit Bücherbestellung und Bücherausgabe betraut war. Ein Kustos mit 22 Wochenstunden Aufsichts- und Auskunftsdienst im Lesezimmer hatte Anspruch auf höhere Entschädigung als einer mit 13. Gleicherweise war auch der Abwart besser zu stellen, weil ihn das Anwachsen der Arbeit aus Herbeischaffen der bestellten und Versorgen der zurückgegebenen Bücher auch in seinen Nebenbezügen aus dem Vorweisen der Sehenswürdigkeiten hemmte. Die vermehrte Ausstattung der Bibliotheksräume mit Sehenswürdigkeiten hatte nämlich im Verlaufe den Fremdenbesuch beträchtlich gesteigert, dessen freilich nicht immer gleichmäßige und namentlich in Kriegsjahren unangenehm verminderte Erträgnisse in seine Tasche flossen [32]). Eine Aufbesserung war umso mehr angezeigt, als er überdies auf seine Kosten für den Pförtnerdienst im Laden in der Halle zu sorgen hatte [33]).

Aber auch für die Bibliothekare bedeutete die vermehrte Öffnungszeit vermehrte Arbeit, die hinwiederum eine vermehrte Besoldung nötig machte. Freilich durfte man kaum von Besoldungen im heutigen Sinne sprechen. Es waren Honorare oder Remunerationen d. h., wie damals allenthalben im wissenschaftlichen Verwaltungsdienst, bescheidene Entschädigungen an Männer, die in der Lage waren, ihre Zeit und Kraft nicht vollwertig anschlagen zu müssen, sondern ihre Tätigkeit wenigstens teilweise unabhängig von finanziellen Rücksichten zu wählen. So konnte es geschehen, daß noch 1880 der Oberbibliothekar nur wenig mehr bezog als der Kustos, der erste Unterbibliothekar nicht ganz drei Fünftel, obgleich alle drei die nämliche Arbeitszeit hatten [34]).

Ausdehnung eines Betriebes ist nicht möglich ohne Vermehrung des finanziellen Aufwandes. Indem die Bibliothek den wachsenden Anforderungen zu entsprechen suchte, sah sie sich immer wieder gezwungen, sich auch nach der Beschaffung der nötigen Mittel umzusehen. Hatte im Jahr 1744 das Vorwort zum gedruckten Katalog melden dürfen, daß die meisten Bücher geschenkt seien, so hatte inzwischen der Bücherankauf stets steigende Mittel beansprucht. Waren einst die Dienstleistungen wenigstens der Bibliothekare völlig gratis gewesen und hatte der Abwart und Pförtner nur wenig beansprucht, so waren nunmehr für die Beamten Besoldungen oder wenigstens Remunerationen auszurichten, wie bescheiden immer beide auch sein mochten. Dazu kamen Entschädigungen für besondere Hilfsarbeiter oder Gratifikationen für die Hauptpersonen in außerordentlichen Fällen, wie bei der großen Katalog-Arbeit. Aber mit Mitgliederbeiträgen von Fr. 6 oder, wie seit 1871, von Fr. 10, kann eine Gesellschaft nicht weit springen, auch wenn sie dazu Eintrittsgelder von Fr. 24 und später nur Fr. 20 erhebt. Ein jährliches Lesegeld von Fr. 1. 50, das von stadtbürgerlichen Nichtmitgliedern erhoben wurde, schenkte noch weniger ein, und die anfänglich Fr. 18 (1832), dann Fr. 12 (1840 ff). [35]) und zuletzt Fr. 10 (1871 ff.), die von Nichtstadtbürgern erhoben wurden, machten die Suppe auch nicht fett; denn deren Zahl beschränkte sich im wesentlichen auf Hoch- und Mittelschullehrer, und diese waren seit dem Vertrag von 1859 überhaupt nicht mehr beitragspflichtig. Die wesentlichsten Einnahmen, abgesehen von den vertragsgemäßen Leistungen des Kantons, bestanden in Kapitalzinsen und in Beiträgen der Stadt. Und vornehmlich deren Anwachsen begünstigte die Entwicklung der Bibliothek.

Gute alte Sitte hatte von jeher dem Bibliothekfonds Legate und Geldgeschenke zugeführt; sie erhielt sich auch für den vorliegenden Zeitraum und dauerte bis zum Übergang der Stadtbibliothek an die Zentralbibliothek. Legate und Geschenke flossen zwar nicht immer gleichmäßig; sie betrugen im Jahrfünft 1860—64 Fr. 27,500, im folgenden von 1865—69 nur Fr. 7800. Aber in den 36 Jahren

von 1849—85 stieg das Kapital von Fr. 87,800 auf Fr. 178,500, also um volle Fr. 91,000 an; und dabei wurden ihm erst noch ca. Fr. 20,000 für besondere Ausgabenzwecke entnommen, mit denen man die Korrentrechnung nicht belasten wollte. Darunter befanden sich insbesondere ca. Fr. 16,500, die die Herstellung des Manuskripts und der Druck des neuen Kataloges gekostet hatten.

Daneben spielten auch die Beiträge der Stadt eine bedeutsame Rolle. Zwar waren die regelmäßigen immer noch bescheiden. Aber sie wurden im Verlaufe unserer Periode mehrfach erhöht, und zwar immer dann, wenn die Ausdehnung des Betriebes eine Vermehrung der Mittel nötig machte. Bis 1862 betrugen sie nur 500 fl. = Fr. 1167; dann wurden sie auf Fr. 2500 vermehrt, 1874 auf Fr. 4500 und 1881 auf Fr. 5100. Aber daneben her gingen auch außerordentliche Zuwendungen; denn an die Stadt wandte man sich auch immer wieder, wenn besondere Not an den Mann kam. Ganz abgesehen davon, daß sie für die bisherigen Gebäude sorgte und den Neubau des Wasserhauses erstellte, entsprach sie bereitwillig auch anderen gelegentlichen Gesuchen um besondere Beiträge oder Leistungen, sei es, daß ein Ofen im Portierladen in Frage kam, oder das oben erwähnte nachträglich anzubringende Gitter, oder das Einsetzen der Maschwanderscheiben in die Kirchenfenster, oder die Übernahme der Hälfte der Gratifikationen, die beim Abschluß der großen Katalogarbeit den beiden ersten Beamten zugesprochen wurden, oder der Beitrag an die Kosten der Restauration des Holbeintisches usf. Sogar eine außergewöhnliche Kapitalzuwendung hatte man ihr zu verdanken: eine Summe von Fr. 22,000, die ihr 1883 nach dem Tode des Bauherrn Leonhard Ziegler auf Grund einer im Jahr 1813 erfolgten Stiftung von dessen Vorfahren Vorschreiber Heinrich Ziegler zugefallen war und die der Stadtrat mit ausdrücklichem Hinweis auf die gerade damals eingetretene Vermehrung der Betriebsbedürfnisse in den Bibliothek-Fonds einlegte.

Wie sich die Korrent-Einnahmen zusammensetzten, ergibt die folgende Übersicht. Es betrugen im Durchschnitt der Jahre 1855/79 in % der Gesamteinnahmen der Korrentrechnung

die Zinse	43,5
die städtischen ordentl. Beiträge . . .	19,9
die kantonalen Entschädigungen . . .	11,4
die Mitgliederbeiträge	14,2
die Lesegelder	1,6
das Neujahrsblatt	3,5
die Vergütung der Museums-Gesellschaft .	4,7
Verschiedenes	1,2

Nicht minder lehrreich ist die Zusammensetzung der Korrent-Ausgaben. Es entfielen, wiederum im Durchschnitt der Jahre 1855—1879, in % auf

Besoldungen	30,1
Bureau	2,9
Heizung und Reinigung	4,0
Bauten und Mobiliar	1,9
Steuern und Versicherung	1,2
Bücher	42,5
Buchbinder	10,5
Münzkabinett	1,6
Neujahrsblatt	3,7
Verschiedenes	1,6

Dabei ist zu bemerken, daß trotz beständigen Ansteigens die jährlichen Ausgaben noch am Ende unserer Periode den Betrag von 20,000 Fr. nicht überschritten!

Bevor wir dem Abschluß unseres Zeitraumes entgegengehen, ist es notwendig, noch der besonderen Unternehmungen der Bibliothek zu gedenken.

Die bedeutendste bezieht sich auf die Neujahrsblätter. In ihrem Charakter bilden gerade die über die Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek einen gewissen Einschnitt. Hatten sich die früheren immer noch ausdrücklich an die zürcherische Jugend gewendet, so trat nun das wissenschaftliche Gepräge je länger desto mehr in den Vordergrund. Zwar ist die allgemeine Verständlichkeit immer noch Voraussetzung. Aber die gelehrten Anmerkungen deuten die veränderte Tendenz auch äußerlich unmißverständlich an. Den Anstoß zur Umwandlung gaben wohl die Neujahrsblätter der 1832 gegründeten Antiquarischen Gesellschaft, die von Anbeginn das wissenschaftliche Moment vertreten hatten. Ihnen folgten die übrigen Serien, die einen früher, die andern später.

Ihren Inhalt entnahmen die Neujahrsblätter, wie recht und billig, dem engeren und weiteren Bereich der Bibliothek. Im Vordergrund standen zürcherische Frühdrucke, sowie Buchdruck und Graphik Zürichs in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts — weiter zurück ließen sie sich damals noch nicht verfolgen. An sie schlossen sich Erinnerungen an Personen und Ereignisse des 16. und 17. Jahrhunderts an, die ebenfalls ihren Ausgangspunkt von einzelnen Sammlungsgegenständen nahmen und sich auf die Julius-Trophäen vom Jahr 1512, auf Zwingli, Pellikan, Jane Gray, die Becher der Chorherrenstube, Heinrich IV. von Frankreich, Herzog Rohan bezogen; oder es wurden ganze Sammlungsabteilungen oder wenigstens Gruppen von Gegenständen behandelt, sowohl aufgelöste wie bestehende: die ehemalige Kunstkammer, die Sammlung von Bildnissen, das Münzkabinett, die Maschwanderscheiben. Etwas weiter, aber immer noch mit sichtbarem Zusammenhang, griffen die Hefte über Karls des Großen Beziehungen zu Zürich, anknüpfend an dessen Steinbild am Groß-

münster, über die Familie Manesse, über das Chorherren-Gebäude und das Chorherrenstift, über die Beschwörung des französischen Bundes in Solothurn im Jahre 1777 und die Reise des zürcherischen Gesandten dorthin. Auch das biographische Moment kam zu seinem Rechte in Lebensbeschreibungen von Orelli, Dubois de Montpereux und insbesondere der beiden Vögelin, Kirchenrat Salomon und Professor A. Salomon.

Als Verfasser treten uns mit über 20 Heften vor allem A. Salomon Vögelin und dessen Sohn F. Salomon entgegen, beide über eine ausgedehnte Gelehrsamkeit verfügend und ihren Stoff in weitem Umfang beherrschend, Vögelin Enkel zudem in hoher Pietät sich in die Gestalten von Vater und Großvater vertiefend; sodann G. v. Wyß. Ihnen schließen sich J. J. Hottinger, Horner (dessen wir schon oben gedachten), H. Meyer-Ochsner, G. Meyer von Knonau, Kd. v. Orelli (der Bruder Joh. Caspars) und J. R. Rahn an.[36])

In einem Punkte freilich war nicht Entwicklung, sondern eher Rückschritt oder wenigstens Stillstand eingetreten: in den Erträgnissen. Einnahmen und Ausgaben hielten sich in den 25 Jahren von 1855—79 bis auf den Franken die Wage. Nicht selten gab es aber doch Rückschläge, und solche lösten zu wiederholten Malen Diskussionen über Einsparungen aus, die zum Teil durch Bemerkungen der städtischen Behörde veranlaßt waren.

Eine andere, allerdings nur kurze Veranstaltung, bildete im Januar 1884 eine Zwingli-Ausstellung, die auf Anregung F. Sal. Vögelins von der Bibliothek in Verbindung mit Staatsarchiv und Kantonsbibliothek in der Aula des Lintheschер-Schulhauses veranstaltet wurde und zehn Tage dauerte. Ihr Rechnungsabschluß mag uns heute ganz altväterisch anmuten. Er lautete:

Einnahmen	Fr. 309. —
Ausgaben (inbegriffen Druckkosten für den Katalog)	„ 514. 95
Rückschlag	Fr. 205. 95

Als Teilnehmerin mit Erzeugnissen von Buchdruck und Graphik trat die Bibliothek auch an der Schweiz. Landesausstellung des Jahres 1883 in der Gruppe Alte Kunst auf.

Unmittelbar vor Abschluß der Periode gliederte sich der Bibliothek noch eine Unternehmung besonderer Art an: Die Stiftung von Schnyder von Wartensee. Im Herbst 1847 eröffneten Horner und sein Freund Hans Konrad Ott-Usteri dem Stadtrat, daß „ein um Kunst und Wissenschaft besorgter Mann" gedenke, der Stadt Zürich unter gewissen Bedingungen auf den Zeitpunkt seines Ablebens einen wesentlichen Teil seines Vermögens zur Errichtung einer Stiftung für Kunst und Wissenschaft zuzuwenden, über deren Zweck und Verwaltung ein beigelegtes Statut näheren Aufschluß gebe. Auf den weiteren Wunsch des

Stifters, es möge seine Stiftung zur Stadt in ein der Stadtbibliothek analoges Verhältnis treten, fragte der Stadtrat diese an, ob sie geneigt sei, s. Z. die Verwaltung zu übernehmen, was bejaht wurde. Im Herbst 1868 erfolgte die Mitteilung, der Stifter sei in der Person des aus Luzern gebürtigen und seit langen Jahren in Frankfurt a. M. lebenden Musikers und Komponisten Xaver Schnyder von Wartensee gestorben und habe seinen Freund Horner zum Universalerben eingesetzt, mit der Auflage, das hinterlassene Vermögen im Betrage von Fr. 54,000.—, denen die Witwe, Josephine geb. Jahn, später noch Fr. 14,000.— beifügte, der Stadt zu dem früher genannten Zwecke zu übergeben, die Erträgnisse aber der Witwe des Testators zuzuwenden, so lange sie lebe. Im Herbst 1884 starb auch diese. Das Vermächtnis wurde frei, und der Stadtrat übertrug die Verwaltung der Stiftung der Stadtbibliothek. Als Zweck der Stiftung hatte Schnyder die Förderung der Wissenschaften und der schönen Künste bestimmt. Innerhalb jener sollten die Naturwissenschaften bevorzugt werden; ausgeschlossen war dagegen die Theologie nach ihrer dogmatischen Seite. Als Mittel zur Erreichung des Stiftungszweckes sollten Veröffentlichungen dienen, deren Originalvorlagen die Verwaltung sich durch Preisausschreibungen oder durch direkte Übernahme vom Verfasser beschaffen konnte; hinsichtlich der äußeren Form der Publikationen war neben dem Buchdruck auch graphisches Verfahren ins Auge gefaßt. So viel über die Stiftung in diesem Zusammenhang. Die Ausführung wird uns im nächsten Heft beschäftigen.

Die Zahlen über die 25jährige Periode von 1855—1879, die weiter oben an verschiedenen Orten mitgeteilt wurden, sind einem gedruckten Bericht vom Herbst 1880 entnommen. Schon seit einem halben Jahrhundert waren gedruckte Jahresberichte und jährliche Zuwachsverzeichnisse gefordert und angekündigt worden.[37]) Als vorläufige Abschlagszahlungen hatte man, im Anschluß an die Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek, zweimal, 1850 und 1855, den Neujahrsblättern „Nachrichten von der Stadtbibliothek Zürich" beigegeben, die den Behörden, Gönnern und Mitgliedern Kunde über das Institut brachten. Sie entstammten der Feder des damaligen Aktuars G. von Wyß, der satzungsgemäß jeweilen auch die kurzen, für den stadträtlichen Rechenschaftsbericht bestimmten Notizen abzufassen hatte. Unter Hinweis auf sie wurde im Verlaufe stets dringender im Konvent an den Oberbibliothekar der Wunsch nach einer jährlichen gedruckten Berichterstattung gerichtet. Dem ersten der neuen jährlichen Berichte sollte dann ein zusammenfassender über die ganze Zeit seit 1855 vorangehen. Als der Oberbibliothekar die Erfüllung dieses Auftrages immer aufs neue hinauszögerte, verfaßte der inzwischen zum Präsidenten vorgerückte G. von Wyß selber den geforderten Bericht, der auf Grund eines reichen, mühevoll

zusammengestellten Zahlenmaterials einen trefflichen Überblick über die Entwicklung des Instituts seit 1855 bot und im Oktober 1880 ausgegeben wurde. Ein eigenartiges Zusammentreffen der Umstände fügte, daß das Aktenstück am Schluß den eben erfolgten Hinschied A. Sal. Vögelins zu melden hatte. So sah sich der alt und auch schwerhörig gewordene Horner seines engbefreundeten Jahrgängers und langjährigen Mitarbeiters beraubt, und es war nur zu begreiflich, daß die Frage, wie die durch Vögelins Tod entstandene, für die Bibliothek empfindliche Lücke wieder auszufüllen sei, eine über eine bloße Personenfrage hinausgehende Bedeutung erhielt und sich sogar mit der neuerdings auftauchenden Raumfrage verquickte.

Schon 1873 war diese wieder zur Sprache gekommen, zwar nicht, weil sich neue Verlegenheit angekündigt hätte, sondern im Zusammenhang mit allgemeinen Studien über die Anlage eines gemeinsamen Seequais durch die Stadt Zürich und die anstoßenden Ausgemeinden Enge und Riesbach. Die Seequai-Baukommission, die damals ihre weitreichende und erst 1889 abgeschlossene Tätigkeit begonnen hatte, war an die Stadtbibliothek mit der Einladung gelangt, ein Raumprogramm für ein städtisches Sammlungsgebäude aufzustellen, das neben der Stadtbibliothek auch die Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft und der antiquarischen Sammlungen aufnehmen sollte; und die Stadtbibliothek hatte der Aufforderung entsprochen. Nun kam nach Vögelins Tode, im Zusammenhang mit einer anderen Angelegenheit, die zu öffentlicher Kritik geführt hatte, der Oberbibliothekar auf die Raumfrage zurück und zwar im Sinne wirklich sich ankündigenden Platzmangels. Ihm wurde jedoch von anderer Seite entgegengehalten, daß noch wichtiger als diese Frage die des Ersatzes für Vögelin sei. Das Nachrücken Staubs war selbstverständlich; unsicher dagegen, ob an dessen Stelle eine ältere, mehr oder minder dem Ruhestand entgegengehende Persönlichkeit, oder eine jüngere, unmittelbar vor Beginn der praktischen Betätigung stehende treten solle.

Auch Horner war einst in jungen Jahren in den Bibliothek-Dienst getreten, wobei er freilich bis 1862 nebenher an der Schule wirkte. Aber diesmal lag die Sache insofern anders, als die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs, die für deutsch-sprachliches Gebiet Anton Klette 1871 in seiner bekannten Schrift erstmals postuliert hatte, auf deutsch-schweizerischem Boden in Basel inzwischen praktisch verwirklicht worden war.[38]) Bibliothekarisches Wirken hatte im Laufe der letzten Jahrzehnte auch an der Stadtbibliothek Zürich einen größeren Umfang und vermehrte Bedeutung erhalten. Dazu kam eine nicht unbeträchtliche und stets größer werdende Ansammlung von Arbeiten laufender Art, die der Erledigung harrten. So fiel denn die Entscheidung, die zwar keinen bewußt grundsätzlichen Charakter trug, unbewußt aber doch über den Bereich einer

bloßen Personenfrage hinausging, auf jemand, der eben im Begriffe stand, seine Studien abzuschließen, auf den Schreiber dieser Zeilen. Anfang 1881 wurde er zunächst provisorisch, dann nach etlichen Monaten definitiv eingestellt zu Bedingungen, die zwar noch nicht eine volle Anstellung bedeuteten, über den Charakter eines bloßen Nebenamtes oder einer hälftig geteilten Tätigkeit aber doch hinausgriffen.

Durch vier Jahre verblieb das Bibliothekariat in dieser Zusammensetzung. Dann kam, im Sommer 1885, der Zeitpunkt, da die Kräfte des nunmehr 81jährigen Oberbibliothekars gar nicht mehr ausreichten und er sich zum Rücktritt entschloß. Dieser wurde ihm unter Anerkennung der großen Verdienste um die Bibliothek in ehrenvollster Weise gewährt, indem man ihm, wiederum mit dankenswerter Hilfe der Stadt, das bisherige Gehalt auf Lebenszeit zusicherte. Seinen Arbeitsplatz behielt der alte Herr bei, wie denn die langjährige Gewohnheit ihn bis in die ersten Monate des neuen Jahres fast täglich in die Bibliothek führte. Dann stellten sich gesundheitliche Störungen ein. Am 17. März 1886 erlag er einer Lungenentzündung, und Sonntag, den 21., wurde er an der Bibliothek vorbei, der er in mehr als halbhundertjähriger Tätigkeit seine beste Kraft gewidmet hatte, zu Grabe geführt.

Von der Wahl eines Oberbibliothekars sah man einstweilen ab. Die Leitung der Bibliothek ging an die beiden Unterbibliothekare über, von denen der erste nach wie vor seine Hauptzeit dem Idiotikon widmete und der zweite soeben veranlaßt worden war, einen Ruf an die Universitätsbibliothek Basel abzulehnen. Als koordinierte Leiter der Bibliothek hatten sie sich nach einem von ihnen aufzustellenden und vom Konvent zu genehmigenden Arbeitsprogramm in die Geschäfte zu teilen und die grundsätzlichen Entscheidungen gemeinsam zu treffen. Damit begann ein neuer Abschnitt.

Anmerkungen.

[1]) Über das Verhältnis von Kirchenrat S. B. zur Stadtbibliothek vgl. das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek (in Zukunft einfach abgekürzt NB. StB.) 1885, S. 65/66. (Die Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek wird abgekürzt durch G. WK.)

[2]) Vgl. auch Wilh. v. Wyß: Zürichs Bibliotheken, 1911, S. 16 ff. Auch hinsichtlich der andern im Verlaufe dieser Arbeit erwähnten Bibliotheken sei auf die erwähnte Schrift hingewiesen.

[3]) Über diese Kunstkammer vgl. NB. StB., 1872/73: Die ehemalige Kunstkammer auf der StB. Z. von F. Sal. Vögelin (Enkel und Sohn der beiden oben genannten Verfasser der G. WK.).

[4]) Abbildungen von Wasserkirche und Helmhaus sind u. a. enthalten im NB. StB. von 1661, 1687—89, 1719, 1729, 1802 und 1842—48. Ein Grundriß der gegenwärtigen Gebäudegruppe ist zu finden in der Schrift: Das Bürgerhaus der Stadt Zürich, 1911, Taf. 113. Das Sitzungszimmer diente in den letzten Zeiten der StB. als Arbeitsraum des ersten Bibliothekars. Die Polsterstühle zieren heute das Direktorzimmer der Zentralbibliothek.

Vermutlich wurden damals an der obern Gallerie und der Giebelwand die sog. „Schlaudern" angebracht, die die schwachen Wände und das ebenfalls schwache Gewölbe gegen den Seitenschub schützen sollten und u. a. auch durch die in der Nordostecke der Kirche befindliche, in der Giebelmauer ausgesparte Wendeltreppe gezogen werden mußten. Von dieser Wendeltreppe, die vom Erdgeschoß bis über das Gewölbe geht und durch kleine Türen auch mit den Gallerien verbunden ist, wußte mündliche Tradition noch zur Zeit des Verfassers zu erzählen, daß ungezogene Schüler sich als Lärmgeister ihrer bedient und mit Lehrern Schabernack getrieben hätten: eine Überlieferung, die augenscheinlich in die Zeit zurückgeht, da das Erdgeschoß als akademische Aula diente.

[5]) Nach den ursprünglichen Bestimmungen hatte ein Bürger, der die Bibliothek benutzte, zuvor 10 fl. oder Gegenstände von entsprechendem Werte zu schenken; ein Fremder, der sich in der Stadt aufhielt, 5 fl.

[6]) Dazu kam noch der „Antiquarius", d. h. der Verwalter der Münzsammlung, später etwas hochtönend „Direktor des Münzkabinetts" genannt, und der „Aufseher über die Kunst- und Naturalien-Kammer".

[7]) Wie man noch im Anfang des 19. Jahrhunderts um Enthebung selbst von Ehrenämtern einkam, mag die nachstehende Eingabe eines Bibliothekaradjunkten zeigen:

„Hochwohlgeborener, hochgeachteter Junker Burgermeister und Präsident! Wohlerwürdige „hochgeachtete, hochzuverehrende Herren Curatoren! Es sind nun bereits 15 Jahre verflossen, „seit mich der engere Konvent der Stadtbibliothek mit dem Amte eines Bibliothekar-Adjunkten „beehrte. So lehrreich und angenehm mir seither diese Stelle in mannigfachen Beziehungen ge„wesen ist, so bestimmen mich gegenwärtig besonders zwei Gründe mit der ehrerbietigen Bitte an „Hochdieselben zu gelangen, mich nunmehr derselben gütigst entlassen zu wollen. Einerseits nehmen „meine eigentlichen Amtsgeschäfte gewöhnlich diejenigen Stunden in Anspruch, welche ganz vor„züglich der Bibliothek gewidmet sein sollten; und anderseits finde ich es billig, den schönen „Genuß, den diese Stelle gewährt, nicht länger einem anderen jüngeren, öffentlichen Geschäften „sich widmenden Manne vorzuenthalten. Unvergeßlich werden mir die freundschaftlichen Verhält„nisse bleiben, die ich in diesem Wirkungskreise zu finden das Glück hatte, und stets dankbar „werde ich mich Hochderselben nachsichtvollen Beurteilung meiner schwachen Verrichtungen erinnern. „Genehmigen Sie, hochwohlgeborner, hochgeachteter Junker Burgermeister, wohlerwürdige, hoch-

„geachtete, hochzuverehrende Herren, die Versicherung meiner unbegrenzten Hochachtung und Er-
„gebenheit. Dero gehorsamster Diener: von Orelli, Oberrichter. Zürich, den 15. Oktober 1820."

[8]) Übermäßiges Rühmen des Führenden konnte freilich im Besucher auch das Gegenteil des gewollten Eindruckes bewirken. Ein zürcherischer Reisender, der in einer befreundeten Stadt eine mächtige Glocke bewundern mußte, knüpfte daran in seinem handschriftlichen Reisebericht die Bemerkung, daß die größten Narren auch die größten „Schellen" hätten.

[9]) Die Verfasser dieser Kataloge waren von Bd. I u. II: Landschreiber (nachmals Bürgermeister) Joh. Kd. Heidegger, Pfarrer in Birmensdorf (nachmals Archidiakon) Joh. Rud. Rahn und med. Dr. Joh. Scheuchzer (Neffe des berühmten Arztes J. J. Scheuchzer und Sohn von med. Dr. Joh. Scheuchzer, die sich beide ebenfalls um die Katalogisierung verdient gemacht hatten); von Bd. III u. IV: Prof. Leonh. Usteri und Prof. Joh. Rud. Rahn (Sohn des vorhergehenden); von Bd. V u. VI: Chorherr Leonh. Usteri (Sohn des Vorhergehenden). Die in Bd. I u. II aufgeführten Werke verblieben so, wie sie aufgestellt und bezeichnet waren, bis zum Schluß der Stadtbibliothek. Die Liste der Gestelle ist abgedruckt in G. WK., S. 79. Ebenso im wesentlichen die in Bd. III u. IV katalogisierten. Die beiden letzten Bände umfassen neben den bis 1915 auf der obern Gallerie befindlichen Gestellen Gal. S—Gal. Z auch das Gestell KK (in seinen älteren Teilen) und die späterhin ins Helmhaus verlegten Repositorien XIX—XXV, Ch und Gal. Tz.

[10]) Ursprünglich neben dem Donnerstag, dem in alter Zeit schulfreien Nachmittag, der Sonntag Nachmittag, aber selbstverständlich erst nach Schluß des Nachmittagsgottesdienstes.

[11]) Die ursprünglichen Benutzungsbestimmungen sind abgedruckt in G. WK. S. 59. Spätere ergeben sich aus den Vorreden zu den Katalogen von 1744 und 1809; eine zeitlich dazwischen fallende von 1759 mit dem im Text erwähnten Vorbehalt vgl. Akten der StB. Band 1801 bis 1832, Nr. 38.

[12]) Vgl. Geschichte der schweiz. Neujahrsblätter (von J. J. Horner) in NB. StB. 1856—58.

[13]) Die Bestrebungen Stapfers würden eine besondere Darstellung verdienen. Die durch die Mediationsverfassung eingesetzte Liquidationskommission trat im Dezember 1804 die Zurlaubensche Bibliothek dem Kanton Aargau für seine neuzugründende Kantonsbibliothek um 19,072 Fr. ab. Der Käufer verpflichtete sich, jedem Schweizerbürger unentgeltlich Einsicht und Benutzung der Bibliothek an Ort und Stelle zu gestatten und jedem Kanton sechs Exemplare des zu druckenden Kataloges zuzustellen. Die Stadtbibliothek erhielt von der zürcherischen Regierung hievon offiziell Kenntnis.

[14]) Vgl. Konventsprotokolle vom 22. September 1798, 19. April 1800 und 26. September 1803. In den Jahren 1796—1804 wurde der größere Konvent gar nicht einberufen. Wie es während dieser kritischen Jahre dem Abwart erging, zeigt das nachstehende, von ihm unterm 3. Oktober 1804 eingereichte Gesuch:

„Dero mir schon seit mehreren Jahren bekanntes, höchst schätzbares Wohlwollen beredt
„mich, daß es Wohldieselben nicht ganz ungeneigt ansehen werden, wenn ich nachstehende ehrer-
„bietige Bitte wage. Ich habe seit meiner Erwählung als Abwart bei der Zentralen Stadt-
„bibliothek bis zum Eintritt der Revolution ein jährliches Salarium von 6 Mütt Kernen und
„6 Eimer Wein bezogen, welches mir seit jenem unglücklichen Ereignis ganz zurückgeblieben ist.
„Dessen ungeachtet versehe ich in der angenehmen Hoffnung ruhigerer und besserer Zeiten meinen
„Dienst wie vormals, obschon derselbe über die mit der Revolution verbundenen Ereignisse öfters
„weit beschwerlicher als zuvor geworden wäre. Da nun endlich wieder einmal Ruhe und bestimmte
„Ordnung eingetreten, so hoffe ich, es werden Sie, Verehrteste Herren, mir es nicht ungütig
„nehmen, wenn ich Wohldieselben ehrerbietigst bitte um mir, soviel es in ihrem mir immer ge-
„neigten Wohlwollen liegt, zu wiedermaliger Erhaltung und Bestimmung jenes Salarium zu ver-
„helfen und hierbei als Beweggrund auch einen geneigten Blick auf mein mit schnellen Schritten
„herannahendes hohes Alter zu werfen." Die Ablösung dieser Naturalleistungen erfolgte erst im Jahr 1840.

[15]) Es handelte sich bei den Verlusten namentlich um Wiener „Stadt-Banco-Obligationen", auf die schon 1799 gemäß kaiserlicher Verordnung Verdoppelung der Einzahlung verlangt worden war, „um dem Effekt seine Gültigkeit zu bewahren" (Konv.-Prot. 2. September 1799). In der Jahresrechnung für 1811 erwies sich eine Abschreibung von mehr als 17,000 Pfund, d. h. 8500 fl. nötig: ein für jene Zeit ungemein hoher Betrag (Vgl. Akten 31. August 1811 und Konv. Prot. 23. September 1812; vgl. auch ebenda 7. Dezember 1811).

Auch der Kanton ließ der Bibliothek gelegentlich außerordentliche Hilfe zuteil werden, so einmal, als ein Herr Matter auf Schloß Goldenberg bei Dorf in dankbarer Anerkennung „des ruhigen Sitzes und Schutzes, welchen er seit seiner Ansiedelung im hiesigen Kanton genieße, auch der beinebens in Rücksicht der verhältnismäßig zu anderen Staaten geringen Belastung mit Abgaben" der Regierung 500 Brabantertaler schenkte und diese 100 davon der Stadtbibliothek zuwies (Akten 1828).

[16]) Über die Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft vgl. Festschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich 1746—1896, Teil I: F. Rudio, die Naturforsch. Gesellsch. in Zürich, S. 212 ff. Anläßlich einer Abmachung zwischen Stadt und Gesellschaft wurde 1849 für den Fall, daß die letztere sich auflösen sollte, für ihre Bibliothek der Heimfall an die Stadtbibliothek bestimmt.

[17]) Vgl. Alfr. Mantel: Geschichte der Zürcher Stadtbefestigung, III (NB. Feuerwerker-Gesellschaft 1921).

[17a]) Die Gegensätze zwischen Stadt und Kanton hatten, wie es scheint, für die Stadtbibliothek wenigstens den Vorteil, daß sie der Bibliothekgesellschaft neues Blut zuführten; im Frühjahr 1834 zählte man nicht weniger als 128 neueingetretene Mitglieder.

[18]) Vgl. den Vorbericht zum Verzeichnis der Anschaffungen von 1828—31. Zürich 1833.

[19]) Zeugnis hiefür ist u. a. die folgende Stelle eines Briefes Jakob Burckhardts an F. Sal. Vögelin vom 15. April 1869 (Basler Jahrbuch 1914, S. 63 f.): „... Aber meine Hülfe in „Sachen der Bücher nehmen Sie ganz überflüssiger Weise in Anspruch. Sie sind ja damit auf „der Wasserkirche durch systematische Ankäufe des alten Orelli ungleich viel besser versehen als „wir, und es war einst einer meiner Gründe der Übersiedelung nach Zürich, obschon man An„stalten machte, mich hier zu halten, daß ich für meine damaligen Arbeiten bei Ihnen ein viel „größeres Material vorhanden wußte..."

Orellis Arbeitstisch erhielt später eine entsprechende Inschrift. Heute befindet er sich im Münzkabinett der Zentralbibliothek.

[20]) Über Horner vgl.: Lebensskizze des Oberbibliothekars Dr. J. Horner (von G. Meyer von Knonau) im NB. zum Besten d. Waisenhauses, 1888; Vierteljahrsschrift der Naturf. Ges. in Z., Jahrgang 30, S. 419 ff. (von Rud. Wolf); Zürcherische Freitagszeitung 1886, Nr. 13, von F. B(ürkli). Über Vögelin: Lebensabriß von A. S. V. (von J. Sal. Vögelin) im NB. StB., 1886 u. 87. In der Person des „würdigen Magisters Semmler" hat C. F. Meyer Vögelin in den „Jürg Jenatsch" aufgenommen (2. Kapitel des 1. Buches). Über G. von Wyß: Lebensbild des Prof. G. v. W. (von G. Meyer von Knonau) im NB. zum Besten des Waisenhauses, 1895 und 1896 (insbesondere 1896, S. 41/42); Paul Schweizer und Herm. Escher, G. von W., zwei Nekrologe 1894.

[21]) Drollig in ihrer Nüchternheit wirkt die von Meyer von Knonau a. a. O. S.1/2 mitgeteilte Äußerung des zwanzigjährigen Horner über den Rheinfall: „Ich muß gestehen, meine „Verzückung war nicht eben groß. Ich sann lange hin und her, was eigentlich da zu sehen sei; „allein ich habe es nicht herausbringen können; es ist ja nichts natürlicher, als daß das Wasser „herunterlaufen muß, und daß das nicht in der Stille geschehen kann, das konnte ich mir auch „vorstellen. Schade, daß die ungeheure Kraft, die hier vom Wasser ausgeübt wird, so un„genützt verloren gehen muß. Man könnte alle Maschinen im ganzen Kanton Zürich damit „treiben."

[22]) Vgl. Alfr. Stern: La collection de journaux relatifs à la révolution française conservée à la Bibliothèque municipale de Zurich (in der Zeitschrift La Révolution française, IIe année, [1891] p. 251 ff.).

[22a]) Prof. Rudolf Wolf unterzog sich der dankenswerten Mühe, die Sammlung, die eine große Zahl noch nicht eingeordneter Stücke enthielt, wieder in Ordnung zu bringen; Antiquar J. J. Siegfried legte späterhin einen Katalog an, der aber, weil Bandform aufweisend, infolge starken Zuwachses rasch veraltete.

[23]) Auf eigentümliche Weise gelangte die Bibliothek auch zu Grundbesitz, wenn man einen belegten und einen leeren Grabplatz so bezeichnen will. Frau Hanna Wolfensberger, geb. Burdon, die Witwe des 1850 verstorbenen zürcherischen Malers J. J. Wolfensberger, bestimmte der Bibliothek zwei Grabplätze auf dem Privatfriedhof der hohen Promenade und hundert £ unter der Bedingung, daß die Empfängerin die Zinse für den Unterhalt der beiden Gräber, in deren einem ihr Gatte ruhte und deren anderes sie sich vorbehielt, und darüber hinaus für Anschaffung englischer Literatur verwenden solle. Der zweite Grabplatz verfehlte aber seine Bestimmung, da Frau Wolfensberger sich wieder verheiratete und nach langen Jahren als Frau von Schobinger in Rapperswil starb. Den ihr zugefallenen leeren Grabplatz, der allerdings nicht notariell gefertigt werden konnte, wußte die Bibliothek nicht würdiger zu verwenden, als daß sie nach Jahren auf Anregung von Orellis in Wien lebendem Enkel den Überresten ihres einstigen Leiters, die beim Aufgehen des Friedhofes zu St. Jakob exhumiert wurden, hier eine bleibende Ruhestätte verschaffte. Späterhin fand auf dem Grabplatz auch ein Bronze-Medaillon Unterkunft, das die Antiquarische Gesellschaft auf dem Grabe ihres Gründers Ferdinand Keller angebracht hatte und das aus dem gleichen Grunde seinen Ort wechseln mußte.

[24]) Das von G. v. Wyß geführte Protokoll der Kommission gibt einläßlichen Aufschluß über die mit der Arbeit zusammenhängenden Probleme.

[25]) Über die gesamten Herstellungskosten gibt eine bei den Akten befindliche Zusammenstellung von der Hand G. v. Wyß' Auskunft. Es betrugen (in neuen Schweizerfranken) die Vorarbeiten

1842—51	Fr. 3126. 37	
1852—60	„ 3496. 22	
1861—65	„ 2078. 39	8700. 98
die Druckkosten 1861—65		8148. 33
die Gratifikation an Horner und Vögelin		3000. —
Verschiedenes		482. 95
		Fr. 20332. 26
Als Erlös wurden 1865 und 1866 eingenommen (Verkaufspreis 24 Fr. für die vier Bände)		Fr. 1128. —

[26]) Vgl. G. WK. S. 33; S. Vögelin: Altes Zürich, 2. A. 1878, S. 229. Das Wasserhaus wurde mitunter auch Kaufhaus genannt; es ist aber weder mit dem neben dem einstigen Salzhaus und samt diesem an der Stelle der heutigen Münsterhäuser gelegenen ebenfalls sogenannten Kaufhaus zu verwechseln, noch mit dem auf dem linken Limmatufer oberhalb der Münsterbrücke befindlichen Gebäude, das ebenfalls diesen Namen trug und 1897 leider den dortigen Neubauten weichen mußte.

[27]) Neben der Sorge für das eigene Gebäude hatte 1857 auch eine andere Baufrage die Bibliothek beschäftigt. Über dem Salzhaus und dem Kaufhaus, die früher an der Stelle der jetzigen Münsterhäuser standen, hatte sich von jeher den Blicken deren, die sich auf dem See der Stadt näherten, das Großmünster als Wahrzeichen Zürichs dargeboten. Nun drohte an Stelle der beiden auf Abbruch verkauften Häuser ein hohes, modernes Gebäude sich vor die Kirche zu schieben und zum mindesten deren Langhaus zu verdecken. Der Konvent wurde beim Stadtrat

vorstellig, er möge bewirken, daß der geplante Neubau eine geringere Höhe erhalte. Aber die Abmachungen waren schon zu weit gediehen, als daß es möglich gewesen wäre, darauf zurück zukommen.

[28]) Die Liste in NB. StB. 1876 S. 37. Eigentümlich erging es einer Marmorbüste Ludwigs XVIII., die der Herrscher einst Bürgermeister David v. Wyß, Sohn, geschenkt hatte und die nach dessen Tod der Stadtbibliothek zukam. Zweimal (1829 und 1833) wurde ihre Aufstellung beschlossen. Aber die Ausführung unterblieb. In den 90er Jahren tauchte sie, sorgfältig in Papierschnitzel verpackt, in einer Kiste wieder auf, die während langer Jahre im Erdgeschoß der Wasserkirche einer Kolossal-Büste Hans Georg Nägelis als kunstloses Piedestal gedient hatte, und nun aus Anlaß der Aufstellung neuer Büsten auf ihren Inhalt untersucht wurde, weil sie auffallend schwer erschien. Einer der früheren Geber kam zufällig gerade im Augenblick dazu, da man den Inhalt feststellte, und feierte mit den Worten: „Ach, da ist sie ja", ein ergötzliches Wiedersehen.

[28a]) Über die Porträts handelt F. S. Vögelin im NB. StB. 1875 und 76, über die Tafelgemälde ebenderselbe im NB. StB. 1872—74. Zwei derselben, eine Krönung Mariä und eine Geißelung Christi, waren 1835 von der Stadt für 80 fl. gekauft worden. Die Maschwander Scheiben sind von J. R. Rahn im NB. StB. 1877 und 78 gewürdigt.

[29]) Vgl. über die Julius-Trophäen das NB. StB. 1859 von G. v. Wyß und über die Chorherren-Becher das NB. StB. von 1860 von A. Sal. Vögelin. Zu den Berchtoldstags-Sehenswürdigkeiten gehörte späterhin u. a. auch ein kunstloser Becher, der lange Jahre hindurch die Feiern des Jahrgängervereins 1802 verschönt hatte und bestimmungsgemäß vom letzten Mitgliede der Bibliothek zugewendet wurde. Als Untersatz diente ihm nämlich eine Bombe, die anläßlich der Belagerung Zürichs durch General Andermatt und die helvetischen Truppen im Jahr 1802 in die Stadt geworfen worden war.

[30]) Vgl. Sal. Vögelin, der Holbeintisch auf der Stadtbibliothek in Zürich. Wien (1878).

[31]) In diesem Zusammenhang mag eine Anfrage erwähnt werden, die 1849 der damalige englische Gesandte in Bern, Robert Peel, an die Bibliothek richtete und worin er infolge Begehrens einer Kommission des britischen Parlaments sie, wie diejenigen von Bern und Genf, um Auskunft bat über Gründung, Organisation und Benutzung, und um Mitteilung der gültigen Reglemente. Die Empfänger hatten wohl keine Ahnung, daß das Begehren im Zusammenhang stand mit der damals im Wurfe befindlichen Library Act, durch die im folgenden Jahr wenigstens für die Alte Welt die moderne Public Library geschaffen wurde. In Amerika entstand sie spontan ganz gleichzeitig; vgl. Herm. Escher, Stellung und Aufgabe der Bibliothek in den V. St. A., in Wissen und Leben, 14. Jahrg., S. 235). Für die weitreichende Bewegung, die das erwähnte Gesetz auslöste, konnten allerdings die schweizerischen Bibliotheken, wie überhaupt die kontinentaleuropäischen, keine Anregungen geben.

[32]) Der Fremdenbesuch brachte freilich schon in früheren Zeiten dem Abwart nicht eitel Freude. So enthält im Jahr 1816 das Protokoll Klagen über reisende Engländer, die z. B. die vorgewiesenen Briefe der Jane Gray unsorgfältig behandelten.

[33]) Bis zum Jahr 1871 hatten die Mitglieder statutengemäß dem Abwart ein „Gutjahr" im Betrag von Fr. 1. — zu verabreichen. Die unzeitgemäß gewordene Bestimmung konnte begreiflicherweise nur aufgehoben werden, wenn das feste Gehalt entsprechend erhöht wurde.

[34]) In absoluten Zahlen betrugen die Gehälter1880: Oberbibliothekar Fr. 1500, 1. und 2. Unterbibliothekar Fr. 800 und 600, Kustos Fr. 1400, Abwart Fr. 1300, plus Zulage von Fr. 300 für die Pförtnerin. Dem 2. Unterbibliothekar war gestattet, während 4 Stunden (von seinen total 12) sich durch eine Schreibgehilfin vertreten zu lassen.

[35]) Die Zahlen zu den Jahren vor 1853 sind Umrechnungen von alten Franken in neue. Das Verhältnis war wie 1 : 1,46; das zwischen Gulden und neuen Franken wie 3 : 7.

[36]) Vgl. die Liste auf der 2. und 3. Seite des Umschlages.

[37]) Der vom April 1833 datierte Vorbericht zum gedruckten „Verzeichnis derjenigen Bücher, „welche auf die zürcherische Stadtbibliothek seit dem Jahr 1828 bis Ende des Jahres 1831 teils „angeschafft, teils geschenkt worden sind", bemerkt darüber: „Nach § 51 der neuen Statuten wird „vom Jahr 1833 an alljährlich ein Bericht über die Verhandlungen des Konvents und die „Verwaltung der Bibliothek herausgegeben und demselben als wesentliche Beilage das Verzeichnis „der im vorhergehenden Jahr gemachten Anschaffungen und Geschenke angehängt werden. Der „erste Bericht, welcher das Jahr 1832 abfassen soll, wird zu Ende dieses Jahres erscheinen."

[38]) Ludwig Sieber, der verdienstvolle Oberbibliothekar der Basler Universitätsbibliothek (1833—1891), war der erste voll angestellte Bibliothekar in der deutschen Schweiz.

1894. Gottfried Keller als Maler. Von Carl Brun.
1895. Die Wickſche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich. Von Ricarda Huch.
1896. Joh. Martin Usteris dichteriſcher und künſtleriſcher Nachlaß. Von Dr. Conrad Eſcher.
1897. Zürcher Briefe aus der Franzoſenzeit von 1798 und 1799. Von H. Zeller-Werdmüller.
1898. Johann Heinrich Waſer, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler engliſcher Literatur. Von Theodor Vetter.
1899. Der „Überfall von Nidwalden" (9. Sept. 1798), bearbeitet nach ältern handſchriftlichen Aufzeichnungen. Von Dr. Conrad Eſcher.
1900. Johann Heinrich Füßli als Privatmann, Schriftſteller und Gelehrter. Freier Auszug aus dem Manuſkripte ſeines Biographen Wilhelm Füßli.
1901. Die Zürcher Familie Schwend (c. 1250—1536). Von Ernſt Diener.
1902. Johann Jakob Heidegger, ein Mitarbeiter G. F. Händels. Von Theodor Vetter.
1903. Johann Heinrich Schinz, ein zürcheriſcher Staatsmann und Geſchichtskenner im XVIII. Jahrhundert. Von Gerold Meyer von Knonau.
1904. Der Zürcheriſche Hülfsverein für die Griechen 1821—1828. Von Alfred Stern.
1905. Heinrich Thomann, Landvogt und Seckelmeiſter (1520—1592). Von Dr. Conrad Eſcher.
1906. Briefe aus der Fremde von einem Zürcher Studenten der Medizin (Dr. Georg Keller) 1550—1558. Von Dr. T. Schieß, St. Gallen.
1907. Aus den eigenhändigen Aufzeichnungen von Johann Heinrich Schinz. Als Ergänzung zum Neujahrsblatt Nr. 259. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau.
1908—1909. Die Staatsgefangenen auf Aarburg im Winter 1802/03. Aus den Aufzeichnungen des Seckelmeiſters Joh. Caſpar Hirzel. Von Hermann Eſcher. 2 Hefte.
1910. Dr. jur. Jakob Eſcher-Bodmer, gew. Oberrichter (1818—1909). Von Dr. Conrad Eſcher.
1911. Die Eingaben des zürcheriſchen Volkes zur Verfaſſungsreviſion des Jahres 1830. Ein Beitrag zur Geſchichte der Regeneration. Von Hans Nabholz.
1912—1914. Johann Jakob Reithard. Von Dr. Rudolf Hmziker. 3 Hefte.
1915. Eine ungedruckte Kriegszeitung vor hundert Jahren (1813—1815). Von Wilhelm Oechsli.
1916. Die Schenkungen des Herrn W. Füßli, Kunſtmaler, an die zürcheriſche Stadtbibliothek. Von Dr. Conrad Eſcher.

Neujahrsblätter der Zentralbibliothek.

1917. Johann Caſpar Hirzel, der ältere. Von Dr. Bruno Hirzel.
1918 Aus dem Briefwechſel Paul Usteris mit Naturforſchern und Medizinern. Von Wilhelm Oechsli.
1919. Entſtehungsgeſchichte und Baubeſchreibung der Zentralbibliothek. Von Herm. Eſcher und H. Fietz.
1922. Geſchichte der Stadtbibliothek Zürich. Von Hermann Eſcher. 1. Hälfte.

Preiſe: Hefte 1842—1848 à Fr. 1.50; 1849—1900 à Fr. 1.— (1888 à Fr. 2.—; 1894 vergriffen); 1901—1916 à Fr. 1.50; 1917 und 1918 à Fr. 2.—; 1919 und 1922 à Fr. 3.—.

JOHN CRERAR LIBRARY

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1923

Nr. 5

Geschichte der Stadtbibliothek Zürich

Von

Hermann Escher

2. Hälfte

Zürich 1922
Kommissionsverlag von Beer & Cie.

.M
NAJSMOHOL
YAARBL

Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

Neue Reihenfolge.

1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. Von Sal. u. A. Sal. Vögelin
1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Maneß. Von G. v. Wyß.
1851. Leben Johann Kaspar Orelli's. Von Kd. v. Orelli.
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux. Von J. J. Horner.
1853 – 1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Großmünster. Von A. Sal. Vögelin.
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser. Von G. v. Wyß.
1856 1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. Von J. J. Horner.
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen. Von G. v. Wyß.
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube. Von A. Sal. Vögelin.
1861. Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich. Von G. v. Wyß.
1862—1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. Von Hch. Meyer-Ochsner.
1864. Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Cranmer. Von A. Sal. Vögelin.
1865. Erinnerungen an Zwingli. Von A. Sal. Vögelin.
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich. Von G. v. Wyß.
1867. Das Freischießen von 1504 } Von A. Sal. Vögelin.
1868. Der Kalender von 1508 }
1869. Herzog Heinrich von Rohan Von G. v. Wyß.
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777. Von G. Meyer v. Knonau.
1871. Konrad Pelikan. Von A. Sal. Vögelin.
1872—1873. Die ehemalige Kunstkammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. Von F. Sal. Vögelin.
1874. Die Legende vom heil. Eligius. Von F. Sal. Vögelin.
1875—1876 Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrten, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. Von F. Sal. Vögelin.
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. Von J. R. Rahn.
1879—1882. Die Holzschneidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. Von F. Sal. Vögelin.
1883. Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Großmünster. Von J. R. Rahn.
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Vögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. Von F. Sal. Vögelin.
1886—1887. Lebensabriß von A. Salomon Vögelin, Dr. phil. und Professor. Von F. Sal. Vögelin.
1888. Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich. Von Ldw. Hirzel.
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Aegidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich. Von G. v. Wyß.
1890. Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie. Von J. Bächtold.
1891. J. J. Bodmer als Geschichtschreiber. Von Gustav Tobler.
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309. Von G. v. Wyß.
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von Theodor Vetter.

Fortsetzung dritte Umschlagseite.

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1923

Nr. 5

Geschichte der Stadtbibliothek Zürich

Von

Hermann Escher

2. Hälfte

Zürich 1922
Kommissionsverlag von Beer & Cie.

a m s

III. 1885—1897.

Wer vor etwa 45 Jahren auf der zürcherischen Stadtbibliothek vorsprach, traf dort einen Betrieb, der uns Heutige wie aus Großvaters Zeiten anmutet und sich von dem der gegenwärtigen Zentralbibliothek ungefähr unterschied, wie die alte Postkutsche vom Eisenbahnzug. Betrat er den für damalige Verhältnisse geräumigen und mit einem gewissen Behagen eingerichteten, aber freilich mangelhaft beleuchteten Lesesaal — die beiden Fenster gingen gegen die hohen Münsterhäuser — so fiel sein Auge zuerst auf das große Katalogpult, das den Raum in zwei Hälften schied. Jede derselben enthielt einen 4 Meter langen, eher schmalen, abgerundeten Eichentisch mit acht Arbeitsplätzen. Für die Benutzer kam aber nur der näher beim Eingang befindliche in Betracht. Denn am andern saß der Oberbibliothekar Jak. Horner und nahm, das Antlitz dem Eingang zugewendet, mit seinen Schriftstücken die ganze eine Seite des Tisches in Beschlag. Ihm gegenüber aber wagte sich höchstens niederzulassen, wer mit der Bibliothek auf ganz vertrautem Fuße stand. An der auf der rückwärtigen Längsseite des Raumes angebrachten Glaswand saß an einem besonderen Tisch der Custos, Gottlieb Waser, der sich mit sanfter Stimme und freundlicher Umständlichkeit nach den Wünschen der neuen Benutzer erkundigte und Auskunft erteilte. Ein in der Glaswand angebrachter Schalter stellte die Verbindung mit dem seitlich durch zwei Strebepfeiler eingefaßten Abwartsraum her, aus dem eine durch die Kirchenmauer durchgebrochene, dem Schalter gerade gegenüberliegende Türe nach der oberen Galerie und zu den Bücherbeständen führte. Als Abwart, der die bestellten Bücher herbeischaffte, amtete ein in einen blaugeblümten Schlafrock gehüllter, äußerlich bärbeißiger, aber innerlich ebenso gutmütiger und dienstwilliger, ziemlich bejahrter Mann, Namens Gustav Rollenbutz, letzter Träger eines altzürcherischen Namens, dem als früherem Modellschreiner des Eidg. Polytechnikums das Witzblatt „Der Postheiri" einst den Titel eines Professors der Hobblosophie verliehen hatte. Durch die dem Eingang gegenüberliegende südliche Schmalseite des Lesesaales führte eine mit grünem Vorhang versehene, aber meistens halboffene Glastüre in das limmataufwärts gelegene

Bureau, wo die beiden Unterbibliothekare, A. Sal. Vögelin und F. Staub, ihre Arbeitsplätze hatten. Darüber, eine Treppe höher, im Arbeitsraum der Antiquarischen Gesellschaft, der eine wunderschöne Aussicht auf See und Gebirge bot, herrschte als Olympier, dessen Mienen nicht nur Sonnenschein, sondern zuweilen auch Ungewitter anzeigen konnten, der berühmte Entdecker der Pfahlbauten, Ferd. Keller. Kam er ab und zu herunter zu den beiden befreundeten, fast gleichaltrigen Leitern der Stadtbibliothek, so konnte der Besucher des Lesesaals durch die halbgeöffnete Türe zum innern Raum Ohrenzeuge eines Gespräches werden, das mit Rücksicht auf den schwerhörigen Horner ziemlich laut geführt wurde und auch dem stillen Zuhörer Unterhaltung bot, da sowohl Keller als Vögelin attischen Salzes keineswegs entbehrten und aus ihrem Herzen keine Mördergrube machten. Seiner kritischen Gesinnung konnte Keller, wenn es darauf ankam, auch durch die Tat Ausdruck geben. Um seinen Freunden zu Gemüte zu führen, wie wenig das neue, als Treppenabschluß dienende, drei Meter hohe Eisengitter sie vor Beraubung zu schützen vermöge, kletterte er eines Tages trotz seiner 60 Jahre vor ihren verwunderten Augen mit erstaunlicher Gewandtheit hinüber.

Die Zahl der Arbeitsplätze war also beschränkt. Ebenso die der Arbeitsstunden, die nur 22 betrug. Samstags nahm die Wochenreinigung den ganzen Vormittag in Anspruch. Ein automatisches Klingelzeichen beim Arbeitsschluß gab es nicht. Dafür mahnte der Oberbibliothekar seine Mitarbeiter, wenn sie Miene machten, länger zu bleiben, Mittags mit freundlichem Wort: „S'isch dänn zwölfi". Abends 4 Uhr ging die Bibliothek offiziell zur Ruhe.

Im Grunde genommen bedurfte es aber weder zahlreicher Arbeitsplätze noch ausgedehnter Benutzungsstunden, soweit wenigstens stadtzürcherische Kreise in Betracht kamen. Wer immer aus ihnen der Wissenschaft huldigte und Bücher brauchte, war eben Mitglied der Bibliothekgesellschaft. Als solches konnte er sich Werktags von 8—12 und von 2 Uhr bis Tagesschluß oder wenigstens bis 6 Uhr von der Beschließerin die große Kirchentüre zu ungehindertem Eintritt öffnen lassen, oder, falls jene nicht gerade zur Stelle war, durch Ziehen einer weithin durch die Bibliothekräume gellenden Glocke Öffnung von innen verlangen. Einmal drinnen, konnte er die Bücher selber aus den Repositorien herausziehen, sich's an den da und dort befindlichen Tischen, insbesondere an zwei mächtigen, altfränkischen Schiefertischen im Erdgeschoß der Kirche, bequem machen und nach Befriedigung seiner Wißbegier die Bibliothek durch die Kirchentüre wieder verlassen. Er war lediglich verpflichtet, für Bücher, die er mit sich nahm, Empfangscheine liegen zu lassen; und der in den obern Räumen hantierende Abwart merkte nur an dem Zuschlagen der mächtigen Türe und der darauffolgenden Stille, daß sich soeben ein Mitglied ent-

fernt hatte, dessen allfälligen Empfangsausfertigungen er dann nachzugehen hatte, wie die Hausfrau den Eiern ihrer Hühner. Es war ein gutes Zeichen für die Gesellschaft, daß diese große Freiheit nie ernstlich mißbraucht wurde und auch die Zahl der bei den Jahresrevisionen nicht nachweisbaren Bücher in bescheidenen Schranken blieb.[1])

Der Beschließerin, die, wie bereits früher erwähnt, ihre Entschädigung vom Abwart bezog, war im Hintergrund der damals noch nicht unterschlagenen Helmhaushalle ein kleiner Laden zugewiesen, in dem sie allerlei Gegenstände feil bot. Für einen Ofen darin hatte unlängst die Stadt gesorgt. Wollte er im Winter nicht recht brennen, so fand seine Herrin nichts Besondres darin, einem Ofen der Bibliothek glühende Kohlen zu entnehmen und auf offener Schaufel zum Teil über Holzböden durch die Wasserkirche hinunter zu tragen. Vor dem Laden hatten die regelmäßig an bestimmten Wochentagen vorsprechenden Boten aus verschiedenen Seegemeinden stets ein kleines Lager aller möglichen ihnen zur Besorgung übergebenen Gegenstände. Die Beschließerin nahm auch Aufträge für sie entgegen, was dann dem Lokal mitunter den Anschein einer bescheidenen Börse verlieh.[2])

Schritt um Schritt zog sich diese alte Zeit mit ihren Trägern zurück vor einer neuen. Aber diese neue schien vorerst nicht viel Bleibendes zu bringen. Wohl eröffnete ein eigentümliches Zusammentreffen der Umstände gerade in den Wochen, da es sich um die Neuordnung der Verhältnisse im Bibliothekariat handelte, eine weite Perspektive. In der Neuen Zürcher Zeitung erschien im Juli 1885 ein Artikel aus der Feder von Prof. Hugo Blümner, dem Archäologen der Hochschule, der an den schon öfter ausgesprochenen, aber bis dahin wenig geförderten Gedanken eines gemeinsamen Museumsgebäudes für die verschiedenen Kunst-, Altertums- und sonstigen Sammlungen Zürichs anknüpfte und ausführte, daß ein gemeinsames Haus für die verschiedenen, nicht unbeträchtlichen Büchersammlungen in noch viel höherem Grade ein utopischer Wunsch sei, daß aber inzwischen ein gemeinsamer Zettelkatalog über sämtliche der Benutzung zugänglichen Bibliotheken wertvolle Aushilfe leisten würde [3])

Aber vorerst ließ sich, wie gesagt, die neue Zeit nicht übermäßig günstig an. Ein schweres Augenleiden zwang Staub zu wiederholtem längerem Urlaub und, als es sich als unheilbar erwies, im Jahre 1887 zum Rücktritt. Nach der alten Generation schied nun auch die mittlere, deren Träger freilich Zeit und Kraft dem bibliothekarischen Amte nur nebenbei hatte widmen können. Die Tradition, die gerade für die weitschichtige und langfädige Bibliothekarbeit von doppelt großer Bedeutung ist, wurde dadurch ganz unterbrochen, was umso bedauerlicher war, als die ersten Amtsjahre Eschers, der die junge Generation vertrat, wenig günstig gewesen waren für eine umfassende, systematische An-

leitung. Einzig eine kurze Einführung in die Verwaltung der durch Aug. Barack geschaffenen und geleiteten Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek hatte ihm in seinen bibliothekarischen Anfängen Gelegenheit geboten, sich in einem Musterbetrieb mit manchen bedeutsamen Problemen moderner Bibliothektechnik vertraut zu machen und Anregungen nachhaltigster Art in sich aufzunehmen. Es war auch nicht von Gutem, daß er durch längere Zeit gesundheitlichen Hemmungen unterlag und der Nachfolger Staubs, Dr. phil. Theod. Ziesing, der nun die Bezeichnung eines zweiten Bibliothekars erhielt, während dem verbleibenden Escher die eines ersten zufiel, schon nach 1½ Jahren wieder aus dem Amte schied. Um so mehr kam der Anstalt die Geschäftskenntnis und die Lebenserfahrung des Präsidenten G. v. Wyß zu statten, und um so wertvoller war es, daß dann im Frühjahr 1889 als zweiter Bibliothekar mit halbtägiger Arbeitszeit in Dr. phil. Wilh. v. Wyß eine Persönlichkeit eintrat, die der Bibliothek durch fast zwei Jahrzehnte ihre große Arbeitskraft widmete. Die engen persönlichen Beziehungen zu dem aus gleichartigem Milieu entsprossenen ersten Bibliothekar, die weitgehende Übereinstimmung hinsichtlich der Wertung von Problemen, die sich stets aus dem Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit ergeben, und die rege Aussprache über alles, was die Anstalt betraf, bewirkten eine Sicherheit der Entscheidung, die für die Behandlung gerade der großen Aufgaben der kommenden Jahre überaus förderlich war.[4])

Als im Herbst 1893 Georg v. Wyß aus Altersrücksichten das Präsidium niederlegte und nach wenig Wochen starb, entschwand der letzte Vertreter der älteren Zeit. Ihm folgte als Präsident in einer Wahl, die den Teilnehmern mit Rücksicht auf eine andere ebensosehr in Betracht fallende Persönlichkeit nicht leicht gefallen war, gemäß der alten Gepflogenheit der Bibliothekgesellschaft, an ihre Spitze nicht Gelehrte, sondern Männer des öffentlichen Lebens zu stellen — in G. v. Wyß war beides vereinigt gewesen — Dr. jur. Conr. Escher. Der neue Präsident war als Jurist auf eine präzise Behandlung der Geschäfte und eine klare Leitung der Verhandlungen eingestellt. Seine juristischen Formen veranlaßten auch die Bibliothekare zu sorgfältiger Fassung ihrer Vorschläge und Anträge. Mit dem technischen Betriebe bis anhin wenig vertraut, gab er sich um so größere Mühe, sich insbesondere in die Katalogprobleme einzuleben. Dabei kam ihm zu statten, daß er mit der Übernahme des Präsidiums selber ein eifriger Benutzer der Bibliothek wurde, indem er zumal die lokalgeschichtlichen Teile der Handschriften eifrig durchforschte und so in der Benutzung der Kataloge sich ein eigenes Urteil erwarb. Mit den Vorschlägen der Bibliothekare vielleicht anfangs nicht immer übereinstimmend, gegebenenfalls ihnen mit Bedenken und Gegengründen entgegentretend, ließ er sich durch wohlüberlegte Beweisführung doch stets bestimmen. Hatte er dann aber seine Zu-

stimmung gegeben, so durfte man fest darauf bauen. Die Leitung der Bibliothek erhielt dadurch nur um so mehr eine gewisse Geschlossenheit, deren Wirkung nach außen nicht zu verkennen war. Und noch in anderer Hinsicht war seine Persönlichkeit von Bedeutung. Spätere Ausführungen werden zeigen, wie sehr im Verlaufe die finanziellen Anforderungen der Bibliothek an das Gemeinwesen wuchsen. Da war es doppelt wichtig, daß diese Ansprüche von einem Manne vertreten wurden, der bei Behörden und Einwohnerschaft die Anerkennung genoß, nur wirklich Notwendiges zu verlangen. Und als sich dann die Frage der Bibliothek-Vereinigung erhob, war es wiederum von größtem Werte, daß auch ein Mann für sie einstand, der an der Spitze der Bewegung zur politischen Vereinigung gestanden hatte und von dem bekannt war, daß er nicht aus bloßer Theorie zu dem gelangt war, was er als notwendig erkärte, sondern nach gründlicher Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse.[5])

Seitdem 1803 und 1804 das Verhältnis zwischen der Bürgergemeinde als der Eigentümerin und der Bibliothekgesellschaft als der Verwalterin neu geordnet worden war, hatte es niemals zu Ansichtsäußerungen oder gar Meinungsverschiedenheiten darüber geführt. Nun brachte die Vereinigung der Stadt Zürich mit ihren Ausgemeinden, die seit Ende der achtziger Jahre zur Diskussion stand und auf 1. Januar 1893 verwirklicht wurde, neuerdings Fragen rechtlicher Art, freilich nicht so, daß sie größere Tragweite angenommen hätten. Die Stadtbibliothek hatte den ursprünglichen Gedanken des Stadtrates begrüßt, die bisherigen Bürgergemeinden von der Vereinigung auszunehmen, ihnen vielmehr die Möglichkeit zur Umwandlung in Korporationen zu bieten und ihnen, abgesehen von den Armengütern, die bisherigen Bürgergüter vorzubehalten. Zu den letzteren gehörten für die Stadt Zürich auch das sogenannte bürgerliche Nutzungsgut, dessen Erträgnisse seit Jahren nur ideellen Zwecken dienten und auch die städtischen Zuschüsse an die Stadtbibliothek lieferten, sowie Wasserkirche und Helmhaus, die ihr als Unterkunft dienten. Die Bibliothekgesellschaft hatte in ihrer Antwort an den Stadtrat insbesondere auf ihre Zusammensetzung aus Bürgern der Altstadt und auf die ihr zugeteilten Rechte verwiesen und sich auch befugt erachtet, dieseRechte gegebenenfalls selbständig zu wahren. Die in der kantonalen Abstimmung angenommene Gesetzesvorlage sah dann statt dessen die Vereinigung auch der Bürgergemeinden vor. Den bisherigen Berechtigten blieben lediglich die besonderen Fonds (d. h. zumal die Armen- und Waisengüter) für ein Vierteljahrhundert gewahrt. Das stadtbürgerliche Nutzungsgut wurde in eine Stiftung umgewandelt. Die Stadtbibliothek hatte somit lediglich noch zu entscheiden, ob sie die Bibliothek (d. h. Büchersammlung und Fonds) für den genannten Zeitraum ebenfalls der bisherigen Stadtbürgerschaft vorzu-

behalten wünsche oder der nunmehrigen Ansicht des Stadtrates zustimme, der den sofortigen Übergang an die neue vereinigte Bürgerschaft ins Auge faßte. Sie entschied sich im letzteren Sinne, indem sie gleichzeitig den Kreis der Bibliothekgesellschaft auch den Bürgern der früheren Ausgemeinden öffnete und Angehörige derselben zum Beitritt einlud. Der 1. Januar 1893 brachte also auch der Stadtbibliothek einen neuen Eigentümer in der neuen, vereinigten Stadtbürgerschaft und in der bürgerlichen Abteilung des Stadtrates eine neue Aufsichtsbehörde. Dieser Übergang war von einzelnen Gliedern des Bibliothek-Konvents aus Erwägungen grundsätzlicher Art nicht ohne lebhaftes Bedauern verfolgt worden. Die weitere Entwicklung zeigte jedoch, daß die neuen städtischen Behörden der Anstalt nicht weniger Interesse entgegentrugen als die alten.

Auch in anderer Hinsicht brachte der neue Zeitabschnitt den Bibliothekbehörden Stoff zu bedeutsamen Beratungen, die weder mit Vermehrung und Verzeichnung noch mit Unterkunft und Benutzung der Büchersammlung zu tun hatten.

Als Ende der achtziger Jahre der erstmals von F. Sal. Vögelin ausgesprochene Gedanke der Errichtung eines schweizerischen Landesmuseums greifbare Gestalt gewann, meldete sich auch Zürich als Bewerber um den Sitz. Im schweizerischen Teil des Münzkabinetts, in den früher erwähnten Steindenkmälern aus römischer Zeit, in den Papst-Trophäen von 1512, im Holbeintisch, im Silberschatz der Gesellschaft auf der Chorherrenstube[6]), daneben in einer Reihe anderer Gegenstände, die sich teils in den Räumen der Bibliothek, teils als Depositum in denen der Antiquarischen Gesellschaft befanden, besaß auch die Stadtbibliothek Sammlungsteile, die sie nach den Bestimmungen des Landesmuseumsgesetzes dem neuen Bundesinstitut unter Vorbehalt des Eigentumsrechtes zu übergeben und zu deren Deponierung sie zuzustimmen hatte. Der Verzicht auf die eigene Verwahrung schien um so eher gegeben, als man sich sagen mußte, daß die meisten dieser Gegenstände in dem neuen Museum mehr zur Geltung gelangen würden, als in den alten Räumen. 1891 erhielt Zürich das Museum zugesprochen und hatte demgemäß das Gebäude zu errichten, in das 1897 die zu deponierenden Gegenstände verbracht wurden. Schmerzlich fiel es dagegen den Angehörigen des engeren Kreises, als auf nachträgliches Begehren der Landesmuseums-Behörde 1898 auch die Altargemälde und die Maschwanderscheiben ihre alten Plätze in der Wasserkirche mit solchen im neuen Museumsgebäude vertauschten.[7])

Anders berührte ein zweites neu zu errichtendes Bundesinstitut die Stadtbibliothek, nämlich die zuerst von Dr. F. Staub und hernach 1892 von der Centralkommission der Bibliographie für schweizerische Landeskunde angeregte, 1894 von der Bundesversammlung beschlossene und 1895 ins Leben getretene schweiz. Landesbibliothek. Die Stadtbibliothek stellte sich von vornherein auf

den Standpunkt und gab dieser Anschauung auch Ausdruck, daß das neu zu gründende Institut eine bedeutsame und selbständige Aufgabe zu erfüllen habe und nicht als Konkurrenzunternehmen zu betrachten sei. Die gesamte Helvetica-literatur vergangener Jahrhunderte zu sammeln werde ihm aber nicht möglich sein; es solle deshalb die Sammelaufgabe abgegrenzt werden. Dagegen habe zu dieser hinzu das neue Institut einen Nachweise-Katalog über die Helvetica-bestände der übrigen Bibliotheken des Landes aus der Zeit vor 1848 anzu-legen, gegebenenfalls auch andere bibliographische Aufgaben zu übernehmen. Eine vom Eidg. Departement des Innern einberufene, aus Bibliothekaren be-stehende Expertenkonferenz sprach sich dann für das Jahr 1848 als Sammel-grenze aus, stimmte der Verlegung des Instituts nach Bern als dem Sitz der Bundesverwaltung zu und empfahl den Bundesbehörden die Luzerner Bürger-bibliothek als die reichste und einzige ausschließliche Helveticabibliothek zur Sub-ventionierung ihrer Bestände vor 1848. Auch Escher hatte sich damit einver-standen erklärt in der allgemein herrschenden und insbesondere auch von seinen Amtsvorgängern ihm beigebrachten Überzeugung von der Überlegenheit der Luzerner Bestände. Durch den Zufall geweckte Bedenken darüber veranlaßten ihn auf die Kunde, daß die ständerätliche Kommission zur Behandlung des Geschäftes die hauptsächlichen Bibliotheken der Schweiz zu besuchen gedenke, zu anfänglich beschränkten, dann weiter ausgedehnten Nachforschungen. Sie endeten mit der überraschenden Feststellung, daß die Stadtbibliothek Zürich mit Rück-sicht auf die Literatur bis 1800 die reichsten Helveticabestände besitze, daß das, wenn gleich in abnehmendem Maße, auch für die Zeit bis 1835 gelte und daß sie erst von diesem Jahr an hinter Luzern zurücktrete. Was tun? Die zum Teil unliebsamen Diskussionen neuerdings zu wecken, die unlängst die Sitzfrage über das Landesmuseum ausgelöst hatte, erschien nicht angezeigt. Der Konvent sah deshalb von einer besondern Eingabe an die zuständigen Bundesorgane ab und ordnete lediglich die Drucklegung des Berichtes und dessen Übergabe an die ständerätliche Kommission bei ihrem bevorstehenden Be-suche an, es dieser, wie auch der im folgenden Jahre sich ebenfalls einstellenden nationalrätlichen Kommission überlassend, welche Nutzanwendung sie daraus ziehen wolle. Die Kommissionen erweiterten den bundesrätlichen Entwurf um eine Anzahl wesentlicher Punkte. Insbesondere nahmen sie auch die Erstellung eines allgemeinen Nachweise-Kataloges über die Helvetica vor 1848, sowie gegebenenfalls die Zuweisung anderer ähnlicher Aufgaben in das Gesetz auf. Freilich fiel in der Revision des Landesbibliothekgesetzes vom Jahr 1911 dieser „Helvetica-Nachweise-Katalog" wieder aus dem Text weg, jedoch nur, um durch übereinstimmende Postulate beider Räte betreffend die Errichtung eines schweiz. Gesamtkataloges ersetzt zu werden: ein Projekt, das von der Vereinigung

schweizerischer Bibliothekare im Sommer 1914 hinreichend vorbereitet erschien, um den Bundesbehörden eine endgültige Beschlußfassung zu ermöglichen, das dann aber, wie so manches andere Unternehmen, dem Wirbelsturm des Krieges zum Opfer fiel.

Kehren wir nach der Erwähnung dieser mehr nur beiläufigen Begebenheiten zurück zu dem, was stets Hauptgegenstand bibliothekarischer Tätigkeit ist, zur Vermehrung, Verzeichnung und Benutzung der Sammlungen. Der Zuwachs nahm gegenüber dem vorhergehenden Zeitraum noch größeren Umfang an. Bezifferte er sich von 1855 bis 1879 auf rund 27,000 Bände und 38,000 Broschüren, wozu von 1880 bis 1884 ungefähr weitere 3000 Bände und 2500 Broschüren kamen, so umfaßte er von 1885 bis 1897 zirka 26,000 Bände und zirka 37,000 Broschüren, wozu sich noch zirka 14,000 Blätter d. h. Porträts, Ansichten und geographische Karten und zirka 500 Handschriften gesellten. Die jährlichen Beträge für Anschaffungen schwankten zwischen rund 5600 Fr. (1890) und 9650 Fr. (1897) und reichten bei sorgfältiger Verwendung aus zur Deckung der wesentlichsten Bedürfnisse, wobei man auch vor gelegentlichen größeren Aufwendungen für umfangreichere Werke oder vor der Pflege wenig benutzter, aber mit Zürich doch vielfach in Beziehung stehender Literatur, wie rätoromanische Drucke des 16.—18 Jahrhunderts, nicht zurückzuschrecken brauchte.[8])

Der größere Teil des Zuwachses war wiederum Schenkungen zu verdanken, die sich auf die verschiedenen Abteilungen der Bibliothek bezogen. Die eigenartigste und wertvollste Zuwendung brachte 1890 das Testament Gottfried Kellers, der der Stadtbibliothek seine Bibliothek und die ihm zugekommenen Ehrengeschenke, vor allem die zur 70. Geburtstagsfeier geprägte goldene Medaille, bestimmte. Diesem Vermächtnis schloß sich bei der Liquidation des Erbes auch der künstlerische Nachlaß an, während der literarische, der vermöge seiner urheberrechtlichen Bedeutung dem zum Haupterben eingesetzten Hochschulfonds des Kantons Zürich zufiel, im Verlaufe auf der Stadtbibliothek wenigstens seine Unterkunft fand.[9])

Zum eigenen Besitztum der Bibliothek gesellten sich zwei als Depositum übergebene Sammlungen. Im Sommer 1890 gelangte das Zentralkomitee des Schweiz. Alpenklubs mit der Anfrage an die Stadtbibliothek, ob sie geneigt sei, eine vom Klub zu gründende Bibliothek für Gebirgskunde und Touristik in ihre Verwaltung zu nehmen. Der Konvent verhehlte sich die aus der Übernahme einer solchen Sammlung entstehende Belastung nicht, hielt aber doch dafür, daß die Angliederung der Bibliothek, die sich zu einer Sammelstelle für die Literatur über das ganze schweizer. Alpengebiet auswachsen werde, eine wesentliche Be-

reicherung der eigenen Bestände bilde. Die Verhandlungen führten noch im gleichen Jahre zu einem Vertrage, nach dem der Alpenklub für Anschaffungen und Einbände aufkam, die Stadtbibliothek die neue Sammlung unentgeltlich verwaltete, den Mitgliedern des Alpenklubs die unentgeltliche Benutzung garantierte, innerhalb ihrer eigenen Benutzungsbestimmungen die Bestände auch ihren eigenen Benutzern zugänglich machen durfte, in gleicher Weise ihre eigene Bibliothek auch den Klubmitgliedern zur Verfügung stellte und im Falle der Auflösung des Klubs das Heimfallsrecht zugesichert erhielt. Diese „Bibliothek des Schweiz. Alpenklub" oder, wie heute ihr offizieller Titel lautet, die „Zentralbibliothek des Schweiz. Alpenklub" hat sich seither zu einer sehr ansehnlichen Bibliothek von ca. 7000 Druckschriften entwickelt, die eine wichtige Ergänzung der heutigen zürcherischen Zentralbibliothek bildet. In gleicher Weise gliederte sich zwei Jahre später eine im wesentlichen aus Mittelschulprogrammen bestehende, also viel bescheideneren Umfang aufweisende Bibliothek des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer an.

Der große Zuwachs gab um so mehr zu tun, als vor und neben ihm in den ersten Jahren noch umfassende Restanzen aufzuarbeiten und daneben gewisse Teile der Sammlungen neu zu organisieren waren.[10]) Je weiter diese Arbeiten gediehen, je mehr im großen Handkatalog des Lesesaales neben den eingeklebten Druckausschnitten die Zahl der handschriftlichen Einträge und der eintragenden Hände wuchs, je mehr sich auch das schon früher geäußerte Verlangen nach einem Sachkatalog geltend machte, um so gebieterischer drängte sich die Frage nach der schon früher ins Auge gefaßten Fortsetzung des Katalogdruckes von 1864 auf. Der Blümnerschen Anregung in der Neuen Zürcher Zeitung ist bereits gedacht worden. Über die Nachteile der bibliothekarischen Zersplitterung und die Wünschbarkeit, ihr abzuhelfen, hatten sich auch andere schon Gedanken wenigstens im allgemeinen gemacht. Der betreffende Artikel stellte jedoch zum ersten Male ein festes Ziel auf, das sich dem Sinn einprägte, auch wenn nüchterne Erwägung sich sagen mußte, daß der Weg dahin recht weit sei und daß, bevor eine der beteiligten Anstalten die Initiative zu solchem Unternehmen ergreifen könne, sie zunächst in ihren eigenen Katalogen einen festen Boden unter den Füßen haben müsse.

Von solchen Erwägungen ausgehend und geleitet vom Vorbild deutscher und amerikanischer Bibliotheken, tat die Stadtbibliothek einen ersten Schritt durch Drucklegung halbjährlicher Verzeichnisse ihres Zuwachses. Die Absicht dabei war, die Fortführung des großen Handkataloges zu erleichtern, für die Anlage von Fachkatalogen die nötigen Voraussetzungen zu schaffen und zugleich die Mitglieder der Bibliothekgesellschaft über den neuen Zuwachs zu orientieren. Die Kosten stellten sich auf 20 Rappen für das Alinea. Im Jahre 1888 begonnen,

verlangten diese Zuwachsverzeichnisse mit Notwendigkeit den Ausbau nach rückwärts, das heißt die Drucklegung des gesamten Zuwachses von 1865 bis 1887. Im Herbst 1890 legten die Bibliothekare dem Konvent einen gedruckten Bericht über die Katalogisierungsarbeiten, ihre Fortführung und Ausdehnung vor. Sie betonten darin zunächst die Notwendigkeit von Fachkatalogen, wiesen sodann darauf hin, daß der große alphabetische Bandkatalog in ca. zwanzig Jahren neu anzulegen sei, und schlugen zur Beschaffung des nötigen Titelmaterials den Druck eines Ergänzungsbandes zum vierbändigen Katalog von 1864 vor. Sie kamen ferner auf den Plan eines Zentralkataloges der zürcherischen Bibliotheken zu sprechen, auf den es jetzt schon hinzuarbeiten gelte, und faßten schließlich auch die Fortsetzung des seit A. Sal. Vögelins Tode liegen gebliebenen Handschriftenkataloges ins Auge, dessen einstigem Abschluß selbstverständlich die Drucklegung zu folgen habe. Die Behörde stimmte den Anträgen zu und beschloß vorerst die Drucklegung eines Ergänzungsbandes zum gedruckten Katalog von 1864.[11])

So standen auch die nunmehrigen Bibliothekare vor weitschichtigen Arbeiten. Daß sie zeitraubend seien, war von vornherein anzunehmen. Aber es zeigte sich auch hier wieder, daß — glücklicherweise — der Umfang solcher Aufgaben stets unterschätzt wird. Da in dem Ergänzungsband selbstverständlich alles Aufnahme finden sollte, was nicht schon im 1864er Katalog enthalten war, mußte man vorerst das ganze Gebäude, insbesondere die Dachräume, auf unkatalogisierte Bestände absuchen. Am meisten gab jedoch zu schaffen, daß sich die vielen tausend Titelkopien, die seit 1864 von den verschiedensten Händen angelegt worden waren, mangels fester Regeln zu einem großen Teil als unzuverlässig erwiesen. Man sah sich also auch diesmal wieder zu einer durchgehenden Titelrevision gezwungen. Sie ging so vor sich, daß sämtliche Titelkopien nach dem Standort umgeordnet wurden, der 2. Bibliothekar v. Wyß und Ricarda Huch, die während einiger Jahre in besonderer Arbeitsabrede ebenfalls an diesen Arbeiten teilnahm, von Gestell zu Gestell zogen, diese dort Buch um Buch herauszog und den Titel vorlas und jener auf der Titelkopie die nötigen Korrekturen vornahm. Eine weitere Vorarbeit bestand in der Anlage einer ein für allemal verbindlichen Katalogisierungsinstruktion, die die Diagonale zu ziehen hatte zwischen der Praxis des 1864er Kataloges, von der man aus praktischen Gründen sich nicht zu weit entfernen durfte, und der modernen Theorie, wie sie ihren greifbarsten Niederschlag in Dziatzkos gedruckter Breslauer Instruktion gefunden hatte, hinter welcher Theorie man auch wieder nicht allzusehr zurückbleiben durfte. Die Zuwachsverzeichnisse stellte man selbstverständlich inzwischen ein. Im Spätjahr 1895 konnte der Druck endlich beginnen. Im November 1896 verließ der 1. Band

die Presse, im Juni 1897 der 2. Band, Anfangs Juli 1897 ein Supplementbändchen mit denjenigen seit Druckbeginn angelegten neuen Titeln, die man nicht mehr hatte in das laufende Alphabet einschalten können. Aus den ursprünglich vorgesehenen ca. 35,000 Titeln waren im Verlaufe ca. 68,000 Titel und Rückweise geworden, d. h. genau vier Fünftel des Kataloges von 1864, der 85,000 Titel und Rückweise umfaßt hatte.[12]).

Noch ehe der Druck abgeschlossen war, legten die Bibliothekare im Februar 1897 in einem neuen gedruckten Bericht über den Stand der Katalogisierungsarbeiten dem Konvent ein neues Arbeitsprogramm vor.[13]) Daß sie den Abschluß des Katalogdruckes nicht abwarteten, hatte seinen Grund darin, daß es galt, Eisen zu schmieden, solange es heiß sei. Im Sommer 1896 hatte nämlich auf den Antrag von Kantonsstatistiker Ernst Kollbrunner der Große Stadtrat den Stadtrat eingeladen, auf die Herausgabe eines handlichen und billigen Fachkataloges der Stadtbibliothek und auf die Erstellung eines umfassenden gemeinsamen Kataloges der verschiedenen wissenschaftlichen Bibliotheken Zürichs hinzuwirken. Die Drucklegung eines Fachkataloges erschien mit Rücksicht auf die finanzielle Tragweite von vornherein ausgeschlossen und wurde ohne weiteres abgelehnt. Aber das großstadträtliche Postulat gab um so willkommenere Gelegenheit, sich über die übrigen einschlägigen Fragen zu äußern, vor allem über den schon früher oft besprochenen Sachkatalog, dessen Verwirklichung nunmehr so nahe gerückt war.

Der Bericht wandte sich zunächst diesem zu. Seine Wünschbarkeit stand außer Frage. Unsicher konnte lediglich sein, ob er in der namentlich in deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken üblichen Form eines Fach- oder systematischen Kataloges oder in der aus Amerika stammenden eines Schlagwortkataloges anzulegen sei. Nach reiflicher Erwägung gaben die Bibliothekare der zweiten Form den Vorzug, obgleich sie auf dem europäischen Kontinent bis anhin nur für bibliographische Unternehmungen, nicht aber für größere Bibliotheken Anwendung gefunden hatte. Maßgebend hiefür waren im wesentlichen: die Ungleichmäßigkeit der Bestände der Stadtbibliothek, die früher eine universelle Büchersammlung gewesen war, sich im Verlaufe aber auf beschränkte Gebiete zurückgezogen hatte, welche Ungleichmäßigkeit auch das beste System hier zu eng und dort zu weit hätte erscheinen lassen; der Umstand, daß neue Wissensgebiete sich eher in einem systemlosen Schlagwortkatalog berücksichtigen ließen als im abgeschlossenen System eines Fachkataloges; die Möglichkeit, einen in Zettelform angelegten Schlagwortkatalog schlimmstenfalls jederzeit in einen systematischen umzuwandeln, während das Gegenteil viel schwerer fiel; sodann ganz besonders die Überzeugung, daß für die Benutzer einer zwar wissenschaftlichen, aber nicht nur für Gelehrte, sondern auch für weitere Kreise bestimmten Bibliothek ein Schlagwortkatalog

viel leichter zugänglich und zu handhaben sei als ein systematischer; und schließlich die Anschauung, daß jener viel leichter und einfacher anzulegen sei als dieser.

Weiterhin kam der Bericht auf die Fortführung des Handschriftenkataloges und die Anlage eines neuen alphabetischen Kataloges im Lesesaal zu sprechen. War dieser vor sieben Jahren als die wenigst dringliche Arbeit bezeichnet worden, so erschien sie nunmehr aus verschiedenen Gründen viel notwendiger.

In einem letzten Abschnitt griff der Bericht, wie der frühere, über den Rahmen der eigenen Aufgaben hinaus, um das Problem eines zentralen Kataloges der zürcherischen Bibliotheken zu behandeln. Die Anlage eines solchen, die der Konvent schon in einer Ende 1896 abgehaltenen Sitzung für sehr beachtenswert erklärt hatte, erschien den Bibliothekaren erst dann spruchreif, wenn dessen Fortführung gesichert sei. Diese aber sei am einfachsten zu verwirklichen durch den Druck gemeinsamer Zuwachsverzeichnisse der zürcherischen Bibliotheken nach dem Vorbild eines seit 1885 die schwedischen Bibliotheken umfassenden Unternehmens. Für solche Zuwachsverzeichnisse seien gerade jetzt die größeren Bibliotheken unschwer zu gewinnen. Die Stadtbibliothek werde ohnehin wieder zur Ausgabe eigener zurückkehren. Die Polytechnikumsbibliothek habe soeben ihre gesamten Bestände in einem Neudruck verzeichnet. An der Kantonsbibliothek klopfe die Idee des Katalogdruckes (in Form einer Fortsetzung zum Katalog von 1859) ebenfalls an die Türe. Auch diese beiden Sammlungen müßten also binnen kurzem Stellung zur Frage eigener Zuwachsverzeichnisse nehmen. Sei aber die Fortführung eines zentralen Kataloges durch gemeinsame Verzeichnisse gesichert, so werde er um so eher von selber als reife Frucht vom Baume fallen und um so leichter auszuführen sein, als fast alle in Frage kommenden Bibliotheken über gedrucktes Titelmaterial verfügten. [14])

Der Konvent genehmigte diese Anträge und beauftragte die Bibliothekare, Hand anzulegen an einen Schlagwortkatalog und zugleich an einen neuen alphabetischen Bandkatalog im Lesesaal, für den Handschriftenkatalog mit Rücksicht auf freiwillige Mitarbeiter die nötigen Anleitungen und Gesichtspunkte jetzt schon zu formulieren und die in Betracht kommenden zürcherischen Bibliotheken zur Herausgabe gemeinsamer Zuwachsverzeichnisse einzuladen. Der Vorschlag fand bereitwillige Aufnahme. Die eingeladenen Bibliotheken erklärten sich bereit, ihr Titelmaterial periodisch einzuliefern und die Kosten nach Maßgabe der von ihnen gelieferten Titelkopien zu übernehmen. Eine kleine Kommission, bestehend aus dem 1. Bibliothekar der Stadtbibliothek, Dr. Escher, den Oberbibliothekaren der Kantonsbibliothek und der Polytechnikumsbibliothek, Emil Müller und Prof. Dr. Ferd. Rudio, sowie dem Präsidenten der Bibliothekkommission der Museumsgesellschaft, Prof. Dr. Th. Vetter, arbeitete eine kurze Katalogisierungsinstruktion aus, die im wesentlichen der der Stadtbibliothek entsprach, diese wurde mit der

Redaktion und Drucklegung betraut und ein erster Jahrgang, das Jahr 1897 umfassend, vorbereitet.

So war eine wesentliche Voraussetzung für den zentralen Katalog gesichert. Nun nahm aber dieser selber eine viel raschere Entwicklung, als man hatte hoffen dürfen. Während man auf der Stadtbibliothek am erwähnten Katalogisierungsbericht arbeitete, regte im Januar 1897 Prof. Dr. Th. Vetter, seit April 1896 Mitglied des Konventes, in einem Artikel in der N. Z. Z. [15]) die sofortige Durchführung an. Im Mai richtete er an die kantonalen Behörden eine besondere Eingabe, die den Erfolg hatte, daß die Erziehungsdirektion den Verfasser, sowie die drei andern eben genannten Herren zur Erstellung eines Experten-Gutachtens einlud, das im März 1898 eingereicht wurde und den Ausgangspunkt bildete für die weiteren Schritte, über die im nächsten Abschnitt zu berichten ist.

Die Gunst der Umstände gestattete aber, das ganze große Bibliothekproblem noch an tieferer Wurzel anzugreifen. Die Veranlassung dazu boten die räumlichen Verhältnisse der beiden Hauptbibliotheken.

In der Stadtbibliothek hatte Mangel an Platz in den Bücherräumen sich schon 1880 angekündigt und im folgenden Jahr vorübergehende Abhülfe gefunden. [16]) Die Verlegenheit machte sich auch weiterhin geltend; aber bis ca. 1893 konnte man, dank der Eröffnung von kleineren Mobiliar-Krediten durch die Stadt, ihrer stets Herr werden. Es war mehr die Feuersgefahr, die sich namentlich an das mächtige Balkengefüge des Kirchendaches heftete und von dort das Kirchengewölbe bedrohte, die zu denken gab, und zwar um so mehr, als das Gebäude nachts unbewohnt war. Solche Besorgnisse lagen um so näher, als schon zweimal innerhalb von zweieinhalb Jahren zürcherische Sammlungsinstitute durch Feuersbrünste anstoßender oder nahe gelegener Gebäude ernstlich bedroht worden waren, das eine Mal im Juni 1887 die Kantonsbibliothek durch den Brand des sog. Amthauses, der der Bibliothek so warm machte, daß man bereits die Handschriften entfernte, das andere Mal am Neujahr 1890 das Staatsarchiv durch den Brand des Stadttheaters. Der erste der beiden Brandfälle hatte zur Folge, daß auf Ansuchen der Bibliothek der Stadtrat einige Sicherungsvorkehrungen baulicher Art traf. Die Lehre, die der Theaterbrand gab, bestand vornehmlich darin, unter Aufwendung nicht unbeträchtlicher Geldbeträge im Innern der Bibliothek Vorkehrungen für allfällig nötig werdenden Abtransport wertvoller Sammlungsteile zu treffen. Als solche kamen in Betracht teils Umstellungen von wertvollen, über die Räume verteilten Beständen, ihre Vereinigung in besonderen Gestellen und ihre Kenntlichmachung, teils Anschaffung von Materialien zum Abtransport, wie Körbe, Säcke, Gurten, Rutschtücher, teils Errichtung einer besonderen aus Freunden und häufigen

Besuchern der Anstalt bestehenden Hilfsabteilung, die in einfacherer Weise schon nach dem Amthausbrand organisiert worden war und im Bedarfsfalle der Feuerwehr beim Retten bedrohter wertvoller Bestände an die Hand zu gehen hatte. [17])

Auf die Länge hätte sich die Bibliothek jedoch mit den ihr zugewiesenen Räumen um so weniger behelfen können, als sie von einer Auskunft, zu der sich der Stadtrat schon 1885 bereit erklärt hatte, nämlich der Naturforschenden Gesellschaft ihre Lokale zu kündigen, keinen Gebrauch machte, um künftigen Vereinigungsmöglichkeiten nicht vorzugreifen. Da bot die Errichtung des Landesmuseums den rettenden Ausweg. In dem Augenblick, da die Sammlungen der Antiquarischen Gesellschaft in das neu zu errichtende Landesmuseumgebäude übersiedelten, erhielt die Stadtbibliothek Luft. [18]) Freilich durfte der Raumgewinn nicht einseitig den Büchern zugute kommen; auch die Benutzungs- und Verwaltungsräume bedurften der Ausdehnung. Man plante einen geräumigeren und auch ruhigeren Lesesaal auf der Limmat- oder Rathausseite. Es wurden Studien angestellt, die 1894 zu Planskizzen und einem Voranschlag führten. Aber dieser war so hoch, daß der Stadtrat erklärte, von der auf ca. 47,000 Fr. bezifferten Bausumme Fr. 20,000 der Bibliothek auferlegen zu müssen. Diese, durch eine hochherzige Schenkung aus dem Hause Hagenbuch-Meister dazu in den Stand gesetzt, willigte ein. Aber indem sich die Vollendung des Landesmuseums Jahr um Jahr hinauszog, verschob sich auch die vorgesehene Umbaute in der Stadtbibliothek und machte der Erwägung Platz, ob es angesichts der Raumnot, die sich auch in der Kantonsbibliothek ankündige, nicht besser sei, sich mit einfacheren Einrichtungen zu behelfen und bleibende Abhülfe an wirksamerer Stelle zu schaffen durch eine räumliche Vereinigung der beiden Hauptbibliotheken in einem gemeinsamen Gebäude. Der verhängnisvollen Zersplitterung des zürcherischen Bibliothekwesens würde so am wirksamsten abgeholfen. [19])

In der Einleitung des Neujahrsblattes auf 1896 gab der Konventspräsident Dr. C. Escher dem Gedanken zum ersten Male öffentlichen Ausdruck. Der im April veröffentlichte Jahresbericht über das Jahr 1896 wiederholte ihn. Im Mai desselben Jahres forderte Prof. Dr. Th. Vetter eine Verschmelzung der Kantonsbibliothek, die jüngst in Prof. Dr. O. F. Fritzsche ihren greisen nebenamtlichen Oberbibliothekar verloren hatte, mit der Stadtbibliothek, event. mit anderen zürcherischen Bibliotheken und schloß seine Ausführungen ebenfalls mit dem Ausblick auf ein künftiges gemeinsames Bibliothekgebäude, das er sich neben der Kantonsbibliothek dachte. [20]) Auch andere Äußerungen in der Presse bewegten sich in gleicher Richtung. Sie gaben dem Konvent einen genügend festen Boden unter die Füße, um im Spätsommer 1896 den Stadtrat zu ersuchen, es seien die im Helmhaus vorzunehmenden Umbauten auf das schlechthin Notwendige zu beschränken, es sei aber die voraussichtlich nie wiederkehrende Gelegenheit, da

Zürichs Hauptbibliotheken ungefähr auf den nämlichen Zeitpunkt neuer Unterkunft bedürften, zu einer wenigstens räumlichen Vereinigung unter einem gemeinsamen Dache zu benutzen. Der Stadtrat stimmte zu und ließ, nachdem im Hochsommer 1897 die Antiquarische Gesellschaft in das Landesmuseum übergesiedelt war, das vereinfachte Umbauprogramm auf städtische Kosten ausführen. Vom bisherigen Lesesaal wurde der nördliche Teil abgetrennt und zu einem besonderen Katalograum umgestaltet. Dafür wurde das südlich anstoßende Bureau zum Lesesaal geschlagen, der nun 28 Arbeitsplätze statt der früheren 12 enthielt. Die Bibliothekare übersiedelten in zwei Räume des Helmhauses, jenseits der Haupttreppe, wo früher Münzkabinett und Porträt- und Ansichtensammlung untergebracht waren. Diese wanderten in den oberen Stock des Wasserhauses, der überdies zwei neue, im folgenden zu besprechende Sammlungsabteilungen aufnahm. Im oberen Stock des Helmhauses wurde ein großer Saal als Büchermagazin eingerichtet. Zwei kleinere Räume erhielten ebenfalls im nächsten Absatz zu erwähnende Spezialbestimmungen. Die Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft blieb unbehelligt in den beiden seit Jahrzehnten ihr zugewiesenen Räumen.

Die soeben erwähnten neuen Sammlungsabteilungen waren eine Sammlung zürcherischer Familien-Archive und die Bestände des zürcherischen Kartenvereins. Jene wurde 1896 in ausführlicher Eingabe von Dr. P. Hirzel angeregt. Einen ersten Bestandteil sollte ein Archiv der Familie Hirzel bilden, das er in jahrelangen Bemühungen zusammengebracht und, man darf wohl sagen, zum wesentlichen Teile vor künftiger Vernichtung gerettet hatte. Der Konvent stimmte der wertvollen Anregung zu und beschloß grundsätzlich, für Archive zürcherischer Familien eine besondere Abteilung einzurichten. Die andere Sammlung, die aus einer allgemeinen und einer schweizerischen Abteilung bestand, bot ihr Eigentümer, der im Jahr 1850 gegründete Kartenverein im Frühjahr 1897 samt Mobiliar und Barvermögen mit der Verpflichtung der Weiterführung der Stadtbibliothek an, weil er sich infolge steten Rückgangs der Mitgliederzahl aufzulösen wünschte. Der Konvent konnte sich nicht verhehlen, daß, zumal da eine geographische Gesellschaft in Zürich fehle, die Stadtbibliothek die berufene Stelle sei, um in die Aufgabe des Kartenvereins einzutreten. Sie schloß also mit diesem einen Vertrag ab, wonach Sammlungen, Mobiliar und Vermögen sofort nach Bezug der neuen Räume zu übernehmen waren.

Ein anderer Vertrag wurde mit der Antiquarischen Gesellschaft über deren Bibliothek geschlossen. Im Landesmuseum sollte außer den Sammlungen nur derjenige Teil der Gesellschaftsbibliothek Aufnahme finden, der sich in den Rahmen einer engbegrenzten Handbibliothek einfügte. Weitaus der größere Teil, insbesondere der ausgedehnte Zeitschriftentausch, ging als Eigentum an die Stadt-

bibliothek über, der auch die künftig eingehenden Tauschschriften zufielen, wogegen sie den Versand der ausgehenden zu übernehmen hatte.[21])

Mit der Zuweisung neuer Räume hing auch ein letzter Vertrag dieses Jahres zusammen. Schon 1894 hatte sich eine auf Anregung des Kirchenhistorikers Prof. Dr. E. Egli von Antistes Dr. G. Finsler einberufene und geleitete Versammlung angesehener kirchlich interessierter Persönlichkeiten an die Stadtbibliothek gewandt mit dem Ersuchen, die vielen in ihrem Besitz befindlichen Erinnerungsgegenstände an Zwingli und dessen Zeit zu einem bescheidenen Museum zusammenzustellen. Der Konvent hatte den Gedanken sympathisch entgegengenommen, jedoch gewünscht, die einschlägigen Fragen, wozu auch eine Vermehrung des Museums durch Ankäufe weiterer Gegenstände gehöre, mit einem bleibenden Organ zu besprechen. Darauf bildete sich Anfangs 1897 auf einen öffentlichen Aufruf der sog. Zwingliverein, der sich die Pflege von Zwinglis Andenken zum Ziel setzte und dieses teils durch Herausgabe einer kleinen Zeitschrift, der „Zwingliana", teils durch Unterstützung des Museums zu erreichen suchte. In einem im Mai abgeschlossenen Vertrag verpflichtete sich die Stadtbibliothek zur Einrichtung und der Verein zur Subventionierung des Museums. Seine Unterkunft fand es im nördlichen Eckraum des oberen Geschosses im Helmhaus. Diese Zuteilung legte der Stadtbibliothek eine weitere Ehrenpflicht auf gegenüber dem vaterländischen Dichter, der sie testamentarisch so reich bedacht hatte. Neben dem Zwinglimuseum war also auch ein Zimmer für Gottfried Keller zu bestimmen.

So konnte sich die Bibliothek wieder für eine Anzahl von Jahren häuslich einrichten. Freilich war deren Zahl nicht höher als etwa zwölf zu schätzen. Sie reichten aber voraussichtlich hin, um inzwischen die viel wichtigere Hauptfrage zum Abschluß zu bringen. Diese nicht anstehen zu lassen, schien um so angezeigter, als die rege Bautätigkeit im ersten Jahrzehnt nach der Stadtvereinigung alle freien Bauplätze im Innern der Stadt in ihre Berechnungen zog. Der Konvent wandte sich deshalb noch im Herbst 1897 an den Stadtrat mit der Frage, ob mit Rücksicht auf die beschränkte Zahl verfügbarer Liegenschaften in geeigneter Lage nicht jetzt schon ein Bauplatz für ein gemeinsames Bibliothekgebäude bereit zu halten sei. In weitgehendem Verständnis für die Wichtigkeit der Frage antwortete der Stadtrat mit dem Ersuchen, ihm nach Beratung mit den Verwaltungen der Kantonsbibliothek und gegebenenfalls auch anderer Bibliotheken vorerst Angaben über Umfang und Gestaltung eines solchen Baues zu machen. Die Bibliothek war damit vor eine neue Aufgabe gestellt.

Die bemerkenswerte Entwicklung, die die Stadtbibliothek in diesen Jahren nahm, war vor allem dem Wohlwollen der Behörden zu verdanken. Daneben

wurde sie auch durch das Interesse gefördert, das sich in der Öffentlichkeit kund gab. Beide hätten sich wohl nicht so sehr mit der Bibliothek beschäftigt, wenn sie nicht deren Streben wahrgenommen hätten, in Wirklichkeit eine öffentliche Bibliothek zu werden und sich in den Dienst der gesamten städtischen Einwohnerschaft zu stellen. Wer sich Rechenschaft gab über die Aufgabe wissenschaftlicher Bibliotheken im allgemeinen und die Zugänglichkeit der Stadtbibliothek im besonderen, der mußte sich sagen, daß Anteil an der letzteren bisher im Wesentlichen nur die der Stadtbürgerschaft angehörenden Gesellschaftsmitglieder und die Dozenten und Lehrer der Hoch- und Mittelschulen hatten. Dabei nahm die Zahl jener von Jahr zu Jahr ab: ein Zeichen, neben anderen, daß die Sorge für Bibliotheken über den Bereich und die Kräfte privater Vereinigungen mehr und mehr hinausgriff.[22]) Den Zuspruch der Studenten hemmte die Bestimmung, daß ihre Empfangscheine der Garantie-Unterschrift eines Gliedes der Bibliothekgesellschaft oder des akademischen Lehrkörpers bedurften. Das Jahresabonnement von Fr. 2. — für Stadtbürger, die nicht der Gesellschaft angehörten, konnte als geringfügig gelten, wirkte aber trotzdem als Schranke. Und den Jahresbeitrag von Fr. 10. —, der von Niedergelassenen verlangt wurde, nahmen nur solche Benutzer auf sich, die um die Bibliothek wirklich nicht herum kamen.

Schritt um Schritt suchten Erleichterungen in der Benutzung die Bücherbestände zugänglicher zu machen. Freilich erforderte das meist Revisionen des durch die Bibliothekgesellschaft revidierbaren Reglements oder gar der Statuten, die dann die Zustimmung des Stadtrates erforderten. Die Einzelgarantien der studentischen Empfangscheine wurden ersetzt durch amtliche Bibliothekzulassungskarten, die den Inhaber ein für allemal zum Bücherbezug berechtigten. Exmatrikulierte Doktoranden wurden von der Zahlungspflicht befreit und erhielten Zulassung gegen Kaution eines akademischen Lehrers. Die Jahresbeiträge für Niedergelassene wurden auf Fr. 5. — heruntergesetzt und schließlich samt den Bürgerabonnements 1893 ganz aufgehoben. Städtische höhere Beamte wurden auf Grund ihrer amtlichen Stellung zugelassen. Auch die Öffnungszeit wurde ausgedehnt, zunächst auf den Samstag vormittag, dann auf die Zeit von $1^1/_2$ bis 2, um Benutzern entgegenzukommen, die an Geschäftsstunden gebunden waren, dann auf die Zeit bis Abends 5 Uhr, d. h. im Winter bis Einbruch der Dunkelheit. Denn Licht durfte auf der Bibliothek nicht gebrannt werden bis nach der Umbaute von 1897, die für Lese- und Katalogsaal, sowie für die Arbeitsräume des Personals und für einige besonders dunkle Teile des Büchermagazins die elektrische Beleuchtung brachte.[23]) Die Wirkungen solcher Erleichterungen zeigten sich in der steigenden Benutzung, die sich für 1882, dem ersten Jahr einer genauen Statistik, auf 3823 nach Hause verliehener Bände

bezifferte, für 1897 dagegen auf 9554, wozu in den letzten Jahren ein um 1000 Bände schwächerer Bezug in den Lesesaal trat. Die Aufhebung der Einzelgarantien und ihr Ersatz durch die Bibliothekkarten der Studierenden ließ die Benutzung der Stadtbibliothek fast von Stunde an die der kantonalen Anstalt übersteigen.

Um die Bibliothek in den Kreisen der Einwohnerschaft bekannter zu machen, griff man auch zu gelegentlichen Ausstellungen, wofür der helle, abgeschlossene Teil der Helmhaushalle ein günstig gelegenes Lokal bot. Ein erster bescheidener Versuch führte dem Publikum Gottfried Kellers malerischen Nachlaß und die Ehrengeschenke vor. Ihm schlossen sich etliche andere Veranstaltungen mit Material aus den reichen Schätzen der Ansichtensammlung an, insbesondere eine über Zürichs bauliche Entwicklung. Man öffnete gelegentlich an Sonntag Vormittagen sogar die stimmungsvolle Wasserkirche mit ihren mannigfaltigen Denkmälern zu allgemeiner Besichtigung, indem man die Büchergestelle vor unerwünschter Berührung sicherte, und hatte die Genugtuung, auch dadurch den Boden sich verbreitern zu sehen, auf dem einst die großen Zukunftsfragen zur Entscheidung gelangen mußten. Wie die Umbaute die Möglichkeit zu bescheidenen dauernden Ausstellungen schuf, ist bereits berichtet worden.[24])

Die bemerkenswerte Ausdehnung des Tätigkeitsbereiches wies aber eine ungünstige Kehrseite auf: sie nahm auch die Finanzen in verstärktem Maß in Anspruch. Diese im Gleichgewicht zu halten, kostete den gewissenhaften Quästor E. Usteri-Pestalozzi, der von 1885 bis zum Ende der Stadtbibliothek das Quästorat führte, um so mehr Mühe, als einzelne Einnahmeposten, wie die Mitgliederbeiträge, beständig zurückgingen, andere, wie die Lesegelder von bürgerlichen und niedergelassenen Abonnenten, die übrigens stets nur bescheidenen Gewinn gebracht hatten, im Verlaufe ganz dahin fielen. Die beiden Haupteinnahmequellen bestanden auch jetzt wieder in den Zinsen des Bibliothekfonds und den Beiträgen von Stadt und Kanton. Die des Kantons wurden 1895 von den 1875 festgesetzten Fr. 3000 auf Fr. 4500 erhöht. Die Stadt, deren Hülfe die Neuordnung der Bibliothekariatsverhältnisse im Jahre 1885 ermöglicht hatte, vermehrte 1888 ihren Beitrag von Fr. 5100 auf 5700; 1891 erfolgte eine weitere Vermehrung um Fr. 2500, um die die Bibliothek mit besonderer Rücksicht auf das große Katalogisierungsprogramm gebeten hatte. 1896 sah sich der Konvent neuerdings gezwungen, an die Hilfe der Stadt zu appellieren und unter Hinweis auf die steigende Benutzung durch Niedergelassene die Frage aufzuwerfen, ob neben der bisher alleinigen Subventionierung aus dem bürgerlichen Nutzungsgut nicht auch eine solche aus den Mitteln des Gemeindegutes erhältlich wäre. Mit dankbar empfundener Bereitwilligkeit erhöhte die Stadt den bürgerlichen Beitrag auf Fr. 10,000 und gewährte aus den Mitteln der Ein-

wohnergemeinde Fr. 2000. Spontan sich äußerndes Wohlwollen im Schoße des großen Stadtrates fügte 1897 aus Anlaß des bevorstehenden Abschlusses des Fortsetzungskataloges diesen jährlichen Beiträgen noch einen einmaligen von Fr. 3000 bei. Trotz alledem hätte man den gesteigerten Anforderungen nicht entsprechen können, wenn nicht Vermächtnisse und Gaben dem Bibliothekfonds stets neuen Zuwachs gebracht hätten. Das gewährte neben der Vermehrung der Zinse insbesondere die Möglichkeit, für die außerordentlichen Ausgaben, die sich aus dem großen Katalogisierungsprogramm, daneben auch aus den Vorkehrungen gegen den Brandfall ergaben und häufig zu Rückschlägen der Korrentrechnung führten, auf das Kapital zurückzugreifen. Standen doch in den 13 Jahren unseres Zeitraumes Vorschlägen der Korrentrechnung im Betrage von rund Fr. 3000 nicht weniger als rund Fr. 22,000 Rückschläge gegenüber, die man aus dem Kapital deckte. Dabei wuchs dieses trotzdem von Fr. 178,000 auf Fr. 233,000 an. Wie sehr man aber Bedenken trug, zu dieser Ultima ratio zu greifen, zeigt die folgende Tatsache. Als 1892 in der Zeit zwischen zwei Erhöhungen des städtischen Beitrages Kustos Waser zurücktrat — Abwart Rollenbutz war schon früher ausgeschieden und durch Paul Locher ersetzt worden —, da beschafften die der Bibliothekleitung nächststehenden Personen die erforderlichen Mittel auf dem außergewöhnlichem Wege, daß sie einen kleinen Kreis von Freunden der Bibliothek auf drei Jahre um freiwillige Beiträge baten.[25])

IV. 1898—1915.

Die tief einschneidende Bedeutung, durch die sich das Jahr 1897 auszeichnete, entsprang aus zwei Ursachen, deren jede in doppelter Hinsicht fortwirkte. Der Abschluß des Fortsetzungskataloges machte die Bahn frei für weitere wichtige Katalog-Unternehmungen, die nicht nur die eigene Anstalt betrafen, sondern über sie hinausgriffen und die Gesamtheit der zürcherischen Bibliothekinteressen berührten. Und die sozusagen alleinige Übernahme des ganzen Gebäudekomplexes — denn daß die Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft früher oder später der Stadtbibliothek zufallen werde, war schon damals vorauszusehen — setzte diese in den Stand, sich für eine gewisse beschränkte Zeit zu erweiterter Wirksamkeit einzurichten; aber sie lenkte zugleich den Blick hinaus in eine Zukunft, die nicht mehr der eigenen Anstalt allein gehörte, sondern sich auf eine höhere Einheit bezog. So stellte das Jahr 1897 zugleich das Programm für den letzten Lebensabschnitt der Bibliothek auf. Dem tat auch der

Umstand keinen Eintrag, daß die entscheidende Anregung zum Zentralkatalog nicht von ihr, sondern von der bibliothekarisch stark interessierten Persönlichkeit Prof. Vetters ausgegangen war.

Von den drei über den Rahmen der Stadtbibliothek hinausgreifenden Unternehmungen war die einfachst zu lösende und am raschesten sich abwickelnde die der gemeinsamen Zuwachsverzeichnisse. Anfangs 1898 lieferten die beteiligten Bibliotheken die Titel ihres Zuwachses von 1897 der Stadtbibliothek als der Redaktionsstelle ab. Den in einem geschlossenen Band erscheinenden Jahrgang leitete ein von Dr. H. H. Field, dem opferfreudigen Gründer und Direktor des Concilium bibliographicum, erstelltes Verzeichnis der laufenden Zeitschriften in rund 40 zürcherischen Bibliotheken ein. Auch Jahrgang 1898 erschien in geschlossenem Band. Von 1899 an folgten sich die Hefte anfänglich halbjährlich, dann vierteljährlich. [26])

Für den Zentralkatalog, oder wie sein offizieller Titel lautete, den „Zentralzettelkatalog der Bibliotheken der Stadt Zürich", wurde die nötige Grundlage durch das oben erwähnte Expertengutachten geschaffen. Nach dessen Vorschlägen sollten um ihr Titelmaterial die sämtlichen öffentlichen und halböffentlichen, d. h. die direkt oder wenigstens indirekt jedem wissenschaftlich interessierten Benutzer zugänglichen Bibliotheken angegangen werden. Handbibliotheken von Lehrinstituten sollten außer Betracht bleiben. Das hatte den Vorteil, daß sozusagen für das gesamte in Frage kommende Titelmaterial gedruckte Kataloge vorlagen; der neue Katalog konnte also aus aufgeklebten Druckausschnitten erstellt werden, was die Arbeiten ungeheuer erleichterte. Hinsichtlich der Katalogart hätte man sowohl an einen alphabetischen als an einen Sachkatalog denken können. Da aber der letztere stetes und höchst zeitraubendes Zurückgreifen auf die betr. Bücherbestände nötig gemacht hätte, begnügte man sich mit einem alphabetischen. Für die Anordnung wurde die für die gemeinsamen Zuwachsverzeichnisse aufgestellte Katalogisierungsinstruktion maßgebend erklärt.

Gestützt auf das Gutachten schlug die kantonale Regierung sowohl dem Stadtrat, wie dem Eidg. Schulrat als der Oberbehörde des Polytechnikums die gemeinsame Erstellung des angestrebten Kataloges vor und fand bei beiden Zustimmung. Die Kosten, sowohl einmalige für Einrichtungen und erste Anlage, wie bleibende für Ausbau, Fortführung und Aufsicht, wurden zu je zwei Fünftel auf Kanton und Stadt und zu einem Fünftel auf das Polytechnikum verteilt. Die zur Leitung berufene Kommission unter dem Präsidium von Prof. Vetter setzte sich im gleichen Verhältnis aus Vertretern der drei vertragschließenden Parteien zusammen. Zur Unterkunft wurde in den Räumen der Stadtbibliothek im Hochparterre des Wasserhauses ein unmittelbar an der Treppe gelegener Raum eingerichtet. Anfangs 1899 begannen die Arbeiten.

Im Herbst 1901 lag das einschlägige Titelmaterial der berücksichtigten Bibliotheken auf zirka 350 000 Zetteln aufgeklebt und alphabetisch im Groben geordnet vor, so daß man den Katalog dem Publikum öffnen konnte. Die feinere Arbeit dauerte bis zum Jahr 1915. Hatte die leitende Kommission in den ersten Jahren das erforderliche Personal von sich aus angestellt, so übertrug sie später die Arbeiten durch Vertragsabrede gegen Entschädigung der Stadtbibliothek, und diese ordnete je nach Erfordernis höherstehende oder einfachere Arbeitskräfte aus ihrem Personal ab. Im Frühjahr 1915 waren die vorgesehenen Arbeiten beendet. Das Zentralkatalog-Unternehmen, das sich von Anfang an stets nur als Vorläufer der Zentralbibliothek bezeichnet hatte, konnte als abgeschlossen der inzwischen ins Leben getretenen Bibliothekkommission der Zentralbibliothek übergeben werden, und die Kommission löste sich auf.[27])

Damit haben wir uns der Zentralbibliothek selbst zuzuwenden. Ihre Entstehungsgeschichte ist bereits im Neujahrsblatt auf 1919 behandelt worden. Zu der dort gegebenen Darstellung bedarf es nur noch weniger Ergänzungen. Über die ersten Schritte der Stadtbibliothek, die Beratungen der fünf Bibliothekleitungen, auch über deren Ergebnisse, die im August 1898 in der Antwort an den Stadtrat niedergelegt wurden, ist nichts Weiteres zu bemerken; auch nicht über die Schwierigkeiten der Finanzlage auf seiten der Stadt, die damals durch die Nachwirkungen der Stadtvereinigung stark in Anspruch genommen war, wie auf seiten des Kantons. Wohl überlegte man in der Stadtbibliothek den Gedanken, ob es nicht möglich wäre, durch Geldsammlungen bei Privaten einen Baufonds anzulegen. Aber das eigene Arbeitsprogramm war zunächst noch so reichlich bemessen, daß es richtiger schien, zuzuwarten, um inzwischen freiere Hände zu gewinnen.[28])

Da erfolgte, wiederum rascher als man zu hoffen gewagt hatte, am 1. August 1902 die entscheidende Wendung durch die hochherzige, von Professor Rudio vermittelte Schenkung eines ungenannt sein wollenden Gönners im Betrag von Fr. 200 000 an den Kanton zugunsten eines gemeinsamen Bibliothekgebäudes. Damit fiel die Initiative dem Kanton zu. Von ihm gingen nunmehr die weiteren Schritte aus, und die offizielle Beteiligung der Stadtbibliothek konnte sich darauf beschränken, zu den notwendigen Entscheidungen jeweilen Stellung zu nehmen. Der Konvent ernannte demgemäß im Frühsommer 1903 seine Abgeordneten zur ersten Konferenz der beteiligten Stellen, die sich unter dem Vorsitz des Erziehungsdirektors in die vorberatende, bis 1914 bestehende Kommission umwandelte. Er hieß im Frühjahr 1906 den Entwurf eines Stiftungsstatuts, insbesondere auch den darin vorausgesetzten Verzicht auf die Wertung der einzuwerfenden Sammlungen gut und stimmte dem Ankauf der Stockarschen Liegenschaft zu. Er genehmigte im Februar 1911, als die Ver-

hältnisse den Amtshausplatz wieder in den Vordergrund gerückt hatten, die vom kantonalen Hochbauamt angefertigten Pläne. Und im folgenden Monat erklärte sich auf den Antrag des Konvents und ein ausführliches Referat des 1. Bibliothekars die Bibliothek-Gesellschaft bereit, auf den Zeitpunkt, da die Zentralbibliothek ins Leben trete, die ihr seinerzeit vom Stadtrat überlassene Verwaltung der Stadtbibliothek an die Stadt zurückzugeben.

Hatte derart die Stadtbibliothek als solche ihre Stimme nur in wichtigeren Entscheidungen abzugeben, so war ihr Anteil dafür um so größer bei den Vorbereitungsarbeiten; denn in ihren Räumen wurden diese vom Jahr 1903 an nicht nur in vollem Umfang für alle betriebstechnischen Fragen getroffen, sondern zum wesentlichen Teil auch für die organischen. Zeit und Kraft der Leitung wurden dadurch freilich stark beansprucht; dafür wuchs aber der Einfluß der Bibliothek auf die innere Ausgestaltung der werdenden neuen Anstalt.

Kehren wir aus dem weiteren Aufgabenbereich zu dem engeren, eigentlichen der Stadtbibliothek zurück.[29])

Mitte Oktober 1897 konnte man nach elfwöchentlicher Bauzeit mit Eröffnung des neuen Lesesaales den normalen Betrieb wieder aufnehmen, der übrigens nie so sehr gestockt hatte, daß mit Ausnahme von zwei Tagen Katalog und Bücherausgabe, wenn auch in anderen Räumen,. nicht zugänglich gewesen wären. Der Bezug des neuen, nunmehr auch gut beleuchteten Lesesaales bildete auch in der Benutzung einen bemerkenswerten Einschnitt. Hatte diese bis anhin nur ein einziges Mal 18 000 Bände überschritten und sich in den letzten Jahren zwischen 14 000 und 17 000 bewegt (Bestellung in den Lesesaal und Bücherbezug nach Hause), so stieg die Zahl schon im folgenden Jahr gegen 19 000, im zweitnächsten über 21 000, im Jahr 1911 über 30 000, um im Kalenderjahr 1915 mit der Höchstzahl von 40 198 abzuschließen. Die steigende Benutzung machte auch die Ausdehnung der Öffnungszeiten notwendig. Vom Frühjahr 1911 an wurde der Lesesaal schon um 9 Uhr geöffnet, vom Herbst 1912 an blieb er bis Abends 6 Uhr offen.[30])

In den erweiterten Arbeitsräumen für die Beamten galt es nun, Hand anzulegen an die großen neuen Aufgaben. Da war zunächst die Bibliothek der Antiquarischen Gesellschaft mit ihren ca. 3700 Bänden und 3000 Broschüren aufzuarbeiten, d. h. neu zu katalogisieren und aufzustellen. Sodann waren der neue alphabetische Bandkatalog und der Schlagwortkatalog in Angriff zu nehmen, zwei Arbeiten, die den zweiten Bibliothekar v. Wyß während Jahren in Atem hielten. Anfänglich hatte man gedacht, daß die beiden Arbeiten neben einander herzugehen hätten, weil die eine die andere fördern würde. Aber bald zeigte sich, daß jede allein erledigt sein wollte und daß zumal die erste eine baldige

Durchführung verlangte. Zu den bisherigen Bandkatalogen war nämlich in den beiden Bänden der Katalog-Fortsetzung ein zweites Alphabet getreten, und aus den Titeln, die sich aus dem Supplementbändchen und den Zuwachsverzeichnissen ergaben, hatte man sogar ein drittes bilden müssen. Der Benutzer wurde somit von einem Alphabet zum andern geschickt: ein Übelstand, dem man möglichst bald ein Ende bereiten mußte. Wiederum wurden, wie vor 40 Jahren, Foliobände aus besonderem Handpapier erstellt, in deren erste Spalte man die gedruckten Titelausschnitte einklebte, während die drei anderen für Nachträge freiblieben. Nur ein wesentlicher Unterschied ergab sich zuungunsten der neuen Arbeit. Hatte man einst die Druckbogen zerschneiden und die Ausschnitte aufkleben können, wie sie aus der Druckerpresse kamen, so mußte man jetzt die mannigfachen Verschiedenheiten in der Anordnung der Kataloge, die sich, wie oben bemerkt, unausweichlich aus dem Unterschied zwischen alter und neuer Katalogisierungspraxis ergeben hatten, zuerst ausgleichen und alte wie neue Titelausschnitte in einem einzigen provisorischen Alphabet an ihren richtigen Platz bringen, bevor sie eingeklebt wurden. Statt der früheren sieben Bände ergaben sich für den neuen Katalog deren zwölf vom nämlichen Umfang mit einer Gesamtzahl von ca. 170000 Titeln auf ca. 6000 Folioblättern. Ende 1900 konnte der erste Band aufgelegt werden. Ihm schlossen sich in rascher Folge bis Ende Juni 1901 die übrigen elf an. Wiederum durften sich Benutzer und Verwaltung des erreichten Zieles freuen. Die letztere verhehlte sich freilich nicht, daß derartige Arbeiten sich nicht zu häufig wiederholen dürften und daß ein Katalog von solchem Umfang für Zürich wohl kaum wieder angefertigt werde.[31])

Hatte schon diese Arbeit sich als umständlicher und weitschichtiger gezeigt, als man zum voraus geglaubt hatte, so war das noch mehr der Fall mit dem Schlagwortkatalog. So richtig sich die grundsätzlichen Erwägungen erwiesen, die man seinerzeit für den Schlagwortkatalog gegenüber dem systematischen ins Feld geführt hatte, so wenig traf die letzte Annahme zu, daß jener einfacher und leichter anzulegen sei als dieser. Die Schwierigkeiten waren im Gegenteil größer. Sie ergaben sich einesteils aus dem Umstand, daß hier alte, also recht verschiedenartige Bestände zu bearbeiten waren, während die der amerikanischen Bibliotheken viel einheitlicheren, d. h. moderneren Charakter aufweisen, und andernteils aus dem Fehlen bereits bestehender und anderswo angewandter gedruckter Schlagwortverzeichnisse, während in Amerika dem Bibliothekar, der sich hinter eine solche Arbeit setzt, mehrere solcher Hilfsmittel zu Gebote stehen. Bereits vorhandene Kataloge, an die man sich hätte anlehnen können, gab es weitherum nicht. Ein in einer großen ausländischen Bibliothek angefangenes, großzügig angelegtes ähnliches Unternehmen, das dem zweiten Bibliothekar während seiner Arbeit bekannt wurde, konnte lediglich als abschreckendes Beispiel dienen,

weil es unrichtig angepackt war, zu einer Atomisierung des Schlagwortprinzips führen mußte und deshalb das Schicksal in sich trug, ein Torso zu bleiben. Die Situation wurde für die Bibliothekare auch nicht erleichtert, wenn Mitglieder der Behörden mit ausländischen Fachmännern in Berührung kamen und von diesen die Ansicht vernahmen, auch das hiesige Unternehmen werde stecken bleiben.

Neben dem neuen Bandkatalog rückte deshalb die Arbeit anfänglich nur langsam voran, zumal da es galt, gleichzeitig alle Entscheidungen grundsätzlicher Art in Regeln zu fassen. Anfangs Februar 1900, als der zweite Bibliothekar v. Wyß in nochmaliger Durchsicht den ersten Fünftel des Alphabets erledigt und zugleich die nötigen Regeln aufgestellt hatte, fand im Konvent eine Wiedererwägungsdebatte statt, ob die Arbeit fortzuführen sei. Es wurde sogar der Antrag auf Abbruch gestellt; die Behörde beschloß aber mit erheblichem Mehr die Fortführung. Diese, die nun stets sicherer vor sich ging, wurde freilich wieder gehemmt dadurch, daß v. Wyß, mit dessen Person das Werk zunächst untrennbar verknüpft war, im Herbst 1903 aus dem Bibliothekariat ausschied, um ganz an die Schule überzugehen. Aber es gelang, ihn bis zum Abschluß des Unternehmens in besonderer Abrede wenigstens für beschränkte Stundenzahl festzuhalten. So konnte auf Neujahr 1907 der Schlagwortkatalog samt einem gedruckten Schlagwortverzeichnis, zu dem ein Freund der Bibliothek die Mittel gespendet hatte, und samt einer auf Grund desselben angelegten systematischen Übersicht der verwendeten Schlagworte der Benutzung übergeben werden. Im folgenden Jahr gab v. Wyß, nachdem die ordentlichen Arbeitskräfte die Fäden übernommen hatten und für die Weiterführung gesorgt war, auch die nunmehr bereinigten Regeln in den Druck und schloß damit seine Tätigkeit für die Bibliothek ab.[32])

So war auch hier ein Werk von selbständiger und bleibender Bedeutung geschaffen, das sich in allem Wesentlichen durchaus bewährte. Es wies auch der Zentralbibliothek den Weg, indem es ihr ermöglichte, ihren eigenen neuen Zuwachs und, nach Maßgabe von Zeit und Arbeitskräften, die übrigen übernommenen Bestände in den Katalog einzuarbeiten. Dabei hatte der Verlauf der Arbeiten gezeigt, daß ein in genügend sicherer Fassung vorliegendes Titelmaterial sich ohne Einsicht in die betreffenden Bestände zwar wohl zu einem alphabetischen Katalog, aber niemals zu einem Sachkatalog verarbeiten läßt.

Neben dem Schlagwortkatalog entstand in diesem Zeitabschnitt noch ein weiterer Katalog, der der Bibliothek als Geschenk zukam. Dr. J. Escher-Bürkli verarbeitete zuhause die gedruckten Kataloge der Bibliothek zu einem in Zettelform angelegten chronologischen Katalog, der insbesondere für Nachforschungen in den älteren Beständen ein wertvolles Hülfsmittel bot.

Das Katalogisierungsprogramm von 1897 hatte noch eine weitere Arbeit enthalten: den Handschriftenkatalog, dessen Wiederaufnahme dem ersten Bibliothekar Escher zugedacht war. In den ersten Jahren nach dem Umbau hatte dieser, dank der Einstellung eines ständigen, immerhin nur halbtägigen Sekretärs, der für die andere Tageshälfte am Zentralkatalog beschäftigt war, Zeit dazu gefunden. Aber die steigende Belastung durch laufende Arbeit, insbesondere durch die Vereinigungsfragen, brachte stets neue Hemmungen. Den Katalog für das nach dem Umbau an die Stadtbibliothek übergegangene Familien-Archiv Hirzel hatte er noch anlegen und im Druck herausgeben können.[33]) Die Eingänge der letzten Jahrzehnte hatte seit längerer Zeit Jng. Sal. Pestalozzi, der der Bibliothek von 1895 an bis zu seinem 1905 erfolgten Tode seine wertvolle Arbeitskraft zur Verfügung stellte, aufzuarbeiten begonnen. Aber die eigentliche Katalogisierung der für die Forschung wichtigen älteren Bestände konnte nur von einer geschulten Kraft weitergeführt werden. 1907 traf die Bibliothek mit Dr. Ernst Gagliardi eine Arbeitsabrede, die noch in die Zeit der Zentralbibliothek hinübergriff und ermöglichte, daß bis zum Ende der Stadtbibliothek der gesamte ältere, bis ca 1870 eingetretene Bestand mit Ausnahme der kirchlich-mittelalterlichen, die einem Spezialisten vorbehalten bleiben mußten, katalogisiert und der Katalog in darauf folgender formaler Redaktion für die erste Hälfte auch druckbereit wurde. Wie reich diese Bestände sind und wie wünschbar die immer noch bevorstehende Drucklegung ist, zeigte eine Reihe von Abhandlungen und Mitteilungen, die Gagliardi im Verlaufe veröffentlichte.

Nebenher gingen umfassende Inventarisierungen der beiden großen Briefsammlungen, des aus Originalen bestehenden, vom Orientalisten Joh. Hch. Hottinger im 17. Jahrhundert angelegten sogen. Thesaurus Hottingerianus und der im 18. Jahrhundert durch Inspektor Joh. Jak. Simmler angelegten und meist Kopien enthaltenden Simmler'schen Briefsammlung, durch befreundete Arbeitskräfte. Jene erhielt dadurch zum erstenmal einen sowohl nach Briefschreibern wie Briefempfängern angelegten und nicht weniger als 41 000 Zettel umfassenden Katalog. Für diese wurden die bis anhin wenigstens für das 16 Jahrhundert bestehenden Jahresregister ergänzt durch einen Katalog, der ebenfalls die Stücke sowohl unter Adressant wie Adressat einreihte und in der Folge auch über das 17. Jahrhundert weitergeführt wurde.

Noch zwei weitere Spezialsammlungen meldeten sich mit dem Anspruch auf Fürsorge. Die eine war das Münzkabinett, das nach dem Übergang der schweiz. Abteilung an das Landesmuseum aus einer von Imhoof-Blumer in freundschaftlicher Bereitwilligkeit angelegten, nicht umfangreichen, aber sorgfältig ausgewählten griechischen Abteilung, einer z. T. aus einheimischen Fundstücken bestehenden römischen Abteilung, einer bescheidenen und in ihren Beständen ungleichmäßigen neueren

Abteilung und in dem im vorhergehenden Heft erwähnten, höchst wertvollen Schinz'schen Talerkabinett bestand. Seit jeher hatte es, weil keine Gelegenheit zu Ausstellungen bestand und Münzkunde an der Universität nicht gelesen wurde, ein Dornröschen-Dasein geführt. Nun erhob sich im Zusammenhang mit der Errichtung der Zentralbibliothek die Frage, was mit ihm zu geschehen habe, ob es mit der Stadtbibliothek als letzter sich in deren Rahmen nicht recht einfügender Fremdkörper ebenfalls an die Zentralbibliothek übergehen solle, oder ob es möglich sei, einen Anschluß an eine andere, ihm innerlich näherstehende Sammlung zu finden. Als solche konnte, mangels eines eigentlichen städtischen historischen Museums, nur das Landesmuseum in Betracht kommen. Dieses lehnte jedoch eine Übernahme ab, weil es nur für Gegenstände nationaler Herkunft bestimmt sei. Die Münzsammlung verblieb also bis auf weiteres in der Stadtbibliothek, was auch den Übergang an die künftige Zentralbibliothek in sich schloß. Immerhin veranlaßte der Konvent die Aufnahme einer Bestimmung in die Statuten der Zentralbibliothek, wonach deren Münzabteilung, sobald sich ein passenderer Anschluß an eine andere zürcherische Sammlung ergebe, dieser anzugliedern sei. Inzwischen sollte die Sammlung durch Dr. Felix Burckhardt, der im Sommer 1908 als Volontär auf der Stadtbibliothek eingetreten war und im Spätjahr Gelegenheit erhalten hatte, sich in Berlin im dortigen königlichen Münzkabinett in sein neues Arbeitsgebiet einführen zu lassen, sachgemäß katalogisiert werden: eine Arbeit, die mit Neujahr 1909 begann und im Jahr 1912 ihren Abschluß fand.

Die andere Spezialsammlung war die Porträts-, Ansichten- und Kartensammlung. Die Porträts- und Ansichtenbestände waren bis Mitte der achtziger Jahre ungefähr in dem Zustand verblieben, wie sie seinerzeit eingetreten waren. Nun nahmen sich freiwillige Helfer, vorerst E. Usteri-Pestalozzi, dann von 1889 bis gegen das Ende der Bibliothek C. A. Trümpler-Ott und seit 1908 Alfons Escher-Züblin dieser Bestände an, wodurch auch sie zu einem wertvollen Auskunftsmittel für Nachforschungen aller Art erhoben wurden. Der Kartensammlung widmete sich S. Pestalozzi, der sie schon zuvor besorgt hatte, auch weiterhin. Ganz besonders dankenswert war, daß von 1911 an bis zum Ende der Stadtbibliothek eine Gönnerin ermöglichte, die ganze Ansichten- und Porträtssammlung durch a. Kunsthändler H. Appenzeller gründlich neu ordnen und in Stand stellen zu laßen. Den Abschluß dieser großen und mühevollen Arbeiten bildete die Restaurierung der sämtlichen Ölbilder, die ebenfalls Appenzeller besorgte.[34])

Neben allen diesen außerordentlichen Arbeiten war auch die laufende Arbeit zu erledigen, wie sie sich aus einem Zuwachs ergab, der wiederum sehr erfreulichen Umfang annahm. Er betrug in unserem Zeitraum ca. 52,000 Bände, ca. 37,000 Broschüren, ca. 10,000 Einzeldruckblätter, ca. 39,000 graphische

Blätter, d. h. Porträts, Ansichten, Karten u. s. f., gegen 3000 Handschriften und seit dem Jahre 1909, seit welchem die Münzsammlung dem Bibliothekariat unterstellt war, ca. 1900 Münzen und Medaillen. In diesem Zuwachs waren wiederum wertvolle Vermächtnisse und Gaben enthalten.[35]) Außerdem traten auch Depositа ein, die dann jeweilen zu besonderen Abmachungen führten. Bibliotheken pflegen Depositen mit größerer Zurückhaltung gegenüber zu stehen als Museen, weil deponierte Gegenstände für sie nicht nur Schaustücke, sondern Benutzungsobjekte sind und deshalb einem größeren Risiko und größerer Verantwortlichkeit seitens der verwahrenden Anstalt unterliegen. Trotzdem werden auch sie Leihgaben umsoweniger abweisen, je wertvoller, eigenartiger und in sich geschlossener solche sind, vorausgesetzt, daß sie sie ernsthaften Benutzern auch zugänglich machen können.[36])

Der stattliche Zuwachs erhob auch Raumansprüche. Bei der Übernahme der neuen Räume hatte man berechnet, daß sie ungefähr auf 12 Jahre vorhalten würden. Aber bis zum Bezug des neuen Zentralbibliothekgebäudes verflossen noch fast 20 Jahre, was auf die Länge nicht geringe Verlegenheiten bereitete, zumal da man eines der Zimmer im Hochparterre des Wasserhauses für eine Hausbuchbinderei hatte bestimmen müssen. Wo es möglich war, rückte man die Büchergestelle näher zusammen. Wirksamere Abhülfe bot, daß das Erdgeschoß der Wasserkirche auch in der Mitte mit Gestellen gefüllt wurde, was freilich zur bedauerlichen Folge hatte, daß man die dort aufgestellte Büsten entfernen und magazinieren mußte und der Raum seinen malerischen Reiz verlor. Eine weitere Auskunft war der von der Stadt bereitwillig durchgeführte Ausbau (d. h. Verschalung und Anbringen von Gestellen) zuerst des Wasserhausdachbodens, dann des unteren Dachgeschosses im Helmhaus und schließlich des obern. Durch sorgfältige statische Untersuchungen war zuvor die maximale Tragfähigkeit des untern Helmhaus-Dachbodens festgestellt worden. Ihn zur Unterkunft von Büchern heranzuziehen, erwies sich um so notwendiger, als eben diese Untersuchungen eine Entlastung des Bücherraumes der Naturforschenden Gesellschaft erforderlich machten. Der Versetzung von Büchern und Büchergestellen in die Dachgeschosse mußte aber jeweilen eine Dislokation von dort verwahrten Zeitungsbestände vorangehen, für die die Fürsorge der Stadt zuerst im Dachgeschoß des neuen Stadthauses beim Fraumünster, sodann auch im Dachgeschoß des Großmünsterschulhauses Räume herrichten ließ.[37])

Auch Bedenken wegen der Feuersgefahr regten sich wieder. Sie bezogen sich namentlich auf die elf Öfen im Gebäude, die man jeden Morgen anfeuern und jeden Abend wieder ausgehen lassen mußte, und führten zu verschiedenen Vorkehrungen. Die eine bestand im Abschluß einer neuen Feuerversicherung, die nicht nur in der Gruppierung der Sammlungsgegenstände nach ihrem Werte erheblich weiter ging als die

bisherige, sondern auch eine wesentlich höhere Gesamtsumme ansetzte. Eine zweite Maßregel wurde ermöglicht durch das Entgegenkommen der Stadtpolizei, deren Löschabteilung sich jährlich zu einer Besichtigung der Räume einstellte und die in den letzten Jahren jede Nacht eine Patrouille durch das Gebäude gehen ließ. Auch die auf Veranlassung der städtischen Feuerwehr erfolgte Einrichtung des telephonischen Gruppenaufrufs der früher erwähnten Hülfsabteilung im Brandfall gehörte dazu. Um schließlich auch den photographischen Bedürfnissen einer neuen Zeit zu entsprechen, richtete man unter einer Dachtreppe eine Dunkelkammer ein, die den Anspruch erheben durfte, wohl die kleinste in der Stadt zu sein.[38])

Die stets wachsende Arbeit hätte sich mit einem Stabe von vier Personen, wie er noch zu Anfang der neunziger Jahre bestand, nämlich zwei Bibliothekaren, Custos und Abwart — die Beschließerin kam als Arbeitskraft nicht in Frage — um so weniger bewältigen lassen, als keine einzige voll angestellt war. Der erste Beamte war täglich nur zu fünf Arbeitsstunden verpflichtet, die drei andern nur zu vier. Für einige Jahre war, wie bereits erwähnt, mit ähnlicher Zeitverpflichtung, Ricarda Huch als Mitarbeiterin am Fortsetzungskatalog zugezogen worden. Ihr Rücktritt infolge Übergangs in den Schuldienst zog eine ausgedehntere Anstellung der Bibliothekare nach sich, insofern als der erste Bibliothekar zu 35, der zweite zu 32 Wochenstunden verpflichtet wurde. 1896 folgte die erste ständige Vermehrung des Personals durch Anstellung eines (im Verlaufe auf der Beamtenstufenleiter emporsteigenden) Postjungen. Das Jahr 1899 brachte eine weitere Vermehrung in der Form eines halbtägigen Sekretärs. Custos und Abwartstelle hatten sich inzwischen zu vollen Stellen ausgewachsen. 1901 hob man, weil die Mitglieder infolge der Ausdehnung der Lesesaalstunden und der verlängerten Anwesenheit des Abwarts in den Diensträumen Eingang und Ausgang durch das Treppengitter nehmen konnten statt durch die Kirchentüre, die Pförtnerstelle auf und zog die bis anhin als Beschließerin amtende Frau des Abwarts für einen Teil des Tages in den Dienst der Bibliothek. Auf Herbst 1903 legte, wie bereits erwähnt, W. von Wyß sein Amt als zweiter Bibliothekar nieder. An seine Stelle trat, nach vorangehender halbjähriger Einführung in die Bibliothekarbeit als Sekretär, Dr. Jak. Escher-Bürkli, was im Hinblick auf die einheimische Aussprache des Namens und auf die Tatsache, daß neben Präsident und erstem Bibliothekar auch der Vizepräsident, a. Oberrichter Dr. J. Escher-Bodmer, diesen Namen trug, zu der Preßnotiz Veranlassung gab, die Firma Escher Wyß & Co. zur Stadtbibliothek habe sich wegen Rücktritt des zweiten Teilhabers aufgelöst und die Stadtbibliothek sei nunmehr ganz eingeäschert worden. 1909 trat neuer Wechsel ein. Dr. J. Escher-Bürkli erklärte

seinen Rücktritt, um der Stelle eines städtischen Kreisschulpflege-Präsidenten seine volle Kraft zu widmen. An seine Stelle wurde Dr. Hans Barth, bisher Stadtbibliothekar in Winterthur, berufen, und gleichzeitig wurde eine dritte, freilich nur halbtägige Bibliothekarstelle geschaffen und Dr. Burckhardt übertragen, der während der anderen Hälfte des Tages als Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek der Pestalozzi-Gesellschaft tätig war. Schon zwei Jahre zuvor hatte sich eine ständige Schreibgehilfin als nötig erwiesen. So vermehrte sich der Beamtenkörper Schritt um Schritt. Ende 1915 umfaßte er, einen Buchbinder und einen Postjungen inbegriffen, 12 regelmäßig angestellte Personen, von denen allerdings nur 7 voll beschäftigt waren, die übrigen halbe oder wenigstens $^3/_4$ Stellen inne hatten, zu welch letzteren immer noch auch die des ersten und des zweiten Bibliothekars gehörten. Dazu kamen erst noch einige in besonderer Abrede angestellte Mitarbeiter.

In der großen Zahl nicht voll beschäftigter Personen wirkten einesteils die Zeiten nach, da infolge der beschränkten Öffnungsstunden die bibliothekarische Tätigkeit keine volle Arbeitszeit verlangte und für die oberen Stellen nicht nur neben-, sondern auch ehrenamtlichen Charakter trug, wobei es den betreffenden Inhabern unbenommen blieb, das Maß ihrer Verpflichtung beliebig zu überschreiten. Das galt in beschränktem Maße sogar noch für den aus Winterthur berufenen Dr. Barth, der auch dort keine ganze Stelle bekleidet hatte. Daneben rührte die Schaffung reduzierter Stellen auch davon her, daß die Knappheit der Geldmittel und die Mannigfaltigkeit der Arbeitsaufgaben Kombinationen mit verwandten Anstalten über gemeinsame Anstellungen nahe legten. Die Einstellung von außerordentlichen Arbeitskräften in den letzten Jahren war durch das nachdrückliche Bestreben bedingt, auf das Ende der eigenen Wirksamkeit und den von Jahr zu Jahr näher rückenden Übergang in die neuen Verhältnisse die eigenen Aufgaben möglichst abzuschließen, die Sammlungen in gutem Zustand der Zentralbibliothek zu übergeben und dieser nicht nur möglichst wenig Aufgabenreste, sondern auch möglichst freie Hände mitzubringen für die großen Aufgaben, die die ersten Jahre der neuen Anstalt verursachen würden.

Die Ausdehnung des Betriebes war auch jetzt nicht möglich geworden ohne Vermehrung der Einnahmen. Die Beiträge des Kantons wurden im Verlaufe bis auf Fr. 7000.— erhöht, da die Stadtbibliothek auf eine stets steigende Benutzung durch kantonale Berechtigte hinweisen konnte, die vollen 82 % der gesamten Benutzung der Kantonsbibliothek entsprach. 1904 wurde der städtische Beitrag um Fr. 3000.— vermehrt. In ihrem Gesuch hatte die Stadtbibliothek u. a. nachgewiesen, daß im Vergleich zu anderen Bibliotheken des In- und Auslands mit ähnlichem Sammlungsbereich das Verhältnis zwischen den Ausgaben für das Personal und denen für die Vermehrung durchaus günstig sei und für die

untersuchten Bibliotheken im Durchschnitt 131 %, bei einzelnen Anstalten bis 260 %, für die eigene dagegen 101 % der Vermehrung betrage.[93]) Auf 1907 stellte sich mit Rücksicht teils auf unerläßliche Besoldungserhöhungen, teils auf die Vermehrung der Bücher-Anschaffungen eine weitere Erhöhung um Fr. 8500 als nötig heraus. Auf 1910 und 1913 sah sich der Konvent zu neuen Gesuchen gezwungen, wobei er insbesondere auf die Tatsache hinwies, daß das Personal um stadtbürgerliches Gut beschäftigt sei, was in ihm, zumal im mittleren und unteren, den Wunsch wecke, auch der städtischen Gehaltsnormen und der in jenen Jahren zur Austeilung gelangenden Teurungszulagen teilhaftig zu werden. In dankenswertem Verständnis erhöhten die Behörden die Kredite, das erste Mal um 7000, das zweite Mal um 9000 Fr. Höchst willkommen waren ansehnliche Beträge, die von Freunden für die laufende Rechnung zur Verfügung gestellt wurden. Daneben erwies sich als wertvoll auch jetzt wiederum die Möglichkeit, von der man namentlich in der ersten Hälfte unseres Zeitraums Gebrauch machte, für außerordentliche Aufwendungen auf das Kapital zurückgreifen zu können. Ihm wurden im Ganzen rund Fr. 23,000 entnommen. Es vermehrte sich aber trotzdem von Fr. 233,000 zu Anfang 1898 auf Fr. 267,000 zu Ende 1915.[40])

Die Zusammensetzung der Korrentrechnungen ergibt sich aus folgenden Zahlen: Es stiegen im Zeitraum von 1885—1897 die Einnahmen von Fr. 18 805 auf 32 350 und die Ausgaben von Fr. 19 485 auf 36 775; im Zeitraum von 1898—1915 die Einnahmen von Fr. 29 688 auf 77 577 und die Ausgaben von Fr. 35 432 auf 79 253. An den Gesamtbeträgen beteiligten sich die einzelnen Rechnungsposten im Durchschnitt und in Prozenten wie folgt:

	1885—1897	1898—1915
Einnahmen		
Zinse	36,5	22,0
Mitgliederbeiträge	6,0	2,0
Lesegelder	0,25	—
Beiträge von Kanton und Stadt	49,5	60,0
Geschenke	0,75	5,0
Neujahrsblatt	3,5	1,0
Verschiedenes	3,5	10,0
Total	100,0	100,0
Ausgaben		
Besoldungen	38,0	43,0
Bureau	4,0	3,5
Heizung, Reinigung, Beleuchtung	3,0	2,5
Bücher	28,5	26,0

Ausgaben	1885—1897	1898—1915
Buchbinder	10,0	8,5
Münzkabinett	2,0	1,0
Neujahrsblatt	3,5	1,5
Bauten und Mobiliar	2,5	2,5
Katalogdruck	4,0*	2,0**
Besondere Katalogarbeiten . . .	—	3,5***
Vorkehrungen gegen Brandfall . .	1,0	—
Verschiedenes	3,5	6,0[41])
Total	100,0	100,0

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die besonderen Unternehmungen der Bibliothek, indem wir für die beiden ständigen den Blick bis zum Jahr 1885 zurückschweifen lassen.

Die Neujahrsblätter bewegten sich nach wie vor im engeren oder weiteren Umkreis um die Stadtbibliothek, indem sie entweder von Sammlungsgegenständen älteren oder neueren Datums ihren Ausgang nahmen oder Persönlichkeiten behandelten, die, wenn auch nicht der Geschichte der Bibliothek, so doch derjenigen von Stadt oder Kanton Zürich angehörten. Entmutigend wirkte zumal in den letzten Jahren das finanzielle Ergebnis. Für den Zeitraum von 1885—1897 bedeutete es trotz mehrfacher besonderer Zuwendungen für einzelne Blätter zwar nur einen Rückschlag von ca. 400 Fr.; für die Zeit von 1898—1915 stieg dieser auf ca. 1400 Fr. Immerhin beschloß die Zentralbibliothek, die Publikation fortzuführen, wobei freilich das seitherige Ansteigen der Druckerpreise die Verhältnisse noch ungünstiger gestaltet hat.[42])

Die bereits im letzten Heft erwähnte Stiftung Schnyder von Wartensee ging nach Freiwerden des Stiftungskapitals im Herbst 1884 in die Verwaltung der Stadtbibliothek über. Deren erste Schritte bestanden in der Einsetzung einer mit der Führung der Geschäfte betrauten Kommission, der für die bestimmungsgemäß stärker zu berücksichtigenden Naturwissenschaften eine besondere naturwissenschaftliche Subkommission zur Seite trat; sodann im Erlaß eines Reglements über die Verwaltung der Stiftung, das im Jahr 1888 mit Genehmigung des Stadtrates in Kraft trat; und schließlich in der Vorbereitung der beiden ersten Publikationen. Als erste wurden Lebenserinnerungen des Stifters bestimmt; für die zweite wählte man eine naturwissenschaftliche Arbeit. Die Ausführung des Stiftungszweckes entsprach, und zwar aus guten Gründen, wohl nicht ganz

* Fortsetzungskatalog.
** Zuwachsverzeichnisse.
*** Im Wesentlichen Alphabetischer Bandkatalog und Schlagwortkatalog.

der Vorstellung, die sich der Stifter einst gemacht hatte. Nach dem Statut sollten sich die Publikationen im wesentlichen Jahr um Jahr folgen und höchstens etwa aussetzen, wenn es gelte, durch Zusammenfassen von zwei Jahreszinsen etwas ganz Bedeutendes zu leisten. Infolge der allgemeinen Geldentwertung, die schon zwischen der Abfassung des Statuts und dem Freiwerden des Stiftungskapitals eingesetzt hatte und seither beständig zunahm, erwiesen sich die Zinse des Kapitals, selbst wenn dieses bestimmungsgemäß nach 10 Jahren um 10 % gewachsen war, und selbst mit Zurechnung der Publikationserlöse schon normaler Weise nicht groß genug, um Jahr für Jahr eine besondere Veröffentlichung zu veranstalten. Noch weniger war das möglich, wenn, wiederum nach dem Willen des Stifters, auch Preisausschreibungen erlassen wurden. Denn zu den Druckkosten gesellten sich alsdann erst noch die Preise. So ist es zu erklären, daß bis 1915, d. h. im Laufe von 30 Jahren, nur 18 Publikationen erschienen. Im Anhang folgt ihr Verzeichnis, vermehrt durch den Wortlaut solcher Preisausschreibungen, die ungelöst blieben. Das Kapital, das 1884 bei der Übernahme der Stiftung Fr. 69,976.— betragen hatte, wuchs bis Ende 1915 auf Fr. 122,620.— an, wovon Fr. 97,580.— das unantastbare Stammkapital bildeten und Fr. 25,040.— zu freier Verfügung standen. Als die Stadtbibliothek auf Ende 1915 an die Zentralbibliothek überging und ihr Mandat an den Stadtrat zurückgab, betraute dieser ihre Rechtsnachfolgerin mit der Verwaltung. So ist, unter der Oberaufsicht des Stadtrates, auch diese Aufgabe an die Zentralbibliothek übergegangen.

Eine kurze Erwähnung mag etlichen Ausstellungen zuteil werden, die man im Laufe des vorliegenden Zeitabschnittes veranstaltete. Die bedeutsamsten waren 1901 eine Lavater-Ausstellung anläßlich der 100. Wiederkehr von Lavaters Todestag, die im Stadthaus stattfand, und 1914 eine historische Jahrhundert-Ausstellung zur Erinnerung an die Zeit von 1798—1815 in der Helmhaushalle. Kleinere Veranstaltungen umfaßten Bilder aus den zürcherischen Neujahrsblattserien (1899), Calvin (1909, anläßlich der 400. Geburtstagsfeier), Chroniken zur Schweizergeschichte (1911, anläßlich der Jahresversammlung der Allgem. geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz) und architektonische Studienblätter aus dem Nachlaß J. R. Rahns (1912). An einer Bodmer-Ausstellung, die im sog. Bodmer-Hause zum Obern Schönberg zum 200-jährigen Gedächtnis von J. J. Bodmers Geburtstag vom Lesezirkel Hottingen in Verbindung mit der Stadtbibliothek veranstaltet wurde, beteiligte sich die letztere so, daß sie den größten Teil des Materials lieferte.

Durch die Volksabstimmungen der Stadt vom 1. März 1914 und des Kantons vom 28. Juni 1914 wurde die neue Zentralbibliothek zur Tatsache.

Etwas Großes war erreicht, dessen man sich auch auf der Stadtbibliothek freuen durfte. Für diese galt es nun, die mannigfachen Fäden überzutragen auf die neue Anstalt. Als Zeitpunkt des Übergangs der einzuverleibenden Hauptbibliotheken an die Rechtsnachfolgerin ergab sich ziemlich rasch der 1. Januar 1916. Die neugebildete Zentralbibliothek-Kommission schlug also der Stadt die Übernahme von Sammlungen und Betrieb der Stadtbibliothek auf jenen Tag vor. Konvent und Generalversammlung, die vom Stadtrat hierüber befragt worden waren, gaben ihre Zustimmung in der Voraussetzung, daß die Zentralbibliothek in die sämtlichen Verpflichtungen der Stadtbibliothek, insbesondere auch gegenüber dem Personal, eintrete. Die Überleitung selbst ging um so glatter vor sich, als die neue Verwaltung ihren Sitz in der Stadtbibliothek hatte und deren Leiter auch an die Spitze der Zentralbibliothek traten. Am 30. Dezember 1915 fand die Übergabe der Sammlungen statt, die sich zusammensetzten aus ca. 180,000 Bänden, ca. 102,000 Broschüren, ca. 10,000 Handschriften, ca. 102,500 graphischen Blättern (Porträts, Ansichten und Karten), ca. 20,000 Münzen und Medaillen und ca. 280 Gemälden und Büsten, mit wenigen Ausnahmen zürcherische Persönlichkeiten darstellend. Am 5. April 1916 folgte die des Barvermögens im Betrage von Fr. 266,916. 90, wozu noch ein kleiner Münzfonds im Betrag von Fr. 2,833.70 kam, was zusammen die Summe von Fr. 269,750.60 ergab. Am 5. Mai 1916 nahm die Generalversammlung den Schlußbericht der Bibliothekleitung entgegen und beschloß die Auflösung der Gesellschaft. Mit einer Ansprache des greisen Präsidenten Dr. C. Escher, der nach seinem Rücktritt aus dem öffentlichen Leben den Vorsitz von Bibliothekgesellschaft und Bibliothekkonvent als einziges Amt beibehalten hatte, endete die Sitzung. Damit hatte die Stadtbibliothek-Gesellschaft nach mehr als 287-jährigem Bestand ihren Abschluß gefunden. Ein Mittagessen, das der Stadtrat dem Konvent und etlichen Gönnern und Freunden der Bibliothek gab, bildete den freundlichen Nachklang. In den Reden, die gehalten wurden, gesellten sich zu rückblickenden Erinnerungen an die alte Stadtbibliothek warme Wünsche, daß ihr Geist in ihrer Rechtsnachfolgerin weiter leben möge.[43])

Anmerkungen.

[1]) Vergl. über Keller: „Lebensabriß des Stifters der Gesellschaft", von G. Meyer von Knonau in der „Denkschrift zur fünfzigjährigen Stiftungsfeier der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich", 1882, S. 1 ff., und: „Erinnerungen an die Antiquarische Gesellschaft in Zürich, aus hinterlassenen Aufzeichnungen von J. R. Rahn", in der Festgabe für Gerold Meyer von Knonau, Zürich 1913, S. 485 ff. Besonders ergötzlich wirkt der folgende in den letztern erwähnte Zug: Vor dem Bureau der Antiquarischen Gesellschaft lag ein Vorsaal in der Ausdehnung des darunter befindlichen Lesesaales der Stadtbibliothek. Neben der die beiden Räume verbindenden Glastüre hatte der luchsäugige Keller ein Guckloch angebracht, um dadurch von seinem Pult aus schon beim Öffnen des äußern Zugangs zum Vorsaal den Eintretenden zu erkennen. War dieser eine nicht genehme Persönlichkeit, so pflegte sich Keller in den nebenanliegenden Abwartsraum und von dort durch den Vorsaal in die Stadtbibliothek hinunter zu flüchten und unten einige Zeit im Gespräch mit den Bibliothekaren zu verweilen. Die Flucht in den Abwartsraum mußte aber, damit der Nahende sie nicht bemerke, hinter der Glastüre, d. h. unter dem Schutz von deren unterer, mit Holzfüllung versehener Hälfte, auf allen Vieren erfolgen.

Gegenüber dem lebhaften und oft recht unruhigen Betrieb, den der Stadtbibliothek insbesondere die letzten Jahre brachten, erscheinen dem Verfasser jene Zeiten, die auch in seine ersten Amtsjahre hinübergriffen, wie ein Idyll, das mitunter durch komische Situationen belebt war. Einst fragte mich Staub: Können Sie Speerreiter machen? So heißen aus quadratischen Papierstücken erstellte und zum Kinderspiel dienliche Figuren, die guter Wille als Zentauren auffassen kann. Die verwunderte Antwort lautete: „Gewiß! aber warum fragen Sie das?" „Dr. Horner wünscht zu sehen, wie man sie herstellt." Dem Wunsche wurde in Anwesenheit der beiden Herren Vorgesetzten, die eifrig zuschauten, sofort Folge geleistet. Aber kaum hatte die Vorweisung begonnen, so öffnete sich die Türe und ein einflußreiches Konventsmitglied trat ein, das mit teils verlegenem, teils fröhlichem Gelächter empfangen wurde, so daß es selber in das Lachen einstimmte.

Um den Mitgliedern die Manuskripte auch außerhalb der beschränkten Dienststunden zugänglich zu machen, war der Schlüssel zu den Handschriftenschränken der Kirche nicht unter Verschluß verwahrt, sondern an versteckter Stelle an einem der Schränke selbst angehängt. Mit der Ausdehnung der Lesesaalstunden fiel das freilich hinweg.

[2]) Im Jahr 1882 wurde die hintere Hälfte der Helmhaushalle unterschlagen und eine Bretterwand eingesetzt, die in neuester Zeit in eine Glaswand umgewandelt wurde. Dadurch verlor der hinterste Laden einen großen Teil seiner Anziehungskraft. Auf Ersuchen der Bibliothek wies ihr der Stadtrat statt dessen den mittleren, etwas geräumigeren, unmittelbar vor der Trennungswand gelegenen Laden zu.

[3]) „Die Zürcher Bibliotheken" von H. B., Neue Zürcher Zeitung vom 9. Juli 1885.

[4]) Großen Gewinn brachten in diesem und dem folgenden Zeitabschnitt den Bibliothekaren gelegentliche freiwillige Studienreisen durch Deutschland und dessen vorbildliche wissenschaftliche Bibliotheken. Es ist Pflicht der Dankbarkeit, hier ebensosehr der sachlichen Förderung wie des freundlichen persönlichen Empfangs zu gedenken. 1910 wurde mit Hinsicht auf die bevorstehende Bibliothek-Vereinigung dem damaligen 2. Bibliothekar Dr. H. Barth eine offizielle Reise zum Studium deutscher Bibliotheken aus dem freien Kredit des Stadtrates ermöglicht.

[5]) Vergl. „Dr. Conrad Escher 1833—1919", von Max Huber-Escher, im Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich 1922, S. 79/81.

[6]) Vergl. letztes Heft S. 25.

[7]) Den 1897 dem Landesmuseum abgegebenen Gegenständen folgten 1899 ebenfalls als Leihgaben die geographischen Reliefs, insbesondere das große Müllersche der Schweiz, weil man den Raum, den zumal das letztere beanspruchte, für Büchergestelle verwenden mußte.

[8]) Im Jahre 1896 war nach dem Tode Fr. Staubs der Gedanke aufgetaucht, ob die Stadtbibliothek dessen hinterlassene Bibliothek zu erwerben trachten solle. Eine sorgfältige Prüfung ergab jedoch das Vorhandensein von mindestens 80% Doubletten, so daß man auf einen Ankauf verzichtete.

[9]) Als wichtigste Geber und Gaben sind zu erwähnen: Zuwendungen aus dem Escherschen Hause zum Brunnen, aus dem Hagenbuch-Meisterschen Hause an der Kirchgasse in Fortsetzung früherer Schenkungen, aus dem Hause zum Lindenthal nach dem Tode von Stadtrat H. Landolt-Mousson durch dessen Witwe, des Stadtrates aus dem von C. Fierz-Landis der Stadt Zürich vermachten Schlosse Schwandegg und von Fräulein Betty Escher im Bellevue. Als in sich geschlossene Schenkungen traten ein: eine reiche und zum Teil große Seltenheiten enthaltende Sammlung von Werken theologischen, insbesondere dogmatischen Inhalts aus dem Nachlaß Prof. Aler. Schweizers, umfangreiche und sehr wertvolle Bestände an orientalischer Literatur aus dem Nachlaß von Friedr. Bürkli durch dessen Nichte Frau Amberger-Schinz, eine zwar meist nur aus kleinen Stücken bestehende, aber um ihres Inhalts willen bemerkenswerte Sammlung zur geographischen Namenkunde aus dem Nachlaß J. J. Eglis. Ihnen schlossen sich eine Reihe handschriftlicher Nachlässe ein, nämlich diejenigen J. C. von Orellis als Schenkung der Familie von Orelli, des Militärhistorikers Wilh. Meyer-Ott, Arnold Nüscheler-Usteris gemäß letztwilliger Verfügung, samt einer großen Zahl von Werken schweizergeschichtlichen Inhalts, die, weil vielfach schon vorhanden, der Bibliothek-Leitung die willkommene Gelegenheit boten, eine aus Doubletten bestehende Helvetica-Präsenz-Bibliothek zusammenzustellen; F. Sal. Vögelins, der schon beim Hinschied seines Vaters der Anstalt einen Teil von dessen hinterlassener Bibliothek geschenkt hatte und nun den beiden Hauptbücherssammlungen Zürichs seine eigene vermachte. Andere Sammlungsteile betrafen eine Schenkung von zirka 2000 Künstlerporträts des 17.—19. Jahrhunderts aus dem Nachlaß Adrian Zieglers und eine vollständige Sammlung der in unserem Zeitabschnitt einen weiten Abnehmerkreis sich erobernden farbigen Landschaftsbilder des Photochrom-Verlages.

Im übrigen sei hier wie auch sonst auf die seit 1880 regelmäßig herausgegebenen Jahresberichte hingewiesen.

[10]) Das galt insbesondere von der Abteilung der Rechenschaftsberichte und ähnlicher Literatur (sog. LK-Abteilung).

[11]) „Die Katalogisierungsarbeiten der Stadtbibliothek Zürich, ihre Fortführung und Ausdehnung, Bericht des Bibliothekariats an die Bücherkommission, 1890."

[12]) Über den Gang der Arbeiten, insbesondere über die zutage getretenen Schwierigkeiten unterrichtet ein (zweiter) vom März 1894 datierter, gedruckter „Bericht über den Stand der Katalogisierungsarbeiten". Die Schwierigkeiten zwischen alter Praxis und moderner Theorie ergaben sich u. a. daraus, daß der alte Katalog Familien-Namen mit verschiedener Schreibung normalisiert und enthüllte Anonyma nicht unter dem Verfasser eingereiht hatte. Weitere Ursachen zur Titelrevision bestanden in den Schwankungen zwischen persönlichem und sachlichem Ordnungswort, in der ungleichmäßigen Auswahl des sachlichen Ordnungswortes. Sodann waren die Vornamen zu ergänzen. Auch war bei zahlreichen Werken festzustellen, ob sie inzwischen abgeschlossen seien usf. Unterm 24. März 1898 erstatteten die Bibliothekare einen kurzen Schlußbericht. Der Umfang des 3-bändigen Kataloges betrug 1205 + 1318 + 164 = 2687 Seiten oder 168 Bogen, die Druckerrechnung Fr. 12,742. Dazu kamen noch Fr. 5300 für Hilfsarbeiten, die zum Teil mit der vorliegenden Aufgabe nur mittelbar zusammenhingen und bei einer nächsten Gelegenheit ohnehin hätten geleistet werden müssen. — Der Katalog wurde zum Preise von Fr. 10 abgegeben. Der Preis desjenigen von 1864 betrug Fr. 24.

[13]) „Die Katalogisierungsarbeiten der Stadt-Bibliothek Zürich, dritter Bericht des Bibliothekariats, Februar 1897". Der den Schlagwortkatalog betreffende Teil wurde mit etlichen Ab-

änderungen und Ergänzungen 1904 von G. A. Crüwell in die Mitteilungen des österreichischen Vereins für Bibliothekwesen, 8. Jahrgang, S. 165 ff. aufgenommen.

[14]) Einen bescheidenen Anfang zu einem zentralen Katalog hatte die Stadtbibliothek schon seit einigen Jahren insofern getroffen, als sie im Lesesaal die gedruckten Kataloge der verschiedenen zürcherischen Bibliotheken zu einer besonderen Gruppe und die Titel der neuen Eingänge der Museumsgesellschaft zu einem besonderen Alphabet vereinigte.

[15]) „Unsere Bibliotheken" von B., „Neue Zürcher Zeitung" vom 20. Januar 1897.

[16]) Sie erfolgte durch Zusammenrücken der Büchergestelle in den beiden Sälen des Helmhauses auf der Rathausfront, um Platz für je ein neues Gestell zu schaffen, was dem alten Herrn von vornherein nicht genehm war. Der Schreiner hatte vorgeschlagen, die 4 Meter langen und fast 4 Meter hohen Doppelgestelle, die glücklicherweise auf dem Boden nur aufgesetzt, aber nicht befestigt waren, samt ihrem Inhalt vermittelst Winden zu verrücken. Schon war das erste an seinem neuen Platz und der gegen allfälligen Seitenschub errichteten provisorischen Verstrebungen entledigt, da geriet es durch die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters ins Schwanken, neigte sich langsam zur Seite, bis es Halt an der Mauer fand, die Bretter wurden aus den Querträgern herausgeschoben und die Bücher ergossen sich auf Bibliothekar und Boden. Da hieß es für den schuldlos-schuldigen intellektuellen Urheber, da Helfer aus dem Personal nicht verfügbar waren, selber zugreifen und die Bücher zunächst wegräumen, dann ordnen und in das inzwischen wieder aufgerichtete Gestell einstellen. Ein gerade dazukommendes Mitglied des Bibliothekkonvents, heute der Senior der Zentralbibliothekkommission, erbarmte sich seiner durch ausdauernde Hilfeleistung.

[17]) Die baulichen Vorkehrungen des Jahres 1887 bestanden im Wesentlichen in feuersicherer Eindeckung des obersten Treppenaufstieges im Wasserhaus, im Emporführen der die drei Gebäudeteile der Wasserkirche, des Helmhauses und des Wasserhauses trennenden Brandmauern über das gemeinsame Dach und endlich im Anbringen von eisernen Fensterläden auf der Münsterhäuserseite. Ein Abschluß zwischen Wasserkirche und Helmhaus war durch Anbringen eines eisernen Rolladens schon 1881 bewirkt worden. Im Jahr 1891 folgte ein Steigrohr. Wie wenig Widerstandskraft man im Brandfall dem Kirchengewölbe zutraute, zeigten später einmal die Worte eines Feuerwehroffiziers, der auf die Frage nach Anordnungen für den Fall, daß das Kirchendach brenne, antwortete, dann seien einfach die Zugänge zur Kirche zu schließen und niemand mehr hineinzulassen.

Die Hülfsabteilung war ursprünglich auch für die Kantonsbibliothek und das Staatsarchiv errichtet worden. Beim Theaterbrand hatte sie schon begonnen, die Urkundenkisten zum Abtransport bereit zu stellen. — Die in der Stadtbibliothek vorgenommenen Umstellungen umfaßten 2500 gedruckte Bände und 200 Handschriften. — Von Zeit zu Zeit hielt die Feuerwehr, um mit den Lokalitäten vertraut zu werden, besondere Übungen ab. Einmal fand sogar, um Erfahrungen zu gewinnen, eine kombinierte Übung der Hülfsabteilung und des damals noch bestehenden Flöchnerkorps statt. Daß ein Eingreifen im Ernstfall nicht außer dem Bereich der Möglichkeit lag, zeigte sich im Jahre 1897, als aus Anlaß der damaligen Umbaute die Untersuchung eines Kamins das Vorhandensein eines in dasselbe hineinragenden, angekohlten Holzbalkens ergab. — Zu den Vorsichtsmaßregeln gehörte bei der Einführung der elektrischen Beleuchtung in dem nachts unbewohnten Gebäude auch die Anlage eines Schalters, der ermöglichte, den Strom abends jeweilen auszuschalten. — Eine weitere Folge der beiden Brandfälle war 1893 eine neue Feuerversicherung der Bibliothek, die die bisherige pauschale Wertung der einzelnen Sammlungsräume ersetzte durch einheitliche Stückwerte für die großen Gruppen der Bücher und der Handschriften und durch Einzelwerte für die wertvollsten Kunstgegenstände.

[18]) Schon den Brand des Amthauses und die im Zusammenhang damit auftauchende Möglichkeit, auf der freigewordenen Liegenschaft ein städtisches Sammlungsgebäude zu errichten, hatte der Konvent benutzt, um den Stadtrat zu ersuchen, er möchte gegebenenfalls nach der Übersiedelung der antiquarischen Gesellschaft deren Räume der Stadtbibliothek zuweisen. Aber das

Projekt hatte damals keine Gestalt zu gewinnen vermocht, und erst die Errichtung des Landesmuseums brachte die Frage der Entfernung der antiquarischen Sammlungen wieder in Fluß.

19) Die beginnende Raumnot der Kantonsbibliothek konnte man nunmehr auch auf der Stadtbibliothek um so klarer beurteilen, als der erste Bibliothekar inzwischen Mitglied der Kantonsbibliothek-Kommission geworden war.

20) „Unsere Bibliotheken", ohne Chiffre, N. Z. Z. vom 7. Mai 1896.

21) Eine ähnliche Abrede über Tauschzeitschriften traf die Stadtbibliothek 1911 mit der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft.

22) Die Mitgliederzahl, die 1880 167 und 1885 noch 149 betrug, sank bis 1915 auf 95. Wiederholte Versuche, sie zu erhöhen, hatten wohl zeitweilige Vermehrung, aber nie bleibenden Gewinn gebracht. Gegenüber den steigenden städtischen Aufwendungen fielen die Mitgliederbeiträge je länger desto weniger ins Gewicht. Wenn das Verhältnis zwischen Stadt und Gesellschaft bis zum Ende trotzdem das alte blieb, so lag der Grund bloß darin, daß die Bibliothek nach ihrer Zugänglichkeit eben doch öffentlich war und die Stadt keinen Grund hatte, in dieser Hinsicht mehr zu wünschen.

23) Eine Ausnahme vom Brennverbot war 1890 für die Bibliothekare bewilligt worden. Da ihnen, die ja nicht voll angestellt waren, begreiflicherweise daran liegen mußte, über die früheren Vormittagsstunden frei zu verfügen und dafür im Winter auch über den Einbruch der Dunkelheit hinaus auf der Bibliothek zu arbeiten, wurde ihnen erlaubt, was sogar eine Statutenänderung nötig machte, Brennöllampen zu gebrauchen; denn Petroleum und Gas erschienen als zu feuergefährlich. Sie bettelten sich also aus Verwandtschaft und Bekanntschaft ein kleines Heer außer Dienst gestellter Lampen zusammen, von denen aber ein Viertel beständig in der Reparatur war. Das Anzünden verlangte eine gewisse Kunstfertigkeit, die sich aber mit der Zeit auch Kustos und Abwart erwarben.

24) In diesem Zusammenhang ist auch zu erwähnen, daß die Stadtbibliothek sich 1896 an der Schweiz. Landesausstellung in Genf, abgesehen von Sammlungsgegenständen in der Gruppe „Alte Kunst", mit einer eigenen Ausstellung bibliothekarischen Charakters beteiligte und dabei die goldene Medaille zugesprochen erhielt.

25) An größern Gaben infolge testamentarischer Verfügung oder zum Andenken an Verstorbene sind für diesen Zeitraum zu verzeichnen: Otto Bleuler 1000 Fr., Kommandant Konrad Bürkli 1500 Fr., Carl Diggelmann 1000 Fr., Heinrich Escher im Wollenhof 2000 Fr., Frau Hagenbuch-Ott 25,000 Fr., H. Hirzel-v. Escher 2000 Fr., Dr. Arn. Nüscheler-Usteri 11,000 Fr., Prof. Dr. Al. v. Orelli 8000 Fr., Major Henri Pestalozzi 2000 Fr., Prof. Dr Aler. Schweizer 2000 Fr., Frau A(nna) St(ockar)-E(scher) 1000 Fr., J. C. Stolz 2500 Fr., Prof. Dr. R. Wolf 1000 Fr., Trauerhaus Z(iegler) 1000 Fr., Ungenannt 1000 Fr. Ferner von der vaterländisch-historischen Gesellschaft bei ihrer Auflösung 2000 Fr.

26) Die Teilnehmer waren 1. das Gewerbemuseum (heute Kunstgewerbemuseum), 2. die Juristische Bibliothekgesellschaft, 3. die Kantonsbibliothek, 4. die Kunstgesellschaft, 5. die Museumsgesellschaft, 6. die medizinisch-chirurgische Bibliothekgesellschaft, 7. die Kantonale Militärbibliothek, 8. die Naturforschende Gesellschaft, 9. das Pestalozzianum, 10. das Eidg. Polytechnikum (heute Eidg. Techn. Hochschule), 11. die Stadtbibliothek. Später traten bei 12. das Landesmuseum und 13. das Staatsarchiv. No. 2, 3, 6, 7, 8 und 11 sind heute in der Zentralbibliothek vereinigt. Die Museumsgesellschaft trat im Verlaufe zurück, da sie ihren neuen Zuwachs ohnehin jährlich in besonderem Druck herausgibt.

Anfänglich wurden die Titel nach 27 Fachgruppen und Untergruppen geordnet. Diese Einteilung wurde im Verlaufe, da sie selbst einem Teil der Abonnenten nicht erwünscht war, ersetzt durch rein alphabetische Anordnung. Standortsbezeichnungen wurden in den ersten Jahrgängen nicht beigegeben, aber in die spätern aufgenommen. Die Oberaufsicht verblieb der im vorhergehenden Abschnitt erwähnten viergliederigen Kommission.

[27]) Über die Einzelheiten sind die von der Unternehmung herausgegebenen Jahresberichte zu vergleichen. Der fünfgliedrigen Kommission gehörte außer den Experten als das eine der städtischen Mitglieder auch Prof. Dr. G. Meyer von Knonau an. Die feinere, sich bis 1915 hinziehende Arbeit bestand im wesentlichen aus Auflösung von Pseudonymen, Vereinigung von identischen Autoren mit verschiedenen Namensformen, Trennung gleichnamiger, aber nicht identischer Autoren, Reihenfolge der Werke des nämlichen Autors, Ausscheiden von Doppelexemplaren, d. h. Übertrag der in verschiedenen Bibliotheken verwahrten Exemplare des nämlichen Werkes auf einen Zettel, Übertrag der Standortsbezeichnungen aus den Handkatalogen der beteiligten Bibliotheken auf die Katalogzettel und schließlich Überprüfung des gesamten Titelmaterials auf alle diese Punkte.

[28]) Die Kommission der Kantonsbibliothek billigte Ende 1898 in besonderem Schreiben an den Stadtrat die Ergebnisse der Beratungen der fünf Bibliothekleitungen.

[29]) Nebenbei mag erwähnt werden, daß außerhalb der Amtszeit auf der Stadtbibliothek auch gewisse Unternehmungen der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare durchgeführt wurden, so die 1. und die 2. Auflage des Schweiz. Zeitschriftenverzeichnisses und der von Dr. Barth bearbeitete Probeausschnitt aus dem Schweiz. Gesamtkatalog, den die Vereinigung aus Bundes- d. h. aus Landesbibliothek-Krediten auf die Schweiz. Landes-Ausstellung in Bern im Jahr 1914 erstellte.

[30]) Freilich stand hinsichtlich der Öffnungsstunden die Bibliothek hinter andern schweizerischen Bibliotheken zurück, die bis 7 Uhr abends offen hatten, oder schon um 8 Uhr vormittags aufgingen (wie die Zürcherische Kantonsbibliothek). Eine weitere Ausdehnung erwies sich aber aus verschiedenen Gründen untunlich.

Große Aufregung verursachte 1908 ein ausländischer Benutzer, der sich den Anschein eines ebenso sorgfältigen wie eifrigen Benutzers neuerer und älterer Literatur zu geben, dabei aber mit großem Raffinement aus Sammelbänden wertvolle Druckschriften zu entwenden wußte, bis man ihn ertappte. Glücklicherweise konnte man sämtliche entwendeten Stücke, die der Dieb zum Teil schon an ausländische Antiquare verkauft hatte, wieder beibringen mit Ausnahme von zweien, bei denen aber unsicher war, ob sie nicht schon zuvor gefehlt hatten.

[31]) Im folgenden Jahr erstattete v. Wyß auch über diese Arbeit einen zusammenhängenden Bericht.

[32]) Die beiden Publikationen sind: Alphabetisches Schlagwortverzeichnis mit Schema der systematischen Übersicht zum Schlagwortkatalog der Stadtbibliothek Zürich, Selbstverlag (1909); und: Über den Schlagwort-Katalog, mit Regeln für die Stadtbibliothek Zürich, von Wilhelm v. Wyß, in: Sammlung bibliothek-wissenschaftlicher Arbeiten, Dziatzko-Häbler, Heft 25, Leipzig, Haupt, 1909.

Der Übersicht wurde das sogenannte Dewey'sche Dezimalsystem zu Grunde gelegt. Jede der beiden Abarten des Sachkataloges bedarf einer Ergänzung: der Schlagwortkatalog einer systematischen Übersicht der verwendeten Schlagworte und der systematische Katalog eines Schlagwortregisters.

[33]) Zürcherische Familien-Archive in der Stadtbibliothek Zürich, 1. Heft: Archiv der Familie Hirzel. Zürich, 1897.

[34]) Eine wertvolle Bereicherung brachte der Abteilung der stadtzürcherischen Ansichten die Sammlung von Architekt J. Simmler. Sie wurde 1903 aus dessen Nachlaß von einem Konsortium von Freunden der Bibliothek gekauft, das dieser noch nicht vorhandene Stücke zum Ankaufspreis überließ und den Rest auf eigene Rechnung, aber mit Verzicht auf Gewinn verwertete. An die aufgewendete Summe erhielt die Stadtbibliothek einen Bundesbeitrag von 1000 Fr.

[35]) Unter den Schenkungen sind insbesondere zu erwähnen: die philosophische Bibliothek Prof. Dr. Aug. Stadlers als Geschenk von dessen Witwe; die orientalischen, insbesondere hebräischen Teile der Bibliothek von Dr. Mor. Heidenheim als Schenkung der Israelitischen Kultus-

gemeinde und eines der Bibliothek nahestehenden Freundes; die Bibliothek Pfarrer Ludwig Pestalozzis als Geschenk von dessen Erben; wertvolle alte Zürcher, insbesondere Froschauer-Drucke, zu deren Beschaffung uns insbesondere von einer Seite immer wieder Mittel zuflossen. Daneben traten eine Anzahl von handschriftlichen Nachlässen ein: derjenige Hch. Leutholds als Vermächtnis von Prof. Dr Jakob Bächtold; der Nachlaß von David Heß, soweit er sich im Besitze von dessen Urenkelin Frau Prof. Steffensen-Burckhardt in Basel befand, als Geschenk dieser; derjenige Oswald Heers, geschenkt von dessen Tochter Frau Dr. A. Stockar-Heer; derjenige Rudolf Kollers als Gabe von dessen Witwe; der handschriftliche Nachlaß von Prof. Dr. J. R. Rahn samt seinen architektonischen Aufnahmen und Studienblättern, gemäß letztwilliger Verfügung; die Korrespondenz Bürgermeister Paul Usteris durch Oberst U. Meister; der musikalische Nachlaß von Herm. Götz durch dessen Witwe und Tochter; der handschriftliche Nachlaß des in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Zürich lebenden Theosophen Aug. A. Clement, den Dr. H. Hürlimann schenkte mit der Bestimmung, daß die Bibliothek auf dieses Besitztum regelmäßig öffentlich hinweisen solle. Ferner eine lange Jahre umfassende Sammlung von Briefen und Billets C. F. Meyers an einen Verwandten. Auch Gegenstände und Sammlungen anderer Art stellten sich ein: Aufnahmen zürcherischer Schlösser und Burgen von Ldw. Schultheß-Kaufmann, gemäß letztwilliger Verfügung von E. Schultheß-Lavater; Ölporträts zürcherischer Persönlichkeiten, die sich der ausgedehnten Bildersammlung der Stadtbibliothek einfügten, u. a. verschiedene Füßli-Porträts, gemäß letztwilliger Verfügung von Kunstmaler Wilh. Füßli; wertvolle Gegenstände kunstgewerblichen Charakters aus dem Nachlaß von Frau Oberst v. Edlibach. Die beiden wertvollsten Zuwendungen waren der handschriftliche Nachlaß C. Lavaters und dessen Briefwechsel als Geschenk der Erben von dessen Urenkel Antistes Dr. G. Finsler, sowie das gesamte Kupferstich-Werk Daniel Chodowieckis und Franz Hegis samt einer reichen Sammlung schweizerischer Almanache und Taschenbücher und anderen Kupferstich-Publikationen, die a. Kunsthändler Appenzeller stiftete.

[36]) Als solche Depositа traten ein Familienarchive Bluntschli, Ott und v. Wyß, die der Sektion Uto des Schweiz. Alpenklub gehörende Müller-Wegmann'sche Sammlung von Panoramen, der dem Pestalozzianum gehörende Teil des Nachlasses des Pädagogen Heinrich Pestalozzi, sowie Archive verschiedener stadtzürcherischer Zünfte.

[37]) Um eine kürzere Verbindung von Wasserhaus und Erdgeschoß der Wasserkirche herzustellen, war 1903 zwischen diesem und der Untern Galerie auf der Ostseite eine Wendeltreppe angebracht worden. Der Bestelldienst erstreckte sich nach und nach über sechs Geschosse, die durch z. T. ungünstige Treppen nur sehr unzweckmäßig unter sich verbunden waren. Die Dislokationen in die Dachgeschosse erfolgten so, daß man, soweit irgend möglich, nur schwach benutzte Repositorien dorthin verlegte. Sie störten schließlich die altgewohnte Ordnung so sehr, daß nicht einmal mehr die Bibliothekare, sondern nur das Bestellpersonal den vollen Überblick über die Lage der vielen Repositorien besaß.

Als der Konvent einst 1908 einen Rundgang durch die Räume vornahm, wurde hernach die Frage aufgeworfen, ob beim Umzug in das zukünftige Zentralbibliothekgebäude ein Teil der Büchermengen nicht auszuscheiden sei. Die Bibliothekleitung antwortete darauf mit der Berechnung, daß bei den bestehenden Baupreisen der jährliche Platzzins für ein Buch von $3\,1/3$ cm. Dicke auf ca. 2 Rp. zu stehen komme, daß aber ein Ausscheiden von Büchern und ein Tilgen der Titel in den Katalogen ganz unverhältnismäßig zeitraubend und kostspielig wäre, ganz abgesehen davon, daß es fast unmöglich sei, mit Sicherheit Bücher als wirklich tot zu bezeichnen und daß man leicht Gefahr laufen würde, Werke zu beseitigen, die späterhin vielleicht sogar aus dem Ausland verlangt würden.

[38]) Den gelegentlich wiederholten telephonischen Gruppenaufruf der Hülfsabteilung pflegte man den Mitgliedern etliche Zeit zuvor anzukündigen. Einmal erfolgte er ganz unvermittelt, als bei einer plötzlichen, durch Telephonruf angeordneten Feuerwehrübung infolge eines Versehens nicht die Angehörigen der Feuerwehr, sondern die Mitglieder der Hülfsabteilung plötzlich auf-

geboten wurden. Der Erfolg war überaus befriedigend: die Mitglieder fanden sich überraschend schnell ein. — Die Belegung der Arbeitsräume überschritt namentlich in der Zeit zwischen dem Übergang an die Zentralbibliothek und dem Bezug des Neubaues das zulässige Maß. In einem auf der Münsterhäuserseite gelegenen einfenstrigen Raume, in dem früher der 1. Bibliothekar allein untergebracht war, arbeiteten zeitweilig fünf Personen.

[39]) Im Zeitraum von 1885—1897 betrug der Personalaufwand sogar nur 93½% der Ausgaben für die Vermehrung (d. h. Bücher, Buchbinder und Münzcabinet). Von 1890—1915 stieg der Prozentsatz auf 120. Das war die unvermeidliche Folge nicht nur der allgemeinen Lohnbewegung, sondern auch der allmählichen Besserstellung des Bibliothek-Personals im besonderen. Die niedrigen Ansätze der Stadtbibliothek hatten zwischen 1895 und 1905 mehrfach bewirkt, daß tüchtige Kräfte des mittleren Personals andere, günstigere Stellen annahmen und jeweilen durch neue zu ersetzen waren, die man für ihren Dienst erst wieder heranziehen mußte.

[40]) An größeren Vermächtnissen und Gaben zum Andenken Verstorbener sind in diesem Zeitraum zu erwähnen: Kd. Baumann zum Tiefengrund 1000 Fr.; Rob. Bodmer 5000 Fr.; Dr. Ernst Diener 1000 Fr.; Frl. Amalie Escher 1000 Fr.; Dr. Jak. Escher-Bodmer 3000 Fr.; Frau Luise Escher-Escher 1000 Fr.; Frl. Pauline Escher 1000 Fr.; Aug. Finsler 3000 Fr.; Dr. Heinr. Hürlimann 4000 Fr.; Heinr. Paur 5000 Fr.; C. Schultheß-v. Meiß 1000 Fr.; Oberst Alex. Schweizer 1500 Fr.; A. Tobler-Finsler 10,000 Fr.; Frau Usteri-Trümpler 1000 Fr.; Prof. Dr P. Usteri-Trümpler 2000 Fr.; Dr. Theod. Ziesing 1000 Fr.; aus einem Trauerhause 1000 Fr.; Ungenannt 1000 Fr. Ferner von der Baugartengesellschaft bei ihrer Auflösung 3000 Fr. — Daran schlossen sich eine Reihe von Gaben in größeren Beträgen für laufende Rechnung, worunter von der Israelitischen Kultusgemeinde 2000 Fr.; G. H. Schinz in Liverpool 2000 Fr.; Prof. Dr. P. Usteri-Trümpler 1100 Fr., und ganz besonders in stets erneutem Interesse aus einem befremdeten Hause der Altstadt.

[41]) Hier fällt namentlich der Aufwand für die Arbeiten am Handschriften-Katalog und an der Porträts- und Ansichten-Sammlung in Betracht.

[42]) Das Verzeichnis ist auf dem Umschlag enthalten. Unter den neunzehn Verfassern des vorliegenden Zeitabschnittes steht hinsichtlich der Zahl von Blättern an erster Stelle der letzte Präsident, Dr. C. Escher, mit 5; dann folgen Prof. R. Hunziker und Prof. Vetter mit je 3, Dr. Hermann Escher, Prof. G. Meyer von Knonau, Prof. F. Sal. Vögelin und Prof. G. v. Wyß mit je 2.

[43]) Die Zahlen gehen auf eine im Jahr 1913 aufgenommene Bestandstatistik zurück, die freilich für Broschüren und Blätter Durchschnittswerte berechnete. In der Zahl von 102,000 Broschüren sind nur die kleinen Verlagsschriften berücksichtigt, dagegen nicht die überaus zahlreichen Rechenschaftsberichte, Einzeldruckblätter und ähnliche Druckschriften, die zu Bänden umgerechnet wurden. Wohl aber sind letztere in den weiter vorn über den Zuwachs an Broschüren in den behandelten Zeiträumen gegebenen Ziffern inbegriffen. Daraus ist der Unterschied zwischen den hier und den weiter vorn gemachten Angaben zu erklären. — Die Ansprache des Präsidenten wurde dem letzten Jahresbericht der Stadtbibliothek beigefügt.

Anhang I.

Behörden.

(Den Namen folgen in Klammern die Jahre des Eintritts und des Austritts. War Ursache des Ausscheidens der Tod, so ist ein † beigefügt.)

1885—1915.

Von der Gesellschaft gewählte Konventsmitglieder: Prof. Dr. Georg v. Wyß (1843—1893 †); Prof. Dr. Alex. Schweizer (1849—1886); Dr. Jak. Escher-Bodmer (1851—1909 †); Prof. Heinr. Grob (1861—1889 †); Prof. Dr. Heinr. Schweizer-Sidler (1866—1887); Prof. Dr. Aloys v. Orelli (1870—1892 †); Prof. Dr. Arn. Hug (1871—1886); Prof. Dr. Gerold Meyer von Knonau (1871—1915); Prof. Dr. J. R. Rahn (1874—1912 †); Ed. Usteri-Pestalozzi (1885—1915); Dr. Jakob Horner, a. Oberbibliothekar (1886—1886 †); Dr. Conr. Nüscheler (1886—1887 †); Prof. Dr. F. Sal. Vögelin (1886—1888 †); Dr. Conr. Escher (1887—1915); Dr. Rud. v. Schultheß-Rechberg (1888—1894); Prof. Dr. Ad. Kägi (1888—1915); Oberst U. Meister (1890—1898); Prof. Dr. August Stadler (1892—1900); Dr. Theod. Ziesing (1893—1895); Dr. Heinr. Zeller-Werdmüller (1894—1903 †); Prof. Dr. Theod. Vetter (1896—1915); Dr. Casp. Scheller-Kunz (1900—1915); Sal. Pestalozzi (1901—1905 †); Prof. Dr. Paul Schweizer (1903—1915); Rektor Dr. Wilh. v. Wyß (1906—1915); H. C. Bodmer (1908—1915); Dr. F. O. Pestalozzi (1909—1915); Dr. Jak. Escher-Bürkli (1913—1915).

Vertreter des Stadtrates: Hans Pestalozzi, Stadtpräsident (1881—1909 †); August Koller (1885—1892); Johannes Schneider (1893—1895); Elias Hasler (1896—1898); Casp. Grob (1889—1901 †); Rob. Billeter, Stadtpräsident (1901—1915); Heinr. Mousson (1909—1910); Heinr. Wyß (1910—1910); Hans Nägeli, Stadtpräsident (1910—1915).

Präsidenten: Prof. Dr. Georg v. Wyß (1868—1893); Dr. Conr. Escher (1893—1915).

Vizepräsidenten: Dr. Jak. Escher-Bodmer (1870—1909); Prof. Dr. Gerold Meyer von Knonau (1909—1915).

Quästor: Ed. Usteri-Pestalozzi (1885—1915).

Aktuare: Dr. Conr. Nüscheler (1880—1887); Dr. Rud. v. Schultheß-Rechberg (1887—1889); Rud. Hirzel (1889—1895); Dr. Hermann Escher (1895—1908).

Münzdirektoren: Heinr. Hirzel-v. Escher (1876—1887 †); H. C. Bodmer (1888—1908).

Bibliothekare: Dr. Friedr. Staub (1871—1887); Dr. Hermann Escher (1881—1915); Dr. Th. Ziesing (1887—1889); Dr. Wilh. v. Wyß (1889—1903); Dr. Jak. Escher-Bürkli (1903—1909); Dr. Hans Barth (1909—1915); Dr. Felix Burckhardt (1909—1915).

Mitglieder der Kommission für die Stiftung Schnyder von Wartensee: Prof. Dr. Georg v. Wyß, Präsident (1884—1893 †); Dr. C. Nüscheler (1884—1887 †); Stadtpräsident H. Pestalozzi (1884—1909 †); Dr. J. Escher-Bodmer (1887—1909 †); E. Usteri-Pestalozzi (1887—1915); Dr. R. v. Schultheß-Rechberg, Aktuar (1887—1889); R. Hirzel, Aktuar (1889—1895); Dr. Hermann Escher (1891—1915, bis 1895 mit beratender Stimme, seit 1895 Aktuar); Dr. C. Escher, Präsident (1893—1915); Stadtrat (jetzt Stadtpräsident) H. Nägeli (1909—1915); Prof. Dr. Th. Vetter (1909—1915).

Mitglieder der Naturwissenschaftlichen Subkommission: Prof. Dr. Alb. Heim, Präsident (1888—1915); Prof. Dr. Ed. Schär (1888—1892); Prof. Dr. C. Schröter (1888—1894 und 1897—1915); Prof. Dr. G. Lunge (1892—1894); Prof. Dr. H. v. Wild (1894—1902 †); Prof. Dr. C. Cramer (1897—1902 †); Prof. Dr. A. Kleiner (1902—1915).

Personal

auf Ende 1915 (mit Ausnahme der Bibliothekare):

Vollbeschäftigtes: Victor Wirz (seit 1899), Ernst Bachmann (seit 1896), Sekretäre; Florian Danuser (seit 1911), Assistent); Alice Hirt (seit 1909), Bureaugehilfin; Franz Schutzbach (seit 1900), Abwart; Josef Grob (seit 1913), Abwartsgehilfe); Rud. Tiener (seit 1906), Buchbinder.

In besonderer Abrede: Dr. Ernst Gagliardi (seit 1907); Dr. Bruno Hirzel (seit 1914); Heinr. Appenzeller (seit 1911); Leonie Bindschedler (seit 1910); Rosa Schutzbach-Leiser (seit 1900); Julie Koch-Hintermann (seit 1912).

Anhang II.

Verzeichnis der bis Ende 1915 erschienenen Schriften der Stiftung von Schnyder von Wartensee.

I. Lebenserinnerungen von X. Schnyder von Wartensee, nebst musikalischen Beilagen und einem Gesamtverzeichnis seiner Werke. 8°. Zürich, Gebr. Hug.

II. Les dislocations de l'écorce terrestre; Die Dislokationen der Erdrinde. Essai de définition et de nomenclature; Versuch einer Definition und Bezeichnung. Französisch und deutsch. Von Emm. de Margerie und Prof. Dr. A. Heim. 8°. Zürich, Wurster & Co., 1888.

III. Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrhunderts, bearbeitet durch das deutsche Seminar der Züricher Hochschule unter Leitung von J. Bächtold. 3 Bde. 8°. Frauenfeld, J. Huber, 1890—93.

IV. Siegelabbildungen zum Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, bearbeitet von Dr. P. Schweizer und H. Zeller-Werdmüller. 1.—9. Lieferung (jede Lieferung 8 Tafeln mit Text). 4°. Zürich, Beer & Co., 1891—1911.

V. Bibliothek der gedruckten weltlichen Vokalmusik Italiens aus den Jahren 1500 bis 1700; enthaltend die Literatur der Frottole, Madrigale, Canzonette, Arien, Opern ꝛc. Von Dr. Emil Vogel. 2 Bde. 8°. Berlin, A. Haak, 1892.

VI. Weitere Untersuchungen über das Verhältnis der Knochenbildung zur Statik und Mechanik des Vertebratenskeletts. Von E. Zschokke. Preisschrift. 4°. Zürich, Art. Institut Orell Füßli, 1892.

VII. Die Zürcher Büchermarken bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Zusammengestellt von Paul Heitz. 4°. Zürich, Fäsi & Beer, 1895.

VIII. Zwingli-Bibliographie. Verzeichnis der gedruckten Schriften von und über Ulrich Zwingli. Zusammengestellt von Georg Finsler. 8°. Zürich, Art. Institut Orell Füßli, 1897.

IX. Die schweizerischen Bilderchroniken und ihre Architektur-Darstellungen. Von Jos. Zemp. 8°. Zürich, F. Schultheß, 1897.

X. Johann Jakob Bodmer. Denkschrift zum CC. Geburtstag (19. Juli 1898), veranlaßt vom Lesezirkel Hottingen. 4°. Zürich, A. Müller, 1909.

XI. Die Abstammung der ältesten Haustiere. Phylogenetische Studien über die zoologische Herkunft der in prähistorischer Zeit erworbenen Haustierarten, nebst Untersuchungen über die Verbreitungswege der einzelnen zahmen Rassen. Von Prof. Dr. C. Keller. Zürich, F. Amberger, 1902.

XII. Joh. Casp. Lavater 1741—1801. Denkschrift zur 100. Wiederkehr seines Todestages. 4°. Zürich, A. Müller, 1902.

XIII. Die Moore der Schweiz mit Berücksichtigung der gesamten Moorfrage. Von Prof. Dr. J. Früh und Prof. Dr. C. Schröter. 4°. Bern, A. Francke, 1904.

XIV. Geschichte der Schweizertruppen in neapolitanischen Diensten 1825—1861. Von Dr. Alb. Maag. Gr. 8°. Zürich, Schultheß & Co., 1908.

XV. Das Lied in der deutschen Schweiz Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Von Alb. Nef. 8°. Zürich, Gebr. Hug & Co., 1909.

XVI. Das Klima der Schweiz. Auf Grundlage der 37jährigen Beobachtungsperiode 1864 bis 1900 bearbeitet von Jul. Maurer, Rob. Billwiller jr. und Clem. Heß. Preisschrift, herausgegeben durch die Stiftung von Schnyder von Wartensee mit Unterstützung der schweizerischen meteorologischen Zentralanstalt. 2 Bde. 4°. Frauenfeld, Huber & Co., 1910.

XVII. Geschichte der Kirchgemeinde Stammheim und Umgebung. Von Alfred Farner, Pfarrer. Zürich, Albert Müller, 1911.

XVIII. Les Faciès du Dogger ou Oolithique dans le Jura et les régions voisines. Par le Dr. Louis Rollier. Genève et Bâle, Georg & Cie., 1911.

Im Druck befanden sich

XIX. Die Quellen zur Beschreibung des Zürich- und Aargaus in Johannes Stumpfs Schweizerchronik. Von Dr. phil. Gustav Müller. Zürich, Beer & Co., 1916.

XX. Les sépultures du second âge du fer sur le plateau suisse. Par D. Viollier. Genève, Georg & Co., 1916.

Zwei Preisaufgaben wurden nicht gelöst. Die eine, auf 1891 und wiederholt auf 1894 ausgeschriebene lautete:

„Da die Zahlen, welche die Atomwärmen der Elemente darstellen, noch recht bedenk„liche Abweichungen zeigen, so sind die von Herrn Professor H. F. Weber für Bor, Silicium „und Kohle ausgeführten Untersuchungen über die Abhängigkeit der spezifischen Wärmen von „der Temperatur auf einige weitere Verbindungen, beziehungsweise Legierungen von solchen „auszudehnen. Überdies sollen die Dichten und die thermischen Ausdehnungskoeffizienten der „untersuchten Substanzen sorgfältig ermittelt werden."

Die andere, auf 1901 ausgeschriebene, lautete:

„Darstellung der in der Schweiz bestehenden Gesetzgebung und Praxis betreffend die „Rechtsstellung und die Einbürgerung ausländischer Einwohner."

„Würdigung der Bedeutung der ausländischen Bevölkerung der Schweiz für die öffent„lichen Institutionen des Bundes, der Kantone und der Gemeinden, sowie für die Volks„wirtschaft und die sozialen Zustände."

„Kritik des bestehenden Rechtes, Darlegung der Gründe, welche ausländische Ein„wohner der Schweiz zur Beibehaltung ihres Indigenats veranlassen; Vorschläge zur Er„leichterung der Naturalisation, beziehungsweise zur gesetzlichen Einbürgerung ausländischer „Niedergelassenen in der Schweiz."

Eine dritte auf 1916 „Neue Untersuchungen über das Dickenwachstum der Bäume", die zwei Lösungen erhielt, griff in die Zeit der Zentralbibliothek hinüber.

1894 Gottfried Keller als Maler. Von Carl Brun.

1895. Die Wicksche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich Von Ricarda Huch.

1896. Joh. Martin Usteris dichterischer und künstlerischer Nachlaß. Von Dr. Conrad Escher.

1897. Zürcher Briefe aus der Franzosenzeit von 1798 und 1799. Von H. Zeller-Werdmüller.

1898. Johann Heinrich Waser, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler englischer Literatur. Von Theodor Vetter.

1899. Der „Überfall von Nidwalden" (9. Sept. 1798), bearbeitet nach ältern handschriftlichen Aufzeichnungen. Von Dr. Conrad Escher.

1900 Johann Heinrich Füßli als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter. Freier Auszug aus dem Manuskripte seines Biographen Wilhelm Füßli.

1901. Die Zürcher Familie Schwend (c. 1250—1536). Von Ernst Diener.

1902. Johann Jakob Heidegger, ein Mitarbeiter G. F. Händels. Von Theodor Vetter.

1903. Johann Heinrich Schinz, ein zürcherischer Staatsmann und Geschichtskenner im XVIII. Jahrhundert. Von Gerold Meyer von Knonau.

1904. Der Zürcherische Hülfsverein für die Griechen 1821—1828. Von Alfred Stern.

1905. Heinrich Thomann, Landvogt und Seckelmeister (1520—1592). Von Dr. Conrad Escher.

1906. Briefe aus der Fremde von einem Zürcher Studenten der Medizin (Dr. Georg Keller) 1550—1558. Von Dr. T. Schieß, St. Gallen.

1907. Aus den eigenhändigen Aufzeichnungen von Johann Heinrich Schinz. Als Ergänzung zum Neujahrsblatt Nr. 259. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau.

1908—1909. Die Staatsgefangenen auf Aarburg im Winter 1802/03. Aus den Aufzeichnungen des Seckelmeisters Joh. Caspar Hirzel. Von Hermann Escher. 2 Hefte.

1910. Dr. jur. Jakob Escher-Bodmer, gew. Oberrichter (1818—1909). Von Dr. Conrad Escher.

1911. Die Eingaben des zürcherischen Volkes zur Verfassungsrevision des Jahres 1830. Ein Beitrag zur Geschichte der Regeneration. Von Hans Nabholz.

1912—1914. Johann Jakob Reithard. Von Dr. Rudolf Hunziker. 3 Hefte.

1915. Eine ungedruckte Kriegszeitung vor hundert Jahren (1813—1815). Von Wilhelm Oechsli.

1916. Die Schenkungen des Herrn W. Füßli, Kunstmaler, an die zürcherische Stadtbibliothek. Von Dr. Conrad Escher.

Neujahrsblätter der Zentralbibliothek.

1917. Johann Caspar Hirzel, der ältere. Von Dr. Bruno Hirzel.

1918 Aus dem Briefwechsel Paul Usteris mit Naturforschern und Medizinern. Von Wilhelm Oechsli.

1919. Entstehungsgeschichte und Baubeschreibung der Zentralbibliothek. Von Herm. Escher und H. Fietz.

1922—1923. Geschichte der Stadtbibliothek Zürich. Von Hermann Escher. 2 Hefte.

Preise: Hefte 1842—1848 à Fr. 1.50; 1849—1900 à Fr. 1.— (1888 à Fr. 2.—; 1894 vergriffen); 1901—1916 à Fr. 1.50; 1917 und 1918 à Fr. 2.—; 1919 und 1922 à Fr. 3.—.

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1924

Nr. 6

Adolf Tobler

1850—1923

Von

Hermann Escher

Zürich 1924
Kommissionsverlag von Beer & Cie.

Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

Neue Reihenfolge.

1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. Von Sal. u. A. Sal. Vögelin.
1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Maneß. Von G. v. Wyß.
1851. Leben Johann Kaspar Orelli's. Von Kd. v. Orelli.
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux. Von J. J. Horner.
1853—1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Großmünster. Von A. Sal. Vögelin.
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser. Von G. v. Wyß.
1856 1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. Von J. J. Horner.
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen. Von G. v. Wyß.
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube. Von A. Sal. Vögelin.
1861. Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich. Von G. v. Wyß.
1862—1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. Von Hch. Meyer-Ochsner.
1864. Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Cranmer. Von A. Sal. Vögelin.
1865. Erinnerungen an Zwingli. Von A. Sal. Vögelin
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich. Von G. v. Wyß.
1867. Das Freischießen von 1504 } Von A. Sal. Vögelin.
1868. Der Kalender von 1508 }
1869. Herzog Heinrich von Rohan Von G. v. Wyß.
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777. Von G. Meyer v. Knonau.
1871. Konrad Pelikan. Von A. Sal. Vögelin.
1872—1873. Die ehemalige Kunstkammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. Von F. Sal. Vögelin.
1874. Die Legende vom heil. Eligius. Von F. Sal. Vögelin.
1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrten, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. Von F. Sal. Vögelin.
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. Von J. R. Rahn.
1879—1882. Die Holzschneidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. Von F. Sal. Vögelin.
1883. Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Großmünster. Von J. R. Rahn.
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Vögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. Von F. Sal. Vögelin.
1886—1887. Lebensabriß von A. Salomon Vögelin, Dr. phil. und Professor. Von F. Sal. Vögelin
1888. Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich. Von Ldw. Hirzel.
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Aegidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich. Von G. v. Wyß.
1890. Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie. Von J. Bächtold.
1891. J. J. Bodmer als Geschichtschreiber. Von Gustav Tobler.
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309. Von G. v. Wyß.
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von Theodor Vetter.

Fortsetzung dritte Umschlagseite.

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1924

Nr. 6

Adolf Tobler

1850—1923

Von

Hermann Escher

Zürich 1924
Kommissionsverlag von Beer & Cie

Vorbemerkung.

Im vorliegenden Neujahrsblatt möchte die Zentralbibliothek einer Dankesschuld gegenüber ihrem großen Gönner und Freund nachkommen. Der Verfasser hat darin die Linien weiter ausgeführt, die er unmittelbar nach Toblers Tod in einem Nekrolog in Nr. 914 der Neuen Zürcher Zeitung, wie in einem früheren über Toblers Gattin (N. Z. Z. 1916, Nr. 445) zog. Mit einläßlicher Auskunft und Zustellung von Material haben ihn dabei unterstützt die Herren Oberst F. Affolter, Rektor Dr. E. Amberg und Prof. Dr. Edgar Meyer. Letzterer hat Toblers wissenschaftliche Laufbahn schon in Nr. 918 der Neuen Zürcher Zeitung nachgezeichnet und wird weitere, einläßlichere Artikel im nächsten Heft der Vierteljahrsschrift der zürch. Naturforschenden Gesellschaft, Bd. 68, Heft 3/4 (mit einer Bibliographie der Veröffentlichungen Toblers von F. Luginbühl, Chef des hiesigen Telegraphenbüreaus), sowie im Jahrgang 1924 der Verhandlungen der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft folgen lassen. Rektor Amberg gedenkt Toblers militärische Wirksamkeit in einer Fachzeitschrift näher zu beleuchten. (Daneben sei hier auch auf den Nekrolog von F. Luginbühl im Journal télégraphique 1923 Nr. 7 verwiesen.) Dankenswerte Auskunft haben dem Verfasser ferner erteilt die Damen M. Pestalozzi-Stadler, Oberin M. Schucan und Alice Simonius-Blumer, sowie die Herren Jul. Müller, Sekretär des Eidg. Schulrats, Ed. v. Orelli, Aug. Ritter, Adjunkt der Kreispostdirektion, E. Rüegger, Sekretär der Universität, Prof. Dr. F. Rudio, Arnold Tobler von der Anstalt Balgrist und Emil Zollinger. Die Reproduktion der beiden Porträts ist von den Herren Kunstmaler E. Würtenberger in Karlsruhe und Photograph C. Ruf in Zürich freundlichst bewilligt worden. Dem Schlußbildchen liegt eine Photographie von Frl. Al. Blumer zugrunde. Zwei weitere Bilder werden die Abhandlungen von Prof. Edgar Meyer zieren.

I.

Adolf Tobler entstammte einer Familie, die schon im 15. Jahrhundert in Zürich eingebürgert war, 1626 das Bürgerrecht wieder erneuerte und den patrizischen Geschlechtern beigezählt wurde. Sie war nie zahlreich, schenkte aber der Vaterstadt eine Reihe origineller Köpfe. Drei seiner Ahnen waren, einer nach dem anderen, Geistliche: Georg Christoph (1666—1708), Pfarrer in Bischweiler, einer der zwei reformierten Gemeinden des Unterelsaß, die Zürich bis zur französischen Revolution mit Geistlichen versah, dessen gleichnamiger Sohn (1702—1784), Chorherr am Großmünster, zuvor Pfarrer in St. Margrethen, Meilen und am Prediger, und dessen Enkel Christoph (1743—1821), ebenfalls Chorherr, Professor und Stiftsverwalter — nicht zu verwechseln mit seinem bekannteren Neffen, Chorherr Georg Christoph (1757—1812), der mit Goethe verkehrte und dessen berühmtes, im Journal von Tieffurt erschienenes Fragment „Die Natur" lange Zeit diesem zugeschrieben wurde.[1]) Johann Christophs Sohn Leonhard (1779—1861) wurde Kaufmann und gründete 1810 unter dem Namen Tobler-Stadler — seine Frau war Anna Stadler von Flawil — ein Bankgeschäft. Als Geldwechsler besuchte er mit seinem Fourgon und mit Vorräten aller damals in der Schweiz kursierenden Münzsorten vom alten Zürcher Gulden bis zum sog. Brabänder, dem Brabanterthaler, der sein Dasein noch um 1870 in den Rechnungsaufgabeheften der zürcherischen Volksschule fristete, durch lange Jahre die Messen der Schweiz, insbesondere die Zurzacher Messe, und die des angrenzenden Auslands. Das Geschäft war ein sog. Konto-Korrentgeschäft, das sich mit Wechsel, Arbitrage, Inkasso, Darlehen usf. befaßte. Es gelangte bald zu großer Blüte, da es sich bis zum Jahr 1836, d. h. bis zur Gründung der Bank in Zürich, nur mit einer Anzahl von Privatfirmen in den Geschäftsverkehr zu teilen hatte.[2]) Sein Inhaber, der sich in den 30er Jahren das in seinen Außenmauern noch heute stehende stattliche Haus in der Winkelwiese erbaute, erwarb, wie die Freitagszeitung bei seinem Tode berichtete, seinen Reichtum mit Ehren und war doch nicht stolz darauf. Für das Ansehen, das er genoß, spricht der Umstand, daß er Mitglied des kaufmännischen Direktoriums war. In anspruchsloser Mäßigkeit ein hohes Alter erreichend, übergab er noch zu Lebzeiten das Geschäft seinem einzigen Sohne Emil (1810—1898), der sich 1842 mit Hen-

riette Finsler, einer Tochter von Geo. Finsler-Heß, Schwiegersohn des geistvollen und feinsinnigen Maler-Dichters David Heß und erstem Direktor der Bank in Zürich, verheiratet hatte. Aufgewachsen noch unter dem Druck der Napoleonischen Kriege und der Hungerjahre konnte der schlanke und hagere Mann, der einer peinlich regelmäßigen Lebensweise huldigte, als Typus altzürcherischer Einfachheit gelten. Die mit ihr verbundene Sparsamkeit besaß er vielleicht sogar im Übermaß. Die einfache Lebensführung wurde nur durch die häufigen Geschäftsreisen unterbrochen. Der einzige Luxus des Mannes, der im übrigen seines Geldes nie recht froh wurde, bestand in Wagen und Pferden, die er selber lenkte und mit denen man ihn in Begleitung seines Sohnes noch in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts häufig an schönen Abenden ausfahren sah.

Der Ehe entsprossen zwei Söhne: Emil, geboren 1847, und Gustav Adolf, geboren am 22. Juni 1850, am 10000-Rittertag, dem Tage von Laupen und Murten. Die Mutter überlebte die Geburt des jüngeren Knaben nur kurz; sie starb schon im September 1850. Der ältere folgte ihr 1859 im Tode nach, so daß Adolf dem im Witwerstand verharrenden Vater als einziges Kind verblieb. Die Erziehung des Knaben lag im wesentlichen einer getreuen Magd mit dem altzürcherischen Namen Regula ob, die ihn nicht nur mit Liebe umgab, sondern auch mit so viel Takt leitete, daß weibliches Urteil dem schon erwachsenen jungen Mann bei Gelegenheit bekannte, er stehe andern jungen Leuten, die von ihren Müttern sorgfältig erzogen worden seien, in keiner Hinsicht nach. Überdies nahm sich auch die nebenan im Hause zum Roten Rad an der obern Kirchgasse wohnende Großmutter des Knaben an. Regula blieb bis zur Verheiratung ihres einstigen Pflegekindes im Hause und setzte sich dann zur Ruhe. Aber noch nach Jahren erwähnt Adolfs Tagebuch gelegentlich der Krankheiten und dann des Hinschiedes der treuen Seele mit dankbarem Empfinden.

Im Jahr 1862 trat der Knabe nach Absolvierung der 6-klassigen Primarschule ins untere Gymnasium ein, wo er zu Schulgefährten u. a. Otto Haab, Eugen Huber, Adolf Kägi, Alfred Kleiner, Moritz Schröter, August Stadler und Otto Stoll[3]) hatte. Das Griechisch behagte ihm nicht besonders. Mehr sagte ihm das Latein zu, das in Form von mannigfachen Sentenzen und sprichwörtlichen Redensarten ihm bis zum Tode gegenwärtig blieb. Aber des Vaters Pläne zielten nicht auf das Studium ab; er wollte sich den Sohn zu seinem Nachfolger im Geschäft erziehen und ließ ihn deshalb im Frühjahr 1866 an die Industrieschule übertreten, die damals noch in eine untere und eine obere Stufe zerfiel und in der letzteren den Schülern die Möglichkeit bot, sich durch Auswahl der Fächer mehr für eine mechanisch-technische, auch chemisch-technische oder aber eine kaufmännische Laufbahn vorzubereiten. Der väterlichen Anordnung hatte der soeben konfirmierte Sohn keinen Widerstand entgegengesetzt. Aber wohin

Adolf Tobler

Nach einem Ölgemälde von Ernst Würtenberger aus dem Jahre 1908

seine Neigungen gingen, zeigen gleich die ersten Einträge eines Tagebuches, das er vom Neujahr 1866 an mit nie nachlassender Pünktlichkeit bis zu seinem Tode führte — es ist freilich ausschließlich substanziell angelegt und enthält nur ganz selten Reflexionen. Wichtigstes der auf Weihnacht und Neujahr erhaltenen Geschenke ist ihm nämlich ein großer Magnet. Und unterm 10. Januar 1866 notiert er: „Abends machte ich das herrliche Experiment der elektrischen Rose". Wenn nämlich die Schule und das neben ihr eifrig betriebene Reiten irgendwie freie Zeit übrig ließen, wurde solche mit technischen, insbesondere elektrischen Experimenten ausgefüllt, wozu dann allerlei Material, wie Glasröhren, Trichter, Korke, Flaschen, auch Lötrohr usf. zu kaufen war. Beim Großvater entdeckte er eines Tages ein altes Mikroskop. Er bat es sich aus und trug es, um es wieder in Stand stellen zu lassen, voller Freude zum Optiker, der noch kein solches gesehen hatte. Aber nach wenigen Tagen brachte er „den verd. Kasten" wieder ins großväterliche Haus zurück, weil der Optiker das Instrument als untauglich erklärt hatte. Die Betrübnis legte sich, als der Vater ihm folgenden Tags 25 Fr. für ein neues Mikroskop und der Großvater kurz darauf ein Buch über die Wunder des Mikroskops schenkten.

So sehr sich das Tagebuch über die Schule selber ausschweigt und höchstens etwa aus der Zeit der Industrieschule den Chemie-Unterricht des nachmaligen Geologen an der Berner Hochschule, Baltzer, als sehr interessant bezeichnet, oder die Nachmittage meldet, an denen die bekannte schwache Seite des damaligen Rektors und Lehrers der Handelsfächer durch Ausfallenlassen des Unterrichtes zu Tage trat, so einläßlich schildert es die technischen Bestrebungen zu Hause. Da entlehnt der Jüngling von einem Bekannten das damals grundlegende Lehrbuch der Physik von Müller-Pouillet; oder es wird aus dem Erlös des unnütz gewordenen griechischen Wörterbuches eine Berzelius-Lampe gekauft. Gemeinsam mit seinem in der Nähe, an der Untern Zäune wohnenden Freunde Eduard Meyer, mit dem er bis zu dessen Tode im Jahr 1901 aufs engste verkehrte, bläst er Glas und biegt er Röhren. Auch Geißler-Röhren erscheinen bald auf der Bildfläche. Besondere Freude erregt das Geschenk eines dem Vater verpflichteten jüngeren Geschäftsfreundes, nämlich die Elemente zu einer galvanischen Batterie samt Glocke, Taster und Unterbrecher. Im Anfange des folgenden Jahres 1867 macht Adolf die Bekanntschaft des Mechanikers Müller am Eidg. Polytechnikum, erlernt von ihm allerlei Handgriffe und erbittet sich vom Vater einen Schraubstock. Er arbeitet an einem Telegraphennetz mit drei Stationen, erstellt im väterlichen Hause ein Läutwerk mit Selbstunterbrechung und verschafft sich sogar einen Morse-Apparat. Das alles beschäftigt ihn so sehr, daß er — der sonst so Gewissenhafte — mitunter das Turnen schwänzt.

Sein Interesse treibt ihn weiter zur Besichtigung elektromagnetischer Einrichtungen, die die damals hervorragende Konstruktionswerkstätte von Matthäus

Hipp in Neuchâtel in Zürich erstellt hatte. Ja sogar die Reise mit dem Vater ins Meerbad nach Ostende geht nicht vorbei, ohne daß man auf dem Rückweg in Köln eine, wie es scheint, besonders umfangreiche Läuteinrichtung besichtigt. Nach der Heimkehr gehts dann mit neuem Eifer hinter die Verbesserung der eigenen Läuteinrichtung her; auch Einrichtungen in befreundeten Häusern werden repariert. Freudig meldet im Frühling des folgenden Jahres 1868 das Tagebuch die persönliche Bekanntschaft mit Hipp.

Neben den Nachrichten über diese Dinge sind höchstens gelegentliche, z. T. noch in die Gymnasialzeit zurückgehende Einträge über Theaterbesuche anzumerken. Hamlet, Richard III und Heinrich IV werden erwähnt: frühzeitige Äußerungen eines gediegenen literarischen Geschmackes. Und der Eintrag des noch nicht Sechszehnjährigen unterm 15. März 1866 „Julius Cäsar gestorben" ist nicht minder charakteristisch für den Freund der Geschichte, der sich zwar nie auf das Ideengeschichtliche einließ, aber das empfängliche Gedächtnis für das Biographische und das Anekdotische verband mit lebhaftem Verständnis für die tatsächlichen großen geschichtlichen Zusammenhänge. [4])

Im Frühjahr 1868 war die Industrieschule zu Ende. Ein Jahr Welschland mit Sprachstudien im Französischen und auch im Italienischen sollte dran kommen — Englisch war schon zu Hause eifrig neben der Schule betrieben worden. Im Mai gehts nach Lausanne, wo Adolf sich für zwei Semester an der Akademie einschreibt. Aber von den Kursen, die belegt werden, meldet das Tagebuch nichts außer dem in Physik bei Prof. Dufour. Dafür erwähnt es um so öfter mannigfache elektrische Apparate, die er sich verschafft, und Installationen, die er anbringt. Er erzählt auch einmal von einer Erfindung, die er der Hausherrin vorweist, sowie von einem Besuch der Hipp'schen Werkstätte in Neuchâtel und schließt im April 1869 die Einträge ab mit einer Notiz über die Besichtigung der zu jener Zeit neu eingeführten Signalscheiben auf den Eisenbahnlinien von Lausanne nach Bern und nach Vevey.

Für den künftigen Kaufmann war dies zweifellos keine zweckmäßige Vorbereitung. Aber was das Tagebuch nicht meldet, erzählt die autobiographische Skizze im Dozentenbuch der zürcherischen Universität: den in jene Zeit fallenden Entschluß, sich dem Studium der angewandten Physik, speziell der Elektrizität zu widmen. Wann die entscheidenden Auseinandersetzungen mit dem Vater stattfanden, läßt sich nicht mehr feststellen; genug, daß dieser, wenn auch schweren Herzens und erst nach längerem Widerstreben, einwilligte und dem Sohn freie Hand ließ. Dieser schrieb sich nach seiner Rückkehr als Auditor am Eidgen. Polytechnikum ein, wo er bis zum Frühjahr 1871 unter Mousson und Kundt sowie unter Privatdozent Schneebeli physikalische Studien und unter Städeler chemische betrieb. Über seine Studien besprach er sich auch mit Röntgen, der

zu jener Zeit zuerst als Student und dann als junger Doktor in Zürich weilte. Daneben hörte er bei Johannes Scherr, dem er stets dankbare Erinnerung bewahrte, Geschichte und deutsche Literatur, bei Rambert, Behn-Eschenburg und Arduini französische, englische und italienische, wie er denn zeitlebens nicht nur große Gewandtheit in der schriftlichen und mündlichen Beherrschung dieser Sprachen besaß, sondern auch einen ausgeprägten und durchgebildeten literarischen Geschmack bezeigte. Dazu kamen zu Hause unter Anleitung von Sekundarlehrer Ryffel Studien in Mathematik, diesem für seine nunmehrige Laufbahn so unentbehrlichen Fache. Den Anschluß an gleichstrebende und gleichinteressierte Menschen fand er vor allem von 1869 an in der 1825 gegründeten Technischen Gesellschaft, die damals unter der Leitung des Physikers Rudolf Hofmeister stand und zu deren maßgebendsten und gehaltvollsten Mitgliedern der Seidenindustrielle Adolf Bürkli-Meyer gehörte. Im Februar 1870 hielt Tobler seinen ersten Vortrag über „die Telegraphie in ihrer Anwendung zu Eisenbahnsignalen", dem fast ausnahmslos Jahr um Jahr weitere Vorträge folgten bis zum November 1921, wie er sich denn überhaupt in dem mannigfach zusammengesetzten, aber trotzdem engeren persönlichen Kontakt aufweisenden kleinen Kreise sehr wohl fühlte. Vom Frühjahr 1899 bis zum Frühjahr 1910 leitete er die Gesellschaft als Präsident. Im Dezember 1872 trat er auch der Naturforschenden Gesellschaft bei, hielt auch dort gelegentlich Vorträge, widmete ihr während der Jahre 1886 bis 1892 als Aktuar viel Zeit; aber die größere Mitgliederzahl und die verschiedenartigere Zusammensetzung vermochten ihn dort auf die Länge weniger zu fesseln.

Im Frühjahr 1871 bezog er als regelrecht immatrikulierter Student die Universität Leipzig, an der er drei Semester verbrachte. Daran schlossen sich vom Herbst 1872 bis zum Sommer 1875 weitere Studiensemester an der heimischen kantonalen Hochschule.[5]) Die geringe Zahl belegter Kollegien betraf vornehmlich Mathemathik, die ihm vielleicht mehr notwendiges Übel als Freude war, in der es aber wesentliche Lücken auszufüllen galt. Nebenher gingen Vorlesungen literarischen und historischen Inhalts an Hochschule und Polytechnikum, an welch letzterem ihn zumal Johannes Scherr wiederum anzog. Der Hauptteil der Zeit war aber nunmehr den eigentlichen Fachstudien gewidmet, die gemäß seiner ganzen Anlage experimentellen Charakter trugen. Er richtete sich dafür im Obergeschoß des väterlichen Hauses ein eigenes Laboratorium ein, in dem er auch einen der damals in Zürich häufig anzutreffenden Schmid'schen Wassermotore installierte. Dort bearbeitete er von 1873 an das Thema, das er sich für seine Dissertation gwählt hatte, nämlich Untersuchungen über den Wirkungsgrad der elektrischen Dynamo-Maschinen, die sich damals die Welt zu erobern begannen, speziell der von dem Engländer Ladd erfundenen sog. Ladd'schen Maschine.

Zwischen die Studien, bei denen ihm seine fast übergroße Gewissenhaftigkeit immer wieder die Unregelmäßigkeit seines Studienganges zum Bewußtsein brachte, drängte sich die Erfüllung der militärischen Pflichten. Ende 1872 hatte er sich zur Artillerie gemeldet, und im Januar 1873 gemäß der damals bestehenden kantonalen Ordnung der Dinge, die erst 1875 der eidgenössischen Platz machte, das Aufnahmeexamen als Aspirant bestanden. Dann folgte im Frühjahr 1873 die Offiziersaspirantenschule in Frauenfeld. Dem fein gebauten, kaum mittelgroßen und in seinem äußeren Auftreten keineswegs forschen jungen Mann brachte sie aber kaum übermäßige Befriedigung. Denn das Tagebuch verzeichnet später die Qualifikation: „Ist zu schwach zum Artilleriedienst; wird nie ein tüchtiger Truppenoffizier werden"; und lediglich auf die persönliche Veranlassung des inspizierenden Waffenchefs der Artillerie, General Herzog, wurde ihr zur Linderung der Hinweis auf die positiven, gerade auch für den Artilleriedienst wertvollen Eigenschaften, nämlich auf die Kenntnisse in der Physik usf. hinzugefügt. Die Feldartillerie fiel nun außer Betracht. Dafür öffnete sich der Zugang zu der in den jüngern Offizierskreisen freilich erheblich tiefer eingeschätzten Positionsartillerie, wo es weniger auf äußeres Auftreten, Schneid und körperliche Kraft und Leistungsfähigkeit ankam, sondern gerade technische Kenntnisse und Fertigkeiten, wie Tobler sie besaß, zur Geltung zu gelangen vermochten. So hat er denn treu und unverdrossen durch Jahre seiner Pflicht als Offizier in dieser Waffe Genüge getan, bis sich ihm später auch ein militärischer Wirkungskreis öffnete, in dem sich seine Begabung voll auswirken konnte.

Gaben ihm schon diese Dinge innerlich viel zu schaffen, so griff ein anderes Erlebnis bis ins Allerinnerste. An der Universität befand sich ein Magnet, der ihn schon im Sommer 1870 sogar in medizinische Kollegien zog: eine amerikanische Studentin der Medizin. Wie sehr sie durch Jahre sein Sinnen und Denken erfüllte, zeigt das Tagebuch; aber nicht minder stark prägt sich darin auch das Auf und Ab von Hoffnung und Zweifel aus, ob seine Gefühle von dem, wie er bald ausfindig gemacht hatte, drei Jahre älteren Gegenstand seiner Neigung erwidert würden. Es vermochte seine Zuversicht nicht zu heben, wenn er sogar in Leipzig auf Umwegen vernahm, daß sie von ihm als „Adölfchen" sprach. Jedoch kamen auch gegenteilige Äußerungen stärkerer persönlicher Anteilnahme. Nach dem Abschluß ihrer Zürcher Studien kehrte sie nach Amerika zurück und schien damit seinen Wünschen ganz entrückt. Dann erhielt er 1875 auf einmal die verheißungsvolle Nachricht von beabsichtigtem neuem Aufenthalt in Europa. Aber nur zu rasch folgte eine andere umso niederschmetterndere Botschaft: die von ihrem Tode. Der Dampfer Schiller, auf dem sie reiste, scheiterte bei den Scilly-Inseln, und unter den Ertrunkenen befand sich auch die geliebte Amerikanerin. Strenge Arbeit half über den Schmerz der ersten Zeit hinweg;

das verklärte Bild der Verstorbenen behielt aber seinen Glanz bis in die letzten Jahre.

Wer sich die Wirkung derartiger Erfahrungen auf einen nicht nur körperlich, sondern insbesondere auch seelisch fein organisierten und mit zartem Empfinden ausgestatteten Menschen vergegenwärtigt, wird unter doppelt starkem Eindruck stehen, wenn er das Motto liest, das gerade in dieser Zeit beim Jahresbeginn wiederholt das Tagebuch eröffnet und auch in späteren Jahren häufig wiederkehrt: „Treu sich selbst". Was eine wesentliche Eigenschaft des reifen Mannes war, tritt uns schon in diesen Jahren stark entgegen: das Zusammenfassen der nicht ungemessenen Kräfte auf das Erreichbare, das Streben nach einem greifbaren Ziele, der Wunsch nach positiver Leistung. Zwar ging es nicht ohne gelegentliche Stimmungsrückschläge und Depressionen ab, wie auch späterhin das Selbstvertrauen öfters ins Wanken geriet. Aber dazwischen gibt das Tagebuch auch wieder andern Eindrücken Raum. Mit den Worten „Der lang ersehnte Tag" meldet es unterm 2. November 1870 die Versendung von Separatabdrücken der ersten Arbeit des erst Zwanzigjährigen über „die neueren Erfindungen auf dem Gebiet der Elektricitätslehre mit besonderer Berücksichtigung der Telegraphie" und fügt der Notiz bei: Alea jacta est! Als ihm drei Jahre später der damalige Vorstand des Bauwesens der Stadt Zürich, Oberst A. Vögeli, die Stelle eines Oberinspektors der städtischen elektrischen Uhren verschaffte, war das ebenfalls geeignet, sein Selbstvertrauen zu heben. Noch wichtiger war, daß die gewissenhaft betriebenen Studien im Sommer 1875 zum erfreulichen Abschluß führten. Sein väterlicher Freund, Albert Mousson, der ihn durch die ganze Zeit mit Rat und Aufmunterung gefördert hatte, nahm die Dissertation, deren Titel lautete „Über die Leistungen der Ladd'schen dynamo-elektrischen Maschine im Vergleich zur aufgewandten mechanischen Arbeit" mit voller Zustimmung entgegen. Am 28. Juli fand die Doktorpromotion statt. Ihr folgte im nächsten Winter die Habilitation als Privatdozent für angewandte Elektrizität an der Universität wie am Polytechnikum; denn da die Naturwissenschaften dem Lehrbereich beider Anstalten angehörten, so bestanden — was zum Teil noch heute der Fall ist — nicht nur eine Anzahl gemeinsamer Professuren, sondern auch Privatdozenten pflegten sich gleichzeitig an beiden zu habilitieren. Am 26. Februar 1876 hielt er die Probevorlesung über „Entwicklungsgeschichte und gegenwärtiger Stand der Elektrizitätslehre" und im Sommersemester 1876 die erste Vorlesung über „angewandte Elektrizitätslehre" an den beiden Hochschulen. Trotzdem sein Schul- und Studiengang nicht regelmäßig verlaufen war — der Umstand bereitete noch bei der Habilitation gewisse Schwierigkeiten, die Mousson nachdrückliches Eintreten für den jungen Freund überwand — war er zu einem sicheren Abschluß gelangt und stand im Beginn einer Tätigkeit, die seiner Begabung entsprach.

Das gab ihm in seinem ganzen Auftreten vermehrte Sicherheit. Mit frischem Mute strebte er vorwärts. Wohl wird ihm, wie 1877 eine Jahresschlußbetrachtung im Tagebuch bemerkt, die Verantwortung, die auf dem Forscher lastet, „erst jetzt, da eine selbständige Arbeit der Vollendung nahe ist, klar"; aber er fühlt sich der Aufgabe, die er sich gestellt, gewachsen. Er fängt auch an, jene später näher zu berührenden alljährlichen Reisen in die großen Verkehrszentren des Auslands zu unternehmen, die ihn in stete sachliche und persönliche Verbindung mit seinem Fache und dessen Vertretern bringen. Und nun folgt noch ein weiterer Schritt, den er sich lange und ängstlich überlegt hatte: Werbung, Verlobung und Heirat. Am 26. August 1880 schließt er den Ehebund mit Mina Blumer. Die Verbindung mit einem weiblichen Wesen bildete gerade für ihn, der an dem Vater wenig innere Anlehnung gefunden hatte, einen großen Gewinn, weil sie ihm einen Halt gab und seine innere Sicherheit und Selbständigkeit wiederum wesentlich erhöhte.

II.

Mina Blumer wurde als ältestes von fünf Kindern des Johann Blumer von Glarus und der Rudolphine Eckenstein von Zofingen am 23. April 1856 in Lyon geboren, wo der Vater in dem großen Seidenhaus Arlès Dufour & Co. tätig war. Die Familie wohnte im Winter im Stadtzentrum, bezog aber im Frühjahr jeweilen eines der einfachen Landhäuser, die in der Umgebung der Stadt zu mieten waren, wo dann ein großer Garten der Freude des Kindes an der Natur frühzeitig reiche Nahrung bot. Reisen im Postwagen führten es mit der Mutter zweimal in die Schweiz zu Ferienaufenthalt und Besuch bei Verwandten, auf denen ihm sein allzeit freundliches und zufriedenes Wesen die Zuneigung der Mitreisenden gewann. Im Sommer 1863 übersiedelten die Eltern, die ihren Kindern eine schweizerische Erziehung zu geben wünschten, nach Zürich, indem der Vater als Anteilhaber in die Firma Nägeli, Wild & Blumer eintrat, die sich mit Fabrikation von Seidenstoffen befaßte. In Privatschulen, zuletzt in der bekannten von Frau Dr. Schulz im Rennweg, erhielt das gewissenhafte und fleißige, dabei in seinen Bewegungen graziöse Mädchen, das auch dem Tanzunterricht mehr Ernst und Aufmerksamkeit entgegenbrachte, als es sonst geschieht, die Schulbildung seiner Zeit. Daran schloß sich ein zweijähriger Aufenthalt an der Ecole supérieure in Morges, wo Mina sich das dort übliche Diplom erwarb, und ein weiterer in einem englischen Pensionat in Cheltenham, den sie mit ihrer von der Schulzeit bis zum Lebensende eng verbundenen Freundin Johanna Schön teilte. Die beiden Mädchen hatten anfangs unter der wenig freundlichen Behandlung, die ihnen von den verwöhnten, aber unwissenderen

Mitpensionärinnen zuteil wurde, nicht wenig zu leiden, bis nach einem Monat stillen Duldens der sanften Mina eines Tages die Galle überlief und sie eine unverschämte, in Gegenwart von anderen Mädchen gefallene Bemerkung mit einer schallenden Ohrfeige quittierte. Das hatte die unerwartete Wirkung, daß man von Stund an die Swiss girls als gleichberechtigt anerkannte und sich der Aufenthalt hinfort ganz angenehm gestaltete. Auf die Rückkehr folgten einige Jahre häuslicher Tätigkeit und Ausbildung, unterbrochen von den üblichen geselligen Anlässen, bei denen ihre bescheidene, feine Art und ihre stille Anmut und Liebenswürdigkeit sie allgemein beliebt machten und auch die Aufmerksamkeit ihres künftigen Gatten auf sie zogen.

Es war für die junge Frau keine leichte Aufgabe, sich in die neuen Verhältnisse einzufügen. Wenn Jungverheiratete sonst in einem eigenen neuen Haushalt von- und miteinander lernen und sich aneinander gewöhnen können und die junge Hausfrau, zumal wenn nach und nach die Kinder kommen, in ihre Aufgabe schrittweise hineinzuwachsen Gelegenheit hat, so galt es für Mina Tobler nicht nur einen bereits vorhandenen Haushalt in einem großen Gebäude zu übernehmen; sondern dieser Haushalt bewegte sich um einen bereits 70 Jahre alten Mann, der seit dem Tode seiner Gattin, das heißt seit vollen 30 Jahren, recht für sich gelebt hatte und zudem einer peinlichen Regelmäßigkeit huldigte. War doch der Haushalt so genau eingerichtet, daß sich der Speisezettel von Woche zu Woche in stets gleichmäßiger Zusammensetzung wiederholte. Es gestaltete die Situation auch nicht einfacher, wenn die junge Hausfrau die Geldbezüge für diesen Haushalt jeweilen in dem in den Parterreräumen des Hauses untergebrachten Bankgeschäft erheben mußte, wie auch der Sohn bis zum Tode der Großeltern Finsler, die 1879 und 1882 starben, nicht über eigenes Vermögen verfügte, sondern das Nötige ebenfalls vorweg im väterlichen Geschäft zu beziehen hatte. Und noch weniger angenehm war es, wenn die junge Frau bei solchen Gelegenheiten von Organen, denen die Sparsamkeit des Geschäftsinhabers ebenfalls in Fleisch und Blut übergegangen war, vielleicht ganz leise, aber trotzdem nicht mißzuverstehende Bemerkungen über die Höhe dieser Bezüge zu hören bekam.

Neues Leben in das stille Haus brachten die Kinder, zuerst 1882 ein Mädchen, Helene, dann 1884 ein Knabe, Alfred, und 1891 nochmals ein Knabe, Hans. Aber an den Mahlzeiten nahmen die Kinder nicht teil; sie speisten um des alten Herrn willen mit den Dienstboten. Das wurde erst geändert, als eine tückische Kinderkrankheit 1890 den hoffnungsvollen älteren Knaben den Eltern entriß: ein Verlust, der in der Mutter durch ihr ganzes weiteres Leben nachzitterte, nicht zum mindesten in der Erwägung, wie viel mehr sie in einem beweglicheren Haushalt dem früh entrissenen Kinde hätte sein und von ihm hätte haben können.

Für Tobler verflossen die nun folgenden Jahre in stiller, unverdrossener Arbeit. Seine Vorlesungen umfaßten im wesentlichen zwei Gebiete: die Einfach- und Mehrfach-Telegraphie samt Kabel- und Kabelmeß-Wesen, Präzisionsinstrumente und elektrische Meßmethoden, elektrische Uhren und Telephonie, und sodann das elektrische Signalwesen und die elektrischen Sicherungseinrichtungen bei den Eisenbahnen. Die Hauptvorlesung über Telegraph und Telephon pflegte er vom Beginn des neuen Jahrhunderts an unter der umfassenden Bezeichnung „Schwachstromtechnik" in zweisemesterigem Turnus zu halten. Schon zuvor hatte er sich entschlossen, die militärischen Anwendungen in einem besonderen Kolleg zu behandeln. Zu den Vorlesungen aus diesen Gebieten traten in früheren Jahren gelegentlich auch andere Vorlesungen, wie „Elemente der theoretischen Physik" oder „Elektrische Beleuchtung". Doch zog er sich bald wieder davon zurück auf den Boden, auf dem er sich ganz zu Hause fühlte. Die Stundenzahl überschritt im Wintersemester, das stets stärker belastet war als das Sommersemester, nie die Zahl von vier. Aber auf diese beschränkten Stunden verwendete er sorgfältige Vorbereitung. Großes Gewicht legte er auf Demonstrationen. Die Zeiten sind vorbei, schrieb er einmal, wo man mit Kreide und allenfalls einigen Zeichnungen auszukommen meinte; und mit Verwunderung notierte er sich anläßlich eines Besuches in Berlin noch 1909 im Tagebuch, daß die akademischen Lehrer nur mit Kreide arbeiteten.

Neben den Vorlesungen ging die Arbeit im Studierzimmer und im Privat-Laboratorium einher. Und hier zeigte sich vor allem seine Stärke. Seinem Naturell widerstrebte — möchte man sagen — der robuste, triebkräftige, gewaltig wirkende, unter Umständen aber auch rücksichtslos verheerende Starkstrom mit seinen ungeheuren Spannungen in eben dem Maße, wie ihm der Schwachstrom, der mit größter Präzision selbst auf größte Entfernungen wirkt, aber auch größte Sorgfalt erfordert, angemessen war. Tobler gehörte nicht zu den Entdeckern und Erfindern in seinem Fache. Aber als praktischer Elektriker, der trefflich durchgebildet war, vorzüglich beobachtete und wissenschaftlich auf der Höhe stand, hat er einer Wissenschaft große Dienste geleistet, in der es vor allem auf sicheres Funktionieren bei minimalem Kraftaufwand ankommt und die Untersuchung und Feststellung von Fehlerquellen eine so ungeheure Rolle spielt. Seine Sorgfalt und Geduld befähigte ihn wie wenige, die physikalischen Präzisionsinstrumente auf Leistungsvermögen und exaktes Funktionieren zu kontrollieren und auf Fehlerquellen zu prüfen. Die Meßmethoden und Kontrollen von Apparaten und Instrumenten und die Anwendung ihrer Ergebnisse auf die Praxis beherrschte er mit allen ihren Feinheiten. In den oft ungeheuer verwickelten Schalteinrichtungen der modernen Apparate wußte er sich Dank seiner Unermüdlichkeit so zurechtzufinden, daß sie für ihn gleichsam Sprechvermögen

erhielten. Es war, als ob die Schwachstromtechnik speziell für ihn erfunden worden wäre.

Diesen Eindruck machten auch seine Publikationen. Näher auf sie einzutreten ist hier nicht der Ort. Ihr Verzeichnis wird in anderem Zusammenhange gedruckt werden. Daß er auch schriftstellerisch viel arbeitete, war seinen Fachgenossen bekannt. Aber es hat selbst die ihm am nächsten stehenden aufs Höchste überrascht, als sich nach seinem Tode bei der Zusammenstellung eine Zahl von nicht weniger als 115 Veröffentlichungen ergab, darunter viele in französischer und selbst englischer Sprache, viele auch mit Zeichnungen. Selbständige Werke finden sich nicht darunter; höchstens daß er Teile von solchen auf Ersuchen anderer Herausgeber verfaßte, wie er z. B. mehrere wichtige Kapitel des von Zetzsche herausgegebenen Handbuchs der elektrischen Telegraphie und ein Heft der elektrotechnischen Bibliothek von Hartleben in Wien verfaßte und in der 3. Auflage des dritten Bandes von Moussons „Physik auf Grundlage der Erfahrung" den Abschnitt über die „Anwendungen des elektrischen Stromes" bearbeitete. Es waren fast durchwegs Zeitschriftenaufsätze, teils umfangreichere, mitunter nur wenige Seiten umfassende, die insbesondere in der Schweiz. Bauzeitung, in der (Berliner) Elektrotechnischen Zeitschrift, in der Schweiz. Zeitschrift für Artillerie und Genie, in der (Münchner) Zeitschrift für Schwachstromtechnik, im (Berner) Journal télégraphique und in La Lumière électrique (Paris) erschienen. Sie enthalten ein staunenswertes Maß gewissenhaftester und sorgfältigster Arbeit, das niemand von ihm erwartet hätte und das er nur Dank seiner großen Konzentrationsfähigkeit leisten konnte, und weil er sich während der Arbeitszeit absolut nicht stören ließ. Entsprechend seinen Studien und Vorlesungen betreffen auch die Veröffentlichungen zunächst Telegraphen- und Telephonwesen, dann Eisenbahn-Signalwesen, Kabellegung und Überseetelegraphie, ferner Militärtelegraphie und Kommandoapparate und endlich Methoden zur Messung von Selbstinduktionen. Sie zeigen, wie sorgfältig er auf diesen Gebieten alle Verbesserungen nicht nur verfolgte, sondern selber nachprüfte. Er blieb aber nicht bei der bloßen Prüfung stehen, sondern gelangte durch diese vielfach zu neuen Vorschlägen, die die Probleme weiterführten. In einem ganz besonders bemerkenswerten Falle setzte ihn diese Nachprüfung in den Stand, zu praktischen Ergebnissen, die die beiden hervorragenden englischen Forscher Thomson und Varley gefunden hatten, nachträglich die genaue Theorie der Methode zu geben. Sein lebhaftes historisches Interesse kam auch seinem Fach zugut. Es tritt schon in der ersten Publikation vom Jahr 1870 zu Tage und zeigt sich ganz besonders in einem Neujahrsblatt, das er als Mitglied der Gelehrten Gesellschaft zum Besten des Waisenhauses auf das Jahr 1909 schrieb über „die Entwicklung der elektrischen Schwachstromtechnik in der Schweiz". Es läßt seine reichen Detailkenntnisse in glänzendem

Licht erscheinen und bildet in seiner ansprechenden und allgemein verständlichen Haltung eine wahre Fundgrube für die Geschichte seines Faches.

Seine finanziellen Verhältnisse gestatteten ihm, seine Studien vor allem auch durch ein Mittel zu fördern, das nicht jedem zur Verfügung steht: durch die bereits erwähnten häufigen Reisen. Zu Anfang teils einem in ihm liegenden Wandertrieb entsprungen, teils der bewußten Absicht, die Lücken seines keineswegs methodischen Studienganges auszufüllen, wurden sie ihm mit der Zeit geradezu eine geistige Lebensnotwendigkeit. Er besuchte die großen staatlichen Telegraphen- und Telephon-Ämter, die Betriebsbureaux der Eisenbahnverwaltungen, insbesondere der Untergrundbahnen, wo genaueſtes Funktionieren der Sicherungseinrichtungen von ganz besonderer Tragweite war.[6]) Er verschaffte sich Einlaß in die großen Konstruktionswerkstätten. Er orientierte sich dort über die Fortschritte der Technik, sammelte Kenntnisse für seine Vorlesungen und ließ auch die Fachbibliotheken nicht unbesucht, wie er denn auch eine starke bibliophile Ader wenigstens für die Literatur seines Faches hatte und Seltenheiten zu schätzen wußte.

Die Reisen führen ihn mindestens einmal jährlich, meist im Frühling, wobei er der ihm unsympathischen Hausreinigung entflieht, oder im Herbst, mitunter auch zweimal im Jahr, bald nach München und Wien, bald nach Frankfurt a. M., Köln und Dresden, vor allem nach Berlin, Paris und London. Um die submarinen Kabelanlagen zu studieren, begibt er sich nach dem landschaftlich schön gelegenen Pensance an der Südwestspitze Englands, von wo eine Reihe transatlantischer Kabel ausgehen, später auch nach Emden und Borkum an der deutschen Nordseeküste. Häufig begleitet ihn die Gattin; auch Verwandte nimmt er mit; gelegentlich lädt er auch Freunde ein. Dann widmet er unabänderlich — eine Tageseinteilung, die schon auf der Hochzeitsreise Platz greift — die Vormittage seinen Studien, während die Nachmittage für Ausflüge bestimmt sind. Überall gewinnt er ohne erhebliche Schwierigkeiten Zutritt, Dank seiner Gewandtheit, sich auch in fremden Sprachen auszudrücken. Überall hält er mit scharfem Blick Umschau, weiß das Wesentliche zu erfassen, nimmt sofort allfällige Neuerungen wahr und gewinnt vor allem auch persöhnliche Fühlung, indem er alte Beziehungen wieder auffrischt oder neue anknüpft. Auch den führenden Persönlichkeiten imponieren die selbst gemachten Erfahrungen des weitgereisten Mannes und seine umfassende Kenntnis anderswo angetroffener Einrichtungen. Sein gewinnendes, im besten Sinne weltmännisches Auftreten, seine ungezwungene, offene Art sich zu geben vermitteln einen Gedankenaustausch, der rasch persönliche Färbung annimmt. Sein feiner Takt läßt ihn auch sofort die Grenze erkennen, jenseits deren die Fabrikationsgeheimnisse beginnen, und sein Sinn für Humor hilft ihm, aus einem vielleicht kitzlig werdenden Gesprächs-

thema den glücklichen Ausweg zu finden. So weiß er nicht nur den Verkehr aufs angenehmste und förderlichste zu gestalten; sondern es entwickeln sich auch bleibende freundschaftliche Beziehungen mit Deutschen, Engländern, Franzosen, mit Kohlfürst, Werner Siemens, Steinheil und Zetzsche, mit Latimer Clark, Muirhead, Sayers, Sullivan, Thomson (dem späteren Lord Kelvin) und Varley, mit Baudot, Carpentier u. s. f.[6a])

Sein leutseliges und von Überhebung ganz und gar freies Auftreten gewinnt ihm auch die Untergeordneten, mit denen er, ohne sich auch nur in leisester Weise gemein zu machen, ebenfalls in menschliche Beziehung zu treten weiß. Sogar im Gasthof erhält der Verkehr mit dem Dienstpersonal eine persönliche Färbung. Dabei sind ihm Portemonnaie und Zigarrentasche zur Betätigung seines Wohlwollens stets zur Hand, was ihm selbstverständlich bei den Bedachten ein freundliches Andenken sichert. Die Freizügigkeit, die bis zum Weltkrieg unter dem Hotelpersonal herrschte, konnte dann gelegentlich zu ergötzlichen Szenen führen, wie einmal in einem Hotel in Edinburgh. Tobler und sein Begleiter waren zur Hauptmahlzeit in den Speisesaal getreten und schritten auf die vom Oberkellner angewiesenen Plätze zu. Da bemerkte der Begleiter, daß zwei diensttuende Kellner, indem sie nach den Näherkommenden blickten, miteinander tuschelten, als ob sie sich über sie lustig machten. Die Gäste setzten sich, und Tobler wandte sich wegen einer Bestellung an den einen der Kellner mit den englischen Worten: I want u. s. f. „Sehr wohl, Herr Professor" entgegnete dieser auf deutsch. Höchst erstaunt fragte Tobler: „Kennen Sie mich"? „Gewiß, lautete die Antwort, ich habe Sie voriges Jahr im Palast-Hotel in Berlin bedient."

Reiste er dann wieder ab, so führte er mit sich oder es folgten ihm durch die Post kleinere oder vielleicht auch größere Instrumente, Apparate oder Probestücke, die er sich, wenn sie käuflich waren, mit sorgfältigem Blicke ausgewählt hatte, oder um die, weil gar nicht verkäuflich, ein anderer sich vergeblich bemüht hätte, während sie ihm als Gastgeschenke zur Besiegelung angenehmsten Verkehrs mitgegeben wurden. Auch in der Zwischenzeit erfolgten häufig Bestellungen, bei denen er freilich immer auf genaue und saubere Arbeit hielt und unbefriedigende Ausführung ebenso freundlich wie entschieden zurückwies.

Alle diese Stücke fanden dann in seiner Wohnung Aufnahme in einem Laboratorium, das — ich folge hier den Worten von Prof. Dr. Edgar Meyer — derjenige, der es je gesehen, nie vergessen wird. Ein seltenes Kleinod stellte es dar. Die besten Präzisionsapparate, die es überhaupt gab, hatte er hier für seine experimentellen Arbeiten vereinigt. Diese Kostbarkeiten wurden wie ein Augapfel von ihm gehegt und gepflegt, und seine große Erfahrung in der Behandlung von Präzisionsinstrumenten bewirkte, daß auch Apparate, die schon 30—40 Jahre in Gebrauch waren, aussahen und funktionierten, als ob sie eben aus der Werkstatt

gekommen wären. Auf einzelnen Gebieten, wie Messungen von Selbstinduktionen und Kapazitäten, war Tobler mustergültig eingerichtet. Hier konnte er mit derselben Präzision arbeiten, wie die großen Institute, etwa das Bureau für Maß und Gewicht in Bern, oder die Physikalisch-technische Reichsanstalt in Charlottenburg oder das Bureau of standards in Washington. Aber selbstlos, wie er war, sorgte er nicht nur für sich. Für den Physikunterricht in Zürich, sowohl an der Eidgenössischen Technischen Hochschule als auch an der Universität, hat er vieles getan, mehr als je in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Manches hat er sich für die spezielle Schwachstrom-Sammlung der erstgenannten Anstalt von ausländischen Stellen auch erbeten und ihr übermittelt. So hat er mit größter Liebe und Verständnis eine wunderbare Sammlung für das Polytechnikum zusammengebracht, die die historische Entwicklung der Telegraphie und des elektrischen Signalwesens darstellt. Und die Sammlung des physikalischen Institutes der Universität verdankt ihm mindestens den zehnten Teil ihrer wertvollen Präzisionsinstrumente.

Die stille, unverdrossene Arbeit fand namentlich bei dem damaligen Schulratspräsidenten des Eidg. Polytechnikums, Oberst Hermann Bleuler, wohlwollende Würdigung. Gegen Ende der 80er Jahre war für die physikalischen Bedürfnisse der Schule ein besonderes Gebäude nötig geworden. Die neuen Räume führten zu Gedanken über eine weitere Ausgestaltung des Unterrichtes. Man dachte an eine Schule für höhere Telegraphenbeamte, zu deren Lehrern dann insbesondere auch Tobler gehört hätte. Unter allen Umständen schien es aber angezeigt, Tobler durch Verleihung des Professortitels zunächst einmal eine äußere Anerkennung zu gewähren, und so erfolgte im Dezember 1889 die Ernennung zum Honorarprofessor. Sie gestattete ihm dafür seinen Rücktritt als Privatdozent an der kantonalen Universität zu erklären.

Eine neue, ihn im höchsten Grade interessierende Tätigkeit bahnte sich Anfangs der 90er Jahre in militärischer Hinsicht an. Tobler war Mitte der 80er Jahre, entsprechend seinem Alter, in die Landwehr hinübergerückt und hatte während längerer Zeit keinen Dienst mehr getan, bis das Jahr 1890 ihm zweimal kurz hintereinander Einberufungen nach Thun brachte, zuerst zu einem 14-tägigen Schießkurs, dann zu einem 10tägigen Wiederholungskurs, dessen Kommandant ihn ausgiebig zu telephonischem Spezialdienst heranzog. Er hatte gerade angefangen, sich mit Fragen des Positions-, speziell des Festungskrieges zu befassen und die Belagerung von Paris im Jahr 1870/71 zu studieren, wobei ihm ein Frühjahrsbesuch in Paris zu näherer Kenntnis der Südfront und, dank diplomatischer Empfehlung, sogar zu einem zweimaligen Besuch des Forts Issy verhalf. Nun zogen die Probleme des telegraphischen und telephonischen Verkehrs in der damals im Entstehen begriffenen Gotthardbefestigung seine Aufmerksamkeit auf

sich. Er verwandte sich um die Erlaubnis zur Besichtigung der Anlagen, die ihm von Bern aus nicht ohne Zögern erteilt wurde.

Im August 1891 fand der mehrere Tage dauernde Besuch statt: die Einleitung zu einer bis zum Ende des Weltkrieges dauernden Tätigkeit. Er kam dabei namentlich auch mit dem damaligen Artilleriechef, Oberstleutenant, später Oberst Ferd. Affolter, nachmals Professor an der militärischen Abteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule, in Berührung, und dieser ermaß sofort die Bedeutung, die die ständige Zuteilung eines durchgebildeten Elektrikers zum Stabe der Gotthardtruppen schon in gewöhnlichen Verhältnissen haben mußte, ganz besonders aber im vorliegenden Zeitpunkt, da die Kabellegung, d. h. die Herstellung der Verbindungen zwischen den verschiedenen Teilen der weit ausgedehnten Festungsanlagen eben erst begonnen hatte. Wohl verfügten die zuständigen Militärbehörden in der Person von Professor Schneebeli in Neuchâtel schon bis anhin über einen gelegentlichen Experten für wissenschaftliche Aufschlüsse. Aber die Zuteilung eines ständigen Fachmanns erschien, da es sich um Probleme von allergrößter Wichtigkeit handelte, unerläßlich. Nicht nur stellten Gelände und meteorologische Verhältnisse der technischen Anlage größte Schwierigkeiten entgegen; sondern es mußte die einmal erstellte Anlage auch mit absoluter Sicherheit funktionieren; denn davon hingen schließlich alle Verteidigungsmaßnahmen ab, sowohl die kombinierte Wirkung der über den Gebirgsstock verteilten Geschützstellungen, als auch die einheitlichen Operationen der der Verteidigung zugewiesenen infanteristischen Truppenkörper. Affolters Streben, Tobler hiefür zu gewinnen, traf sich mit des letztern Wunsch, sich im Kolleg auch der militärischen Elektrotechnik einläßlicher zu widmen. Oberst Bleuler in seiner doppelten Eigenschaft als Schulratspräsident und Mitglied der Landesverteidigungskommission griff den Gedanken mit Lebhaftigkeit auf und nahm sofort, um der neu zu schaffenden Stelle ein entsprechendes Gewicht zu verschaffen, die Beförderung zum Hauptmann in Aussicht.

Im Frühjahr und Sommer 1892 nahm Tobler an einem in zwei Teile zerfallenden, vom Gotthard-divisionär Oberst v. Segesser geleiteten Dienst des ganzen Stabes der Gotthard-division zuerst in Altorf und dann im Festungsgebiet teil. Mit Feuereifer warf er sich auf seine neue Aufgabe. Der großen auf ihm ruhenden Verantwortlichkeit war er sich umso mehr bewußt, als er bald erkannte, daß man bei den bisherigen Materialabnahmen und Anlagen nicht mit der nötigen peinlichen Genauigkeit vorgegangen war. Ein Versagen der Leitungen konnte unter Umständen zu einem verhängnisvollen Versagen aller Maßnahmen der Verteidigung führen. Deshalb umfaßte von Anfang an sein Vorschlag wie die Forderung der zuständigen Kommandostellen eine mehrfache Sicherheit. Den ganzen März 1893 hindurch war er wiederum am Gotthard,

und zwar in einer Cadreschule als Vorbedingung zur Beförderung zum Hauptmann. Aber diese selbst ließ immer noch auf sich warten, da man sich im Bureau des Waffenchefs der Artillerie, dem er immer noch unterstellt war, über gewisse an und für sich zwar berechtigte, im vorliegenden Fall aber durchaus unzweckmäßige Bestimmungen betr. Avancement und Rückversetzung eines Landwehroffiziers zum Auszug nicht hinwegzusetzen vermochte. Erst die Vorstellungen hochgestellter Personen, die fanden, man sollte froh sein, einen Elektriker von Ruf am Gotthard zu haben, und Toblers allfälligen Weggang als schweren Verlust bezeichneten, vermochten die Widerstände zu überwinden und im Mai 1893 mit der Einfügung eines Chefelektrikers in den Kommandostab, Toblers Ernennung hiezu und dem Hauptmannsbrevet ihm endlich die Stellung zu geben, auf die er Anspruch hatte. Die nachträgliche Erledigung einer halben Rekrutenschule als Kompagniekommandant blieb ihm freilich auch so nicht erspart.

Die nächsten Jahre brachten gehäuften Dienst, nie lange, höchstens $3^1/_2$ Wochen hintereinander, oft nur eine halbe Woche, aber häufig und zu allen Jahreszeiten, selbst im Winter. Dazu kam ausgedehnte Arbeit zu Hause; denn es waren Pläne und Schemata anzulegen, Voranschläge aufzustellen, Projekte für neue Verbindungen auszuarbeiten, Instruktionen für die Behandlung der Apparate abzufassen, Berichte über Neuerungen auf dem Gebiet der Militär-Telegraphie zu erstatten usf. Bei den technischen Anlagen schlug er nichts vor und führte er nichts durch, was er nicht zuvor sorgfältig probiert hatte. Nicht selten ergaben sich auch Anstände mit den militärischen Stellen in Bern. Mehr als einmal sah Tobler sich genötigt, im Falle gegenteiliger Entscheidung die Verantwortung abzulehnen; und manchen toten Punkt überwand er, indem er nötige Versuche auf eigene Kosten anstellte oder nötige Instrumente aus eigener Tasche anschaffte. Zu den technischen Anlagen gesellte sich die Ausbildung einer entsprechenden Bedienungsmannschaft. In Cadreschulen und elektrotechnischen Kursen erzog er sich einen tüchtigen Stamm von Unteroffizieren und Soldaten, die mit den Einrichtungen vertraut waren.

Von 1897 an trat, als die wesentlichen Installationen getroffen waren, ein ruhigeres Tempo ein. Aber auch im neuen Jahrhundert war seine Anwesenheit zu Verbesserungen und Kontrollen oft erforderlich. Was ihm den an und für sich schon interessanten Dienst von Anfang an auch persönlich angenehm machte, war das sich zur Freundschaft ausgestaltende Verhältnis zum ersten Artilleriechef Affolter, der seine Anforderungen ihm jeweilen genau präzisierte, worauf dann Tobler in ruhiger Überlegung seine Anordnungen traf. Bei der ganzen Tätigkeit kamen ihm seine bereits erwähnten fortifikatorischen und kriegsgeschichtlichen Studien zu statten, da sie ihn in den Stand setzten, die allgemeine Bedeutung der von ihm zu erstellenden Einrichtungen um so besser zu überblicken. Allgemeines

und spezielles Interesse führte ihn 1895 auch nach Antwerpen zu einer durch diplomatische Empfehlung erleichterten Besichtigung der dortigen Festungsanlagen, wobei er auch mit deren Erbauer, dem General Brialmont, in persönliche Berührung trat. Und ebenso eifrig stellte er dem Bunde seine vielfachen persönlichen Verbindungen mit in- und ausländischen Konstruktionswerkstätten zur Verfügung, die ihm gestatteten, für die von ihm zu leitenden Arbeiten auch ein entsprechendes Material zu erhalten; denn auch für den vorliegenden Zweck war das Beste gerade gut genug. So erwarb sich Tobler um die neugeschaffene Festungsanlage am Gotthard bleibende Verdienste, und die 1899 erfolgende Beförderung zum Major zeigte ihm, daß die maßgebenden militärischen Stellen diese auch anerkannten.

Inzwischen hatte sich beim Vater, der weit in den Achtzigen stand, trotz seiner zähen Konstitution das Alter geltend gemacht. Es stellten sich mitunter Ohnmachten und leichte Schlaganfälle ein. Zwar gingen gelegentliche Lähmungserscheinungen rasch wieder vorbei; aber es verblieb doch viel Zerstreutheit und Gedächtnisschwäche. Das machte für den Sohn den Mangel an Bewegungsfreiheit in finanzieller Hinsicht noch fühlbarer. Um die heikle Gebundenheit an eine Drittperson abzustellen, wurde schließlich der Ausweg eingeschlagen, dem Sohne die Prokura zu übertragen. Aber bald nachher nahmen die körperlichen und geistigen Kräfte des Vaters ganz ab. Im Mai 1898 verschied er. Der Sohn gelangte nun in den Vollbesitz eines Vermögens, das durch die geschäftliche Tätigkeit von zwei Generationen ununterbrochen vermehrt worden war, niemals Teilungen durch Erbfolgen erfahren hatte und den neuen Inhaber zu einem der reichsten Männer der Stadt erhob. Wie er sein Vermögen verwenden würde, mochte wohl Gegenstand mancher Frage sein.

III.

Die neue Lage wirkte sich sofort in einem Umbau des Hauses aus. Seine bisherige Einteilung hatte an Bequemlichkeit viel zu wünschen übrig gelassen und ein großes Treppenhaus unnötig viel Platz weggenommen. Dazu kam, daß die Geschäftsräume entbehrlich wurden. Zwar wurde das Wechsel-, Diskonto- und Darleihensgeschäft noch etliche Jahre fortgeführt, bis es in die ausschließliche Vermögensverwaltung überging. Aber es bedurfte nun nicht mehr der Unterkunft im Wohngebäude. Umsomehr erschien ein durchgreifender Umbau wünschenswert. Die Außenmauern mit den Fenstereinteilungen blieben im Wesentlichen stehen. Inwendig aber wurde alles nach den Anforderungen einer neuen Zeit eingerichtet, auch ein kurzer bedachter Turm angefügt, der dem Haus eine charakteristische Silhouette gab. Der Umbau, während dessen die Familie das

zufälligerweise leere Haus zum Hinteren Schanzenberg bezog, wurde zwar nicht in anspruchsvoller Eleganz und äußerem Prunk, wohl aber in aller Gediegenheit der inneren Ausstattung durchgeführt. Wie wenig er aber einer in persönlicher Hinsicht veränderten Lebensauffassung und Lebenshaltung der Bewohner Ausdruck geben sollte, hätte sofort ermessen, wer den ersten Eintrag im Tagebuch von 1899 gelesen hätte, der wiederum lautete: Treu sich selbst.

Abgesehen von den inneren Möglichkeiten, sich zum Gelde anders zu stellen als bisher, fehlte es Tobler auch nicht an äußeren Anregungen, das ihm zugefallene große Vermögen in geschäftlichen Unternehmungen wirken zu lassen. Als einem Techniker hätten ihm, wenn auch nicht persönliche Betätigung, so doch finanzielle Beteiligungen nahe gelegen. Aber ihm fehlte jede geschäftliche Ader. Er ließ sich nicht darauf ein. Auch sonst blieb sein bescheidenes Wesen unverändert. Schon in jungen Jahren hatte ihn die einfache Lebensweise, in der er aufgewachsen war, der Gefahr entzogen, der mancher andere junge Mann in seinen Verhältnissen nicht entgangen wäre: der Gefahr, über die Schnur zu hauen. Auch jetzt ließ er nicht von seinen einfachen Gewohnheiten ab. Das war die Folge nicht nur einer Abneigung gegen alle Protzerei und allen Luxus, sondern ebensosehr einer Eigenschaft, die wohl aus der altbürgerlichen Solidität früherer Geschlechter herausgewachsen war, in ihm aber zu besonderem Ausdruck gelangte: eines stark entwickelten Gefühls für das Wesentliche im Leben. Freilich hielt er, wie einfach immer auch seine Bedürfnisse des täglichen Lebens waren, ebensosehr auch auf Gediegenheit. Was er sich anschaffte, mußte, bei aller Einfachheit der äußeren Form, solid und sorgfältig ausgeführt, und was er bestellte, von guter Beschaffenheit sein. Dabei mochte sich mitunter auch eine gewisse Ungeduld geltend machen, wenn nicht alles seinen Wünschen entsprach, und das Wort à la guerre comme à la guerre ließ er lieber links liegen. So konnte seine Anspruchslosigkeit auf Reisen, als er sie in kleinem Kreise selber einmal berührte, von einem der Angehörigen scherzweise mit den an einen Dritten gerichteten Worten erläutert werden: Gewiß, der Herr Professor ist durchaus anspruchslos; er verlangt nur ein schmackhaftes Essen und einen schönen Wein und ein gutes Bett und eine aufmerksame Bedienung und sonst nichts.

Aller Schein war ihm zuwider, alle Übertreibung stieß ihn ab. Damit hing auch sein Mißbehagen zusammen gegen alles stärkere Hervortreten nach außen und gegen jegliches Repräsentieren. Fast ängstlich vermied er es, Aufsehen zu machen.

So ließ er sich auch in den neuen Verhältnissen nicht über die Grenzen seiner Natur und seiner Begabung hinausführen. Sein Streben galt nach wie vor seiner Wissenschaft. In ihr seinen Platz auszufüllen, genügte ihm. Ihr widmete er seine Kraft so sehr, daß er sich auch von seiner Tageseinteilung

Mina Tobler-Blumer

Nach einer Photographie von C. Ruf aus dem Jahre 1911

nicht abdrängen ließ. Hierin hatte er sich schon früh an größte Regelmäßigkeit gewöhnt. Der tägliche Spaziergang, im Sommer zwischen 5 und 7, im Winter zwischen 2 und 4 Uhr, war ein fester Bestandteil des Tagesprogramms. Vorzugsweise wandte er seine Schritte dem Zürichberg zu. Dabei begleitete ihn getreulich sein kleiner Hund, dem er gelegentlich, wenn er sich nicht ganz gebührlich benahm, mit milder Strafrede Vorstellungen machte. Halb im Scherz, halb im Ernst fragte ihn vielleicht einmal jemand, ob er daran denke, daß es Leute geben könnte, die wähnten, er trage jederzeit eine Million auf sich. Er ließ sich aber dadurch von seiner Gewohnheit nicht abhalten. Auf dem Rückwege pflegte dann bei einer Endstation des Tramnetzes der Herr den Tram zu besteigen, während der Hund den Heimweg allein einschlug. An die Stelle des Spaziergangs trat bei schönem Wetter häufig eine Fahrt auf dem Velo, dem er aber nie sportliches Interesse entgegenbrachte. Es verlockte ihn deshalb auch nie zur Kilometerfresserei, sondern diente ihm lediglich zu maßvollster Betätigung körperlichen Bewegungsbedürfnisses. Von Wagen und Pferden wollte er, obgleich Stall und Remise vorhanden gewesen wären, nichts wissen, noch viel weniger von einem Automobil. Den Abend verbrachte er mit seiner Gattin nicht selten im Theater oder auch in Gesellschaften. Aber auch da zeigte sich seine Einfachheit und Regelmäßigkeit insofern, als ihm langes Zu-Tische-sitzen zuwider und rechtzeitiges Zu-Bette-gehen Bedürfnis war. Über das erste konnte er sich unter Umständen recht aufrichtig äußern und letzterem selbst nachgeben, wenn er zur Seltenheit eine zahlreiche jüngere Tanzgesellschaft in sein eigenes Haus eingeladen hatte, von der in später Stunde vermißt zu werden er nicht zu riskieren brauchte.

Dafür gab ihm der Reichtum um so mehr Gelegenheit einen Zug zu betätigen, der von jeher in ihm gelegen hatte und nun zu voller Entwicklung gelangen konnte: einem warmherzigen Empfinden und einer unerschöpflichen Herzensgüte. Dem, der mit ihm verkehrte, traten sie schon in dem warmen Blick der schönen blauen Augen entgegen. Dieser Güte gab er nun im Verlaufe wahrhaft großartigen Spielraum und fand dabei eine ebenso hochherzige Gesinnungsgenossin an seiner Gattin.

Das paulinische Wort von der Geduld, die Bewährung wirkt, ist bekannt. Es konnte auch auf Mina Tobler angewendet werden. Manche andere Frau hätte sich, gleichsam über Nacht hemmenden Schranken enthoben und in materiell so weite Verhältnisse versetzt, die Erfüllung auch großer, an sich durchaus berechtigter Wünsche ohne weiteres gegönnt. Nicht so Mina Tobler. Für das Schöne, das das Leben an geistigen und insbesondere an künstlerischen Werten zu bieten vermag, besaß sie ein feines Verständnis. Sie freute sich aufrichtig, wenn künstlerisch schöne Gegenstände in ihren Gesichtskreis traten, sammelte innert bestimmten Grenzen solche mit liebevollem Verständnis. Sie besaß z. B. eine

große Sammlung Hegischer Stiche und entwickelte auch kunstgewerbliche Fähigkeiten, die weitgehenden Ansprüchen genügen konnten, von denen sie indessen nie sprach. Aber ihr einfaches und natürliches Empfinden bewahrte sie davor, in diesen Dingen aufzugehen, und hielt sie an den Wirklichkeiten des praktischen Lebens fest. Ihrem gediegenen und dabei ungewöhnlich schlichten Wesen hätte es widerstrebt, sich mit äußerem Glanz und Prunk zu umgeben. So stimmte sie in Schlichtheit und Einfachheit — sie drückten sich schon in ihrer äußeren Erscheinung aus — mit ihrem Gatten überein, vielleicht mit dem Unterschied, daß eine vorhandene Naturanlage durch bewußte Anpassung an den Gatten noch verstärkt wurde. Wie sie sich zu diesem stellte, konnte den Näherstehenden mitunter wie ein Lächeln voll sonniger Heiterkeit berühren. In seine Eigenheiten und kleinen Schwächen, zumal in seine Anschauung, daß die strenge Regelmäßigkeit der Tageseinteilung, die er selber ohne Abweichung befolgte, auch jedem Anderen angemessen sein müsse, fügte sie sich ohne weiteres, und nur ganz gelegentlich blitzte in irgend einer Bemerkung ein leiser, liebenswürdiger Humor durch, der zeigte, daß sie über ihnen stand, sich ihnen aber doch bereitwillig und freundlich fügte. Er seinerseits vergalt ihr die Selbstlosigkeit mit mannigfacher zarter Aufmerksamkeit; und wie er für sie empfand, konnte man schon der Betonung des Wortes „Liebling" entnehmen, mit der er sie in traulichem Gespräch anredete. Wem mit dem Ehepaar zu reisen vergönnt war, der konnte sich an dem seelischen Zusammenleben ganz besonders erfreuen.

Anfangs im Verkehr mit Anderen vielleicht etwas zurückhaltend, ließ sie ihre Güte und Liebenswürdigkeit doch rasch zu Tage treten, sobald sich eine gewisse Gemeinsamkeit der Anschauungen ergab. Ihr gehaltvolles, ruhiges und gleichmäßiges Wesen zeigte sich schon in den Kleinigkeiten des täglichen Verkehrs, wenn sie still und schlicht kleine Dinge, die den Anderen hätten unbequem werden können, aus dem Wege räumte, oder kleine Bedürfnisse bemerkte und erfüllte, bevor sie dem Andern zum Bewußtsein gelangt waren. Es zeigte sich ferner in ihrem Handeln, wenn sie die Aufgaben, die sich ihr entgegenstellten, auf die einfachsten Formen zurückzuführen strebte, um hierauf mit ruhiger Sicherheit an deren Lösung zu schreiten. Es zeigte sich auch darin, daß sie für Andere einsprang, ohne Worte zu machen.

Nun war auch ihrer Herzensgüte freie Bahn gegeben. Stark empfand sie die sozialen Pflichten, die ihr der Reichtum auferlegte. Das Wort vom Besitzen, als besäße man nicht, galt in vollem Maße von ihr. In dem Gefühl, daß die äußeren Glücksgüter auch ihr nicht geschenkt, sondern anvertraut seien, ging sie auf in der ebenso hohen Auffassung des Gatten; oder, könnte man vielleicht sagen, sie ergänzte sie, indem sie seiner mehr gewährenden Güte die schaffende Güte hinzufügte. Werke der Wohltätigkeit nahmen hinfort einen großen Teil

ihrer Zeit in Anspruch, den sie nur dadurch aufbrachte, daß sie die Sorgen der Haushaltung im engeren Sinne einer bewährten Haushälterin übergab.

Es waren vornehmlich drei Werke, an denen sie sich unter wirksamer Hilfe des Gatten beteiligte, das Schwesternhaus zum Roten Kreuz, der Frauenverein für zerstreute Protestanten und die Anstalt Valgrist des Schweiz. Vereins für krüppelhafte Kinder. Für das Rote Kreuz hatte einst dessen Gründer, Pfarrer Bion, schon den Vater Tobler zu interessieren gewußt und ihn beim Ankauf des ersten, untersten Hauses zur Gewährung eines großen Darlehens veranlaßt, das in Form einer Hypothek sicher gestellt wurde. Da lag es nahe, daß die Schwiegertochter schon bei Eröffnung des Hauses 1882 sich in das Damenkomitee wählen ließ, dessen Präsidentin sie 1907 wurde. Dem Frauenverein für zerstreute Protestanten trat sie samt ihrer Mutter 1900 als Mitglied bei und nahm noch im gleichen Jahre eine Wahl in den Vorstand an, eingedenk wohl der Jahre, da ihre eigene Familie in Lyon einer Diaspora-Gemeinde angehört hatte. In stetem Verkehr mit der Präsidentin, Fräulein Marie Rahn, ging sie dieser in ausgiebigster Weise an die Hand. Der Anstalt Valgrist, für die sie der Orthopäde Prof. Wilhelm Schultheß und Prof. H. Kesselring gewonnen hatten, wandte sie von den ersten Anfängen an, d. h. seit 1907, ihre lebhafte Teilnahme zu und betätigte sie auch hier als Mitglied der Kommission und seit 1911 als Präsidentin des neugeschaffenen Damenkomitees. Das alles brachte ihr eine reiche Fülle von Arbeit. Überall zeigte sich ihr feines Verständnis für die vorliegenden Bedürfnisse, ihr kluger, von wahrer Nächstenliebe getragener Rat und ihre offene Hand. Nichts war ihr zu viel und nichts zu unbedeutend, und diese persönliche Hingabe wurde allenthalben ebenso hoch eingeschätzt, wie die Zuwendungen der beiden Ehegatten, wie groß immer auch sie waren.

Es kann sich hier nicht um eine Aufzählung dieser letzteren handeln. Es genügt für das Rote Kreuz die Schenkung der Liegenschaft zum Forster am Zürichberg als Ferienheim der Schwestern zu erwähnen, ferner die Tilgung der auf dem alten Haus lastenden Hypothek, einen ganz großen Beitrag an den dritten Neubau und dessen Inneneinrichtung, der unter der Bedingung erfolgte, daß man von der Veranstaltung eines Bazars zur Gewinnung von Geldmitteln absehe, die Einrichtung des Röntgenkabinetts, Beiträge an das Waschhaus, an die Schwesternkasse u. s. f. Bei der Anstalt Valgrist handelte es sich um öftere Beiträge in der Höhe zwischen zehn- und fünfzigtausend Franken. Dem Verfasser dieser Zeilen wurde, als man ihm von beteiligter Seite diese Zahlen mitteilte, weiterhin bemerkt: „Wie viel dazwischen geflossen ist, weiß ich nicht; „nur das weiß ich, daß beide Gatten für spezielle Anliegen jeder Art und zu „jeder Zeit eine immer offene Hand hatten; ich denke beispielsweise nur an die „Ausrüstungen der Anstalt mit Linge, an die jeweiligen Weihnachtsbescherungen

„u. s. f.“ Und ferner: „Das war und bleibt für mich das so Wohltuende, daß „jede Spende nicht nur eine Gabe aus großem Reichtum heraus bedeutete; man „fühlte ihr nach, daß sie auch aus einem warmempfindenden Herzen stammte.“ Eine andere Stimme von gleicher Seite läßt sich vernehmen: „Frau Tobler „sprach selten von den Werken der Barmherzigkeit, an denen sie sich mit Herz „und Hand beteiligte. Als aber die Anstalt Balgrist eingeweiht wurde, erzählte „sie strahlenden Auges von der schönen Lage, der zweckentsprechenden Einrichtung „und besonders von der dringenden Notwendigkeit dieses Liebeswerkes, das so „vielen unglücklichen Kindern in unserem Lande ein Segen werden solle.“ Nicht minder eindrucksvoll lautet es aus dem Frauenverein für zerstreute Protestanten: „In den Diaspora-Gemeinden gibt es viele berechtigte Wünsche, „die oft jahrelang auf Erfüllung warten müssen. Die sehr bescheidene Besoldung „der Pfarrer und Lehrer läßt manche verborgene Sorge entstehen. Für alles „hatte Frau Tobler ein warmherziges Verständnis, eine nie ermüdende Bereit- „willigkeit zu helfen und in seltenem Maße das schöne Talent, ihre Gaben in „feinfühlende, zarte Form zu kleiden. Wie oft durften wir tiefempfundenen „Dank und Segenswunsch an die „unbekannte Geberin“ übermitteln, wenn einer „kleinen Berggemeinde die längst gewünschte Glocke geschenkt, oder einer andern „die drückende Kirchenbauschuld getilgt, wenn einem von Arbeit überlasteten „Pfarrer ein Vikar beigegeben oder einer durch ihre zahlreiche Kinderschar Tag „und Nacht in Anspruch genommenen Familienmutter eine Ausspannung und „Erholung ermöglicht wurde.“ Es lag nahe, daß sich ihre Teilnahme ganz besonders auch den Diasporagemeinden in dem Gebiet zuwandte in dem ihr Gatte militärisch tätig war.

Neben diesen Anstalten gingen so und so viele andere einher, denen die nie versiegende Güte des Ehepaars ebenfalls große einmalige oder wiederholte Spenden zukommen ließ, sei es für Bau- oder Betriebszwecke. Es würde zu weit führen, sie alle aufzuzählen. Aber man darf wohl sagen: Es besteht zur Zeit in Zürich kein größeres wohltätiges oder gemeinnütziges Werk, das im Laufe der Jahre oder durch Toblers letztwillige große Verfügungen nicht reiche Förderung erfahren hätte. Als Zeugen seien u. a. aufgeführt: Ägeri (die einzige Anstalt, in deren Komitee Tobler saß), Asyl Neumünster, Blindenheim Dankesberg, Kinderspital, Pflegerinnenschule, Uster, die Lungensanatorien Wald und Clavadel; oder Kunsthaus, Theater und Tonhalle, daneben auch das Volkshaus in Außersihl; oder Freie Schule, Freies Gymnasium und Evang. Lehrerseminar in Unterstraß; oder die Fachschule für Damenschneiderei; oder Eidg. und Kantonale Winkelried-stiftung; oder Freiwillige und Einwohner-Armenpflege u. s. f. u. s. f.

Weiterhin stellten sich stets auch wissenschaftliche und literarische Unternehmungen mit Bittgesuchen ein. Hier war ein Hilfsfonds anzulegen, dort eine

große Publikation zu ermöglichen oder ein Institut mit notwendigen Instrumenten und Apparaten zu versehen. Von allen Seiten appellierte man an sein Interesse; und dieses mußte wirklich fast schon negativ sein, um ihn zu einem Abschlag zu veranlassen.

Immer entschied er, wenn es sich um größere Beträge handelte, im engsten Einvernehmen mit seiner Frau, so lange sie lebte; hernach allein. Wohl fragte er gelegentlich diese oder jene Person aus seiner Umgebung um ihre Meinung; aber eine unberufene Einmischung hätte er ebenso freundlich wie unmißverständlich von der Hand gewiesen.

Von allen diesen Anstalten und Unternehmungen sei wenigstens eine etwas einläßlicher berührt, weil sie mit der vorliegenden Veröffentlichung in engstem Zusammenhang steht: die Zentralbibliothek. Seit 1897 waren Bestrebungen für ihre Errichtung im Gange. Aber sie kamen unter der Ungunst der Zeit nicht vom Fleck, bis Tobler auf Veranlassung von Prof. Ferd. Rudio durch diesen am 1. August 1902 dem Kanton Zürich unter gewissen Bedingungen für ein Zentralbibliothek-Gebäude die Summe von 200,000 Fr. verhieß. Sie bildeten den Grundstock für die Sammlung von weiteren privaten Beiträgen und den Ausgangspunkt für die Verhandlungen zwischen Kanton und Stadt wegen der Zusammenlegung der beidseitigen Bibliotheken. Und als diese an der Finanzfrage wieder ins Stocken gerieten, gab Tobler einen neuen Anstoß durch nochmalige Verheißung der gleichen Summe, falls die Hälfte von anderen Seiten zusammenkomme. Auch hier war es nicht bloß das Interesse des Gatten, das sich in den beiden Zuwendungen und noch einer weiteren aussprach. Auch Frau Tobler interessierte sich aufs lebhafteste für den ganzen Fragenbereich: Bauplatz, Baupläne, Finanzierung, Organisation u. s. f., wie sie auch die Stadtbibliothek in gewissen Arbeiten ausgiebig förderte. Sie ließ es sich sogar nicht nehmen, in dem im Entstehen begriffenen Neubau auf den provisorischen Treppen bis ins oberste Geschoß emporzusteigen. Wenn am 28. Juni 1914, am Schicksalstage von Serajewo, die Zentralbibliothek mit der Annahme der kantonalen Abstimmungsvorlage noch glücklich unter Dach gelangte, so ist das vornehmlich Tobler zu verdanken, der auch weiterhin dem Institut werktätige Teilnahme schenkte und u. a. die beiden Statuen Konrad Geßners und Joh. Jak. Bodmers auf dem Vorbau stutete. Ohne ihn, das ist mit aller Bestimmtheit zu sagen, würde das Zentralbibliothek-Gebäude heute noch nicht bestehen oder zum allermindesten nicht in der gegenwärtigen Ausdehnung. Und nun hat er ihr überdies in seinem Testament noch den Betrag von 250,000 Fr. vermacht, der als eigener Fonds zu verwalten ist und dessen Zinse für besondere, nicht in den gewöhnlichen Betrieb fallende Zwecke zu verwenden sind.

Diese großzügige Wohltätigkeit und Gemeinnützigkeit beschränkte sich nun

aber keineswegs auf Anstalten und Unternehmungen. Auch bedürftige Einzel-Personen aller Art hatten in stets steigendem Maße daran Teil. Die zahlreichen Hilfsgesuche hatten schon kurz nach dem Tode des Vaters zu einer Abrede mit einem entfernten älteren Verwandten geführt, der bei ihrer Erledigung Sekretariats- und Informationsdienste leistete und dem nach seinem Tode jüngere Verwandte als eigentliche Sekretäre folgten. Eine solche Entlastung war für Tobler Notwendigkeit; denn sich materiell mit den Gesuchen zu befassen, hätte ihn zu viel Zeit und Kraft gekostet. Dafür stellte sich die Gattin um so mehr auch in den Dienst dieser Tätigkeit. „Nie öffnete sie", heißt es in einem Briefe an den Verfasser, „ihre freigebige Hand nur, um den Bittsteller „los zu werden. Durch gewissenhafte Prüfung der Verhältnisse suchte sie auf „die beste Art und dauernd zu helfen." Stets hatte sie eine Anzahl von Schützlingen an der Hand, deren Entwicklung und Fortkommen sie sich angelegen sein ließ: Studierende, angehende Künstler, Familienväter, hilfsbedürftige Frauen. Es war ein unermüdliches Geben, über das sie niemand Rechenschaft zu geben hatte; denn der Gatte stattete sie, eingedenk seiner eigenen Erfahrungen, mit den nötigen Mitteln dazu aus. Es war aber auch ein Geben in aller Stille, worin sie wiederum mit dem Gatten übereinstimmte. Wie er bei den Zuwendungen z. B für die Zentralbibliothek immer nur als „ungenannt sein wollender Geber" bezeichnet zu werden verlangt hatte, so war auch sie fast ängstlich bemüht, nicht in den Vordergrund zu treten, und liebte es nicht, ihre Güte bekannt und besprochen zu wissen.[7])

Quelle solchen Verhaltens war bei Mann und Frau nicht nur Menschenfreundlichkeit im allgemeinen, sondern tief religiöse Anlage, die den ganzen Menschen durchdrang und in der beider Auffassungen von den sozialen Pflichten des Reichtums verankert waren. Sie schuf um die Frau jene milde, wärmende Stimmung, in der es jedem, der ihr näher treten durfte, so wohl zu Mute war; sie lag der großen Lauterkeit und unbedingten Wahrhaftigkeit des Gatten zu Grunde und bewirkte seine Feinfühligkeit für den Mangel an Übereinstimmung zwischen Worten und Taten, wo immer ihm ein solcher entgegentrat, und sie ließ die beiden in Eintracht und Liebe auch tragen, was ihnen das Leben an Sorgen und Schwerem brachte; denn davon blieben auch sie nicht verschont.

Das religiöse Empfinden nahm weder bei ihm noch bei ihr dogmatische Formen an; aber es führte beide auch zu kirchlicher Betätigung. Fast 30 Jahre, von 1892 bis 1919, gehörte er der Kirchenpflege Großmünster an. Bei den Beratungen ließ er sich nie in theoretische Diskussionen ein. Handelte es sich dagegen um Probleme praktischer Art, so konnte man sicher sein, daß er der einfachsten Lösnng zustimmte. Bedurfte es hiezu finanzieller Mittel, die man der Gemeinde nicht wohl zumuten konnte, so stellte er sie ohne weiteres zur Ver-

fügung. Als 1913 die Gemeinde für die neue Bestuhlung und Beheizung beträchtlicher Summen bedurfte, schoß er sie ihr vor. Bei außerordentlichen Kollekten legte er stets namhafte Beträge ein und freute sich, wenn sie den Ergebnissen des Großmünsters in der Reihenfolge der stadtzürcherischen Gemeinden einen ehrenvollen Platz sicherten. Mit praktischer Hülfsbereitschaft stand er namentlich auch den Geistlichen zur Seite, die wußten, daß sie sich ungescheut an ihn wenden konnten, wenn sie für besondere Notfälle besonderer Mittel bedurften. Er wollte aber für sie nicht blos Spender sein, sondern trat auch in persönliche Fühlung mit ihnen, indem er ihnen warmes Verständnis für ihr Amt und für dessen Schwierigkeiten entgegenbrachte. Es waren ihm deshalb nötig werdende Pfarrwahlen stets ernste Aufgaben. Er entzog sich ihnen keineswegs, obgleich ihm die gehäuften Reisen und Sitzungen unbequem fallen mochten — gegen letztere hatte er, welche Behörden oder Kommissionen sie immer betreffen mochten, große Abneigung[8]) — und wirkte an ihrer Lösung mit persönlicher Anteilnahme mit.

Wer den Reichtum so gebrauchte, wie Tobler und seine Gattin, dem blieb freilich auch die Kehrseite nicht erspart. Man weiß, wie es Menschen zu gehen pflegt, denen nicht nur der edle Sinn, sondern auch die äußere Möglichkeit einer offenen Hand beschert ist. Die Kunde verbreitet sich rasch, und die Anforderungen, die man an sie stellt, werden von Jahr zu Jahr größer. Hatte man anfangs vielleicht nur in besonderen Fällen seine Hilfe gesucht, so mehrte sich im Verlaufe die Zahl der Hülfsgesuche fast lawinenhaft. Sogar die eidgenössische Post erfuhr das; denn nicht nur stellte sie ihm seit Jahren täglich ein ganzes Päcklein solcher Zuschriften zu; sondern sie gab in dem wohlbekannten Hause in der Winkelwiese in Zürich selbst ausländische Briefe ab, die als Adresse einzig die Worte „An den großen Wohltäter in der Schweiz" trugen.[9]) Die Durchsicht der vielen Zuschriften konnte ihm wohl den als Randnotiz angebrachten Stoßseufzer auspressen: „Es ist zum Verzweifeln". Zu Anfang des letzten Jahres stiegen die eingehenden Gesuche in einer Woche einmal auf mehr als 60,000 Fr. Das mag einen Anhaltspunkt geben nicht nur für die erbetenen Gesamtbeträge eines Jahres, sondern auch für die gewährten. Machte man im vertrauten Gespräch einmal eine Anspielung auf seine Wohltätigkeit, so äußerte er wohl: „Ich kanns ja doch nicht mitnehmen", oder er zitierte das Wort: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon". War er besonders guter Laune, so konnte er sagen, indem er die Daumen der auswärts gespreizten Hände in die Armausschnitte der Weste steckte und eine komisch selbstbewußte Miene aufsetzte: „Ich kanns und vermags", und herzlich lachen, wenn man ihn dann scherzweise einen Protzen nannte. Aber freilich erwuchs ihm auch mancherlei Belästigung und Ärger aus seiner Freigebigkeit. Es verursachte nicht gerade angenehmen Nachgeschmack, wenn das Interesse, das

er gesprächsweise einem auf kurzen Besuch in Zürich weilenden Schriftsteller an dessen Werken bezeugte, ihm folgenden Tags ein Bittgesuch einbrachte. Vielfach enthielten die Bittgesuche Angaben, die sich bei näheren Nachforschungen als unwahr erwiesen, was begreiflicherweise seine Stimmung gegenüber dem Andrang nicht verbesserte. Auch Unverschämtheit trat ihm entgegen; er sollte Geld vorschießen, um damit von keiner Sachkenntnis beschwerten Entlehnern eigene Geschäfte zu ermöglichen, einmal — ein Beispiel für viele — einem Lehrer, der fand, es ließe sich mit Fleischexport nach Rumänien viel Geld verdienen, und eine große Summe hiezu verlangte. Auch kam es vor, daß ihm als Unterpfand etliche hundert Paar Schuhe angeboten wurden, oder daß ein Bittgesuch, das auf eine dreistellige Zahl lautete, die Bemerkung enthielt, noch erwünschter wäre, wenn der Zahl eine Null angehängt würde.

Unter solchen Unverfrorenheiten litt er; denn er war viel zu fein organisiert, um auf den groben Klotz einen groben Keil zu setzen. Es half nichts, wenn man ihm aus Anlaß von derartigen Zuschriften ein „Landgraf werde hart" zurief. Seine Warmherzigkeit brachte es mit sich, daß er nicht selten gegen seine Überzeugung handelte. In mehreren Fällen stellte er, mit dem Endergebnis des Verlustes, wankenden geschäftlichen Unternehmungen und nicht unbedingt vertrauenswürdigen Persönlichkeiten sechsstellige Beträge zur Verfügung, sei es, daß er sich von den Betreffenden zu sehr bereden ließ, oder zu viel auf die Empfehlung anderer, von ihm hochgeachteter Männer abstellte. Solche Erfahrungen bewirkten bei ihm eine gewisse Skepsis. Sie vermehrten nicht nur sein feines Gefühl für jede Art von Mißbrauch, dem er sich ausgesetzt fühlte, sondern auch sein merkwürdig scharfes Beurteilungsvermögen im persönlichen Verkehr. Er wußte auf dem Antlitz seiner Gegenüber oft zu lesen, mehr als diese dachten und ihnen unter Umständen lieb war. Der ihm Nahestehende konnte gelegentlich höchst erstaunt sein, wenn er ihm auf den Kopf zusagte, was er bei der Rede eines Dritten gedacht hatte. Auch Veruntreuung eines großen Betrages, den er für ein gemeinnütziges Unternehmen gespendet hatte, mußte er einmal erleben. Er begrub die Sache in aller Stille und fügte einer kurzen vertraulichen Erwähnung resigniert nur die Worte bei: „Legt's zu dem übrigen". Selbst Erpressung blieb ihm nicht erspart. Anonyme Zuschriften verlangten vor wenigen Jahren Aushändigung einer halben Million unter Todesandrohung, wenn er der Aufforderung nicht Folge leiste oder der Polizei davon Mitteilung mache. Ohne auch nur eine Minute zu zaudern, übergab er die Angelegenheit trotzdem der Polizei, und diese faßte den Erpresser, als er den Betrag nachts an der vorgeschriebenen Stelle unmittelbar beim Toblerschen Hause erheben wollte. Als er dann aber eingebracht und im Korridor des Hauses dem ersten Verhör unterzogen wurde, machte sich beim Hausherrn neben der gerechten Entrüstung

bald auch das Mitleid mit dem Delinquenten geltend. So brachte ihm sein Vermögen oft genug recht wenig Befriedigung, und die schweren Schatten großen Reichtums konnten dann gerade in derartigen Zusammenhängen dem Näherstehenden eindrucksvoll zum Bewußtsein gelangen.

Seine großzügige Gebefreude hinderte ihn indessen nicht daran, warme Dankbarkeit zu zeigen für Gefälligkeiten oder kleine Dienste, die man erwies: wiederum ein Zug, in dem die Gattin mit ihm übereinstimmte. Für den Erweisenden waren es ja freilich stets nur bescheidene Gegenleistungen für reiche Förderung. Er aber dachte nie an das, was er andern geleistet und gegeben, sondern nur, was er von ihnen erhalten hatte.

IV.

Jahr um Jahr verging. An der Eidg. Technischen Hochschule, wie die Schule nunmehr hieß, errang Tobler stets festeren Boden und seinem Fache steigende Bedeutung. Hatte er anfänglich ausschließlich an der Freifächer-Abteilung gelesen, so erschien seit 1898 die Militärtelegraphie und -telephonie unter den Vorlesungen der militärischen Abteilung und seit 1899 das Eisenbahn-Signalwesen unter denen der Ingenieurschule. 1905 wurde die Honorarprofessur zu einer ordentlichen Professur erhoben. 1909 erklärte der Schulrat die Schwachstromtechnik als Wahlfach an der Maschinenbau-Abteilung, speziell für Elektroingenieure. Daraus erwuchs ihm auch die Aufgabe, Diplomprüfungen abzunehmen: eine ihm höchst unbehagliche Pflicht; denn seiner Menschenfreundlichkeit war das Prüfen fast noch widerwärtiger als seinen Zuhörern das Geprüftwerden, und der Konflikt zwischen Wohlwollen und Gerechtigkeit machte ihm stets viel zu schaffen. Mit Professor H. F. Weber, dem Inhaber der Hauptprofessur für Elektrotechnik, der in seiner stark ausgeprägten Eigenart gewohnt war, große Anforderungen an diejenigen zu stellen, mit denen er verkehrte, und ihnen seinen Willen aufzulegen, stand er auf gutem Fuße, dank zumal dem Umstand, daß er stets ruhig seiner eigenen Aufgabe nachging, über die selbstgezogenen Grenzen nicht hinausstrebte und keinerlei Einfluß außerhalb seines Faches zu gewinnen sich bemühte. Weber schätzte den stets freundlichen Kollegen und wußte insbesondere auch Toblers große Verdienste um die Schwachstromsammlung zu würdigen, auch wenn dieser sich zeitweilig den erforderlichen Raum erst erringen mußte. Ihre Versetzung aus einem Korridor in ein geschlossenes Zimmer fand sie freilich erst unter Webers Nachfolger, Prof. Kullmann. Mit seinen Kollegen an der Universität stand er in angenehmsten Beziehungen. Prof. Kleiner war mit ihm schon von der Gymnasialzeit her befreundet, und mit Prof. Edgar Meyer, der 1916 nach Kleiners Rücktritt und Tod folgte, verbanden ihn bald ebenfalls freundschaftliche Beziehungen.

Seine Stellung an der Eidg. Technischen Hochschule führte ihn auch als Mitglied in die sogenannte Stangenkommission, die vom Eidg. Post- und Eisenbahndepartement anfangs des Jahrhunderts ernannt wurde, um Normen aufzustellen über Parallelführungen und Kreuzungen von Starkstrom- und Schwachstromleitungen. Seine Abneigung gegen Sitzungen vermochte aber auch sie nicht zu überwinden. Näher lag ihm die Teilnahme an einer dem Eidg. Geniebureau unterstellten Kommission für drahtlose Telegraphie, die ihn bald dahin, bald dorthin führte, das eine Mal nach St. Maurice oder an den Gotthard, ein anderes Mal auf die Rigi-Scheidegg oder auf den Weißenstein oder nach Bern usf. Sie interessierte ihn um so mehr, als er Versuche mit drahtloser Telephonie auch im eigenen Hause anstellte.

Seiner militärischen Aufgabe lag er auch weiterhin mit größtem Eifer ob. Immerhin vollzogen sich mit der Zeit in seiner Stellung gewisse Änderungen. Die hauptsächlichen elektrischen Anlagen waren abgeschlossen. Die elektrischen Kurse, an denen auch Offiziere teilnahmen, hatten ein Personal geschaffen, das nicht nur eine zuverlässige Bedienung gewährleistete, sondern mancherlei Arbeiten auch selber vornehmen konnte. Der dem Gotthardstabe zugeteilte Offizier des Materiellen leitete manche Arbeiten selbständig, und überdies verfügte das Bureau für Festungsbauten in Bern über einen eigenen Ingenieur, der häufig auch auf dem Netze tätig war. Dazu kamen gewisse organisatorische Verschiebungen. Nach Erledigung der erstmaligen technischen Aufgaben erhielten die bleibenden taktischen größeres Gewicht. Das bewirkte, daß der Telephondienst von der Festungsartillerie losgelöst und dem allgemeinen Nachrichten- und Verkehrsdienst zugewiesen wurde. Toblers dienstliche und außerdienstliche Tätigkeit verminderte sich. Er wurde des Postens eines Chefelektrikers, für den der Grad eines Majors zu hoch erschien, enthoben und zur Verfügung der Kommandostäbe der Befestigungen gestellt. An den tatsächlichen Verhältnissen änderte das aber nichts. Er wurde über alles auf dem Laufenden gehalten. Häufige Messungen und Kontrollen führten ihn immer wieder an den Gotthard hinauf. Daneben wirkte er als Lehrer in taktischen Kursen, leitete elektrotechnische Kurse und hatte sich außerdem nun auch mit den Anlagen von St. Maurice zu befassen. 1912 wurde seine frühere Funktion als Chefelektriker zusammen mit der später geschaffenen eines Chefs des mobilen Telephon- und Signaldienstes in die vorzugsweise taktische Stelle eines Chefs des Verkehrsdienstes umgewandelt und Major Ernst Amberg, dem Rektor des zürcherischen Gymnasiums, übertragen. Dieser drängte aber stets darauf, daß der erfahrene Techniker — dem das Taktische weniger lag — nach wie vor als wertvoller Ratgeber zugezogen wurde.

Eine interessante Episode bildete für ihn, der inzwischen, anfangs 1909, zum Oberstleutenant vorgerückt war, im gleichen Jahr eine Mission nach Berlin als

Begleiter des damaligen Oberst-Korpskommandanten und nachmaligen Generals U. Wille. Sie gab ihm willkommene Gelegenheit, von den sein Fach betreffenden Einrichtungen des preußischen Heeres Kenntnis zu nehmen und auch Einblicke in das Schießwesen und den Unterricht an der Kriegsakademie zu erhalten; sie verschaffte ihm auch die Einladung zu einer Galatafel im Schloß.

Im übrigen verlief das Leben in gewohnter Weise. Im ersten Teil des Sommers pflegte die Familie, wie schon im abgelaufenen Jahrhundert, jeweilen für einige Wochen auf den Zürichberg zu ziehen, wo seinerzeit der Vater von einem entfernten Verwandten ein Grundstück übernommen hatte, auf dem 1890 ein kleines, einfaches Chalet entstand. Es bildete insbesondere für die Gattin, die von Kind auf große Freude an der Natur hatte, einen Lieblingsaufenthalt.

Auf den gewohnten Ferienreisen fing er an, nicht nur die großen Städte zu besuchen, sondern seine Schritte auch nach anderen Seiten zu lenken, nach Südfrankreich, an die Riviera, nach Rom und nach Sizilien, nach Algier, nach Dalmatien, an die Nordsee und Ostsee usf. Im Vorbeiweg pflegte er dann allenthalben Einsicht zu nehmen von den ihn interessierenden Einrichtungen, insbesondere von allfälligen submarinen Kabelanlagen. Diese Reisen boten ihm auch Gelegenheit, einer Liebhaberei nachzugehen, deren er sonst wenige besaß und die man ohne weiteres nicht bei ihm vermutet hätte. Schon in jüngeren Jahren hatten Dampfmaschinen eine große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt. In Verbindung mit den elektrischen Installationen auf den großen Meerschiffen, wie Steuerungen, Befehlsübermittlungen usf. gewannen sie einen neuen Anreiz; und da die Anwendung des Schwachstromes auf Kriegsschiffen noch viel wichtiger erschien, als auf Handelsschiffen und Passagierdampfern, entwickelte sich bei ihm ein lebhaftes Interesse für Kriegsschiffe und Flottenfragen. Mit Hilfe von diplomatischen Empfehlungen verschaffte er sich bei Besuchen in Kiel, in Chatham, Portsmouth und Malta, in Toulon, Spezia und Pola Zutritt auf deutschen, englischen, französischen, italienischen und österreichischen Kriegsschiffen, auf denen er sich umsah, so genau er konnte. Dieser „Flottenvogel", wie er ihn mit scherzhafter Selbstironie nannte, veranlaßte ihn zu Studien über die Seekriege der letzten Jahrzehnte, insbesondere aus der Zeit des amerikanischen Sezessionskrieges und des Jahres 1866 und führte ihm in den Jahren steigender Spannungen der politischen Lage Europas mitunter auch literarische Erscheinungen in die Hand, in denen die Chancen künftiger Seekriege und Seekriegsüberfälle erörtert wurden und die er dann in der zuständigen Fachpresse besprach.

Inzwischen waren die Kinder herangewachsen. Die Tochter verheiratete sich im Dezember 1905 mit Ingenieur Alfred Dürler, in dem Tobler einen liebevollen und ihm herzlich ergebenen jüngeren Freund gewann und der ihm spezielles Verständnis auch für seine Studien entgegenbrachte. Wenige Monate zuvor

hatten die Gatten die silberne Hochzeit gefeiert, leider bei umwölktem Himmel; denn im Frühjahr 1905 hatte sich bei der Gattin ein Nierenleiden gezeigt, das zwar nicht unmittelbar gefahrdrohend schien, aber doch Sorgfalt und Schonung verlangte und sie zur Stärkung und Wiederherstellung unmittelbar nach der Hochzeit der Tochter zu einem Winteraufenthalt nach Ägypten führte. Im Februar 1906 reiste Tobler ebenfalls dorthin, um die Gattin zurückzuholen. Auf dem Hinweg erlitt sein Schiff durch Schraubenbruch Havarie und war widerstandslos und ohne Nachrichten geben zu können, einem außergewöhnlich hohen Seegang ausgesetzt. Gerne benutzte der Kapitän den seegewohnten Passagier, der die nicht leichte Situation zwar klar erfaßte, aber sich von Aufregung fernhielt, um durch ihn auch auf die andern Passagiere beruhigend einzuwirken.

Gestärkt kehrte die Gattin mit ihm wieder nach Hause zurück. Aber ihr Befinden gab doch stets zu Besorgnissen um so mehr Veranlaßung, als ihre Arbeit an den verschiedenen wohltätigen Anstalten wuchs und ihr Pflichtbewußtsein sie über die vom körperlichen Befinden gezogenen Grenzen oft hinausführte.

Im Juni 1914 trat Tobler das 65. Altersjahr an. Er hätte sich von seinen militärischen Funktionen schon längst zurückziehen können. Aber als am 1. August der Weltkrieg ausbrach, hielt es auch ihn nicht zurück. Mit dem Bemerken, er sei zwar nicht mehr feldtüchtig, aber immer noch rüstig, stellte er sich den Oberbehörden zur Verfügung und folgte mit Genugtuung und fast jugendlicher Hingabe einer Einberufung, die ihn als technischen Berater dem Stabe der Gotthardtruppen einreihte, in engsten Verkehr mit dem Chef des Verkehrswesens, Major Amberg, brachte und für ihn zum großen Erlebnis wurde. Die allgemeine Lage verlangte, das vorhandene permanente Telephonnetz bis aufs äußerste auszunutzen. Das bedingte eingehende Prüfungen aller Teile, sorgfältige Ausführung von Reparaturen und Ergänzungen, insbesondere auch umfangreiche Beschaffung von Material: letztere angesichts des großen Bedarfes der Feldarmee ein doppelt schwieriger Umstand; aber Toblers Beziehungen zur Privatindustrie erwiesen sich auch hier wieder sehr wertvoll. Daneben leitete er die Ausbildung von Soldaten zu Telegraphisten und zu Funktionären an Spezialapparaten und führte — was ganz besonders wichtig war — Offiziere in die Untersuchung von Kabeln und in das Auffinden von Fehlern ein. Die dazu nötigen Instrumente lieferte er selber. Bis in den Winter hinein blieb er droben. Der Dienst erfrischte ihn und veranlaßte ihn sogar, das seit Jahren eingestellte Reiten wieder aufzunehmen und bis in die letzten Lebensjahre fortzuführen. Den Winter verbrachte er zu Hause, auch hier mit Versuchen, Ratschlägen und Korrespondenzen für den Gotthard beschäftigt. In den folgenden Jahren ging er zu längerem oder kürzerem Aufenthalt wieder hinauf und besuchte außerdem die Befestigungsanlagen von St. Maurice, am Hauenstein und im Tessin, sowie

die Sicherungsvorkehrungen am Simplon. Mit Kriegsende erachtete er seine Tätigkeit als abgeschlossen und kam um seine Entlassung aus der Wehrpflicht ein.

In die Kriegsjahre hinein fiel nun aber der größte Schmerz seines Lebens: der Hinschied der Gattin. Im Februar 1916 war sie in einer Sitzung ohnmächtig geworden. Das Nierenleiden, das nie ganz verschwunden war, stellte sich mit erneuter Heftigkeit ein und führte am 19. März zum Tode. Tiefgebeugt stand Tobler an der Bahre der Frau, mit der er durch mehr als 35 Jahre in voller Eintracht zusammengelebt hatte. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt", schrieb er mit Hiob in das Tagebuch. Noch nach Jahren bezeichnete er jene Zeit schlicht als die Zeit seines Unglücks.

Still ging sein Tagewerk weiter.[9a]) Was ihm die nun folgenden Jahre noch mehr erschwerte, war, daß der persönliche Verkehr mit dem Ausland ganz abgeschnitten war.[10]) Im Herbst 1919 lag endlich die Möglichkeit zu Auslandsreisen wieder vor. Mit Freuden ging er nach London, um dort die alten Beziehungen wieder frisch anzuknüpfen, sah sich im folgenden Jahr auch in Paris um und lenkte 1921 und 1922 seine Schritte wiederum nach London. Die 70. Geburtstagsfeier brachte ihm von Seiten der Philosophischen Fakultät I der heimischen Universität „in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Pflege von Wissenschaft und Kunst in Zürich, insbesondere in Hinsicht auf seine werktätige Teilnahme an der Gründung der Zentralbibliothek" den Ehrendoktor. Im übrigen ließ er den Tag so still als nur möglich verstreichen und war dankbar, daß die Redaktionen der zürcherischen Tagesblätter ihn mit Stillschweigen übergingen. Wer den 70-jährigen, aber noch immer frischen und beweglichen Mann und seine regelmäßige Lebensweise kannte, ihn zumal auch ausreiten sah, war ohne weiteres geneigt, ihm, wie seinem Vater und Großvater, ein hohes und rüstiges Alter umso eher in Aussicht zu stellen, als er Zeit seines Lebens nie krank gelegen hatte.

Aber der Schein täuschte. Nach zwei Jahren kündigte sich ein Nierenleiden an. Zwar begann er, nach mehrwöchentlichem Unwohlsein, im Herbst 1922 wie gewohnt die Vorlesungen. Aber nach kurzer Zeit mußte er sie abbrechen und verließ von nun an das Haus nicht mehr. Schon früher hatte er gelegentlich davon gesprochen, vom Lehramt zurückzutreten. Einzig die noch ungelöste und ihn sehr beschäftigende Frage seiner Nachfolge hatte ihn davon abgehalten; denn seinem Fache die Stellung im Unterrichtsprogramm zu wahren, die er ihm durch seine jahrzehntelange Tätigkeit errungen hatte, erschien ihm von großer Wichtigkeit. Nun war trotzdem der Zeitpunkt da, in aller Form um die Entlassung einzukommen, die ihm mit angelegentlichem Dank für seine Verdienste erteilt wurde. Schritt um Schritt ging es abwärts. Zwar sprach er zeitweilig von allerlei kleinen Plänen, die er im Sommer auszuführen gedenke. Aber er verhehlte sich doch den Ernst der Lage nicht und traf seine letztwilligen An-

ordnungen, die wiederum reiches Zeugnis von seinem hochherzigen Sinn ablegten.[11]) Bald kam die Zeit, da er das Bett gar nicht mehr verlassen konnte. Bis zum Anfang Mai führte er sein Tagebuch selber nach; dann diktierte er bis Ende des Monats die Einträge. Mit Anfang Juni setzte es aus. Meist lag er still da; aber noch in den letzten Tagen dankte er in rührender Weise für jede kleine Handreichung. Am 3. Juli 1923 entschlief er sanft und schmerzlos. In größter Schlichtheit wurde er nach seinem Wunsch am 5. Juli auf dem nahe gelegenen Privatfriedhof an der Hohen Promenade neben seiner Gattin bestattet.

„Sei, was Du bist, aber sei es ganz". Dieses Wort J. C. Lavaters mag jedem gelten, dem das Geschick nicht ungemessene Geistesgaben in die Wiege legte, sondern die Aufgabe auf den Lebensweg gab, Kraft und Mittel zusammenzuhalten, um etwas Ganzes aus sich zu machen. Auch Adolf Tobler hat dem Worte treulich nachgelebt. Ganz war er in der Art und Weise, wie er seiner Wissenschaft lebte; ganz war er in ebenso hohem Maße darin, wie er seinen großen Reichtum als ihm anvertrautes Pfund verwertete. Möge es unserer Stadt und unserem Lande nie an Männern und auch an Frauen fehlen, die, wie er und seine Gattin, in ihrer Art als leuchtende Vorbilder gelten können.

Anmerkungen.

[1]) Vgl. P. Wernle im Sonntagsblatt der Basler Nachrichten v. 11. Jan. 1920, H. Trog ebendort v. 1. Febr. 1920, Ad. v. Harnack, Erforschtes und Erlebtes, 1923, p. 151, und Hch. Funck, Georg Christoph Tobler, der Verfasser des pseudogoethischen Hymnus „Die Natur", im Zürcher Taschenbuch 1924 p. 71 ff.

[2]) Leu & Co. war nur Hypothekenbank. Über die früheren zürch. Bankverhältnisse vgl. G. Meyer v. Knonau, der Kanton Zürich 1. A. I. p. 339 u. 343 u. Werner Bleuler, Bank in Zürich 1836—1906, p. 9 ff.

[3]) Es wurden später Haab, Kägi, Kleiner und Stoll Professoren an der zürch. Universität, Stadler Professor an der Eidg. techn. Hochschule und Schröter Professor an der Techn. Hochschule in München.

[4]) In der Memoiren-Literatur war Tobler gut bewandert. Die Vorliebe für das Persönliche brachte ihn auch mit Männern zusammen, die einst selber Geschichte gemacht hatten, so kurz vor dem Weltkriege mit Emile Olivier, dem französischen Ministerpräsidenten von 1870.

[5]) Da in Leipzig die Zulassungsbedingungen für Ausländer leichter waren als für Inländer, wurde er dort auch ohne regelrechtes Maturitätszeugnis immatrikuliert. Im Anschluß an die Leipziger Ausweise erfolgte dann die Immatrikulation an der heimischen Hochschule ohne Schwierigkeiten. Aber noch auf dem Todbette machte er sich in seiner Bescheidenheit Gedanken darüber, ob man damals den Verzicht auf das sonst unerläßliche einheimische Reisezeugnis nicht als Gunstbezeugung gegenüber dem Sohne eines reichen Vaters hätte auslegen können.

[6]) Eisenbahn-Unfälle und -Unglücke im Inland wie im Ausland verfolgte er mit größter Aufmerksamkeit darauf hin, ob sie durch Versagen der Signalvorrichtungen entstanden seien. War dies der Fall, so ruhte er nicht, bis er die genauen Aufschlüsse hatte. Unfälle auf den Untergrundbahnen der Weltstädte beschäftigten ihn ganz besonders. Wiederholt ließ er sich das einschlägige Zeitschriften- und Zeitungsmaterial durch Presseausschnitt-Bureaux besorgen.

[6a]) Es handelte sich dabei z. T. um europäische Berühmtheiten, wie Werner Siemens, Thomson & Baudot. Im übrigen sei auf die oben erwähnten Arbeiten von Prof. Edg. Meyer hingewiesen..

[7]) Es konnte ihm Stoßseufzer auspressen, wenn er sogar Musikbeflissene unterstützen sollte. Die Musik war ihm nämlich mehr Geräusch als Wohlklang; hatte er doch einmal in Italien in einem Hotel, als man ihm beim Mahle einen Platz neben der kleinen Hotelkapelle anweisen wollte, mit komischem Entsetzen erklärt: Io detesto la musica, und einen Platz am anderen Ende des Saales verlangt.

[8]) Seiner Abneigung gegen Sitzungen pflegte er oft recht deutlichen Ausdruck zu geben. In Bibliothekkommissionen hätte er sich wählen lassen, wenn ihre Geschäfte im wesentlichen in der Durchsicht neuer Bücher bestanden hätten; denn für Bücher interessierte er sich. Als er aber vernahm, daß bei der Stadtbibliothek und noch mehr bei der Zentralbibliothek Bücheranschaffungen in den Kommissionsverhandlungen nur geringe Rolle spielten, lehnte er Anfragen wegen eines Beitrittes dankend ab. Bibliothekarische Tätigkeit hatte auch er, bevor er mit dem Verfasser in engeren Verkehr trat, sich im wesentlichen als ein ruhiges Prüfen der Neuerscheinungen und ein Vertiefen darin vorgestellt und war dann bei näherer Kenntnis von dem Überwiegen der Verwaltungsgeschäfte und von der Unruhe des Amtes sehr überrascht.

[9]) Welche wunderliche Heilige es gibt, mag die Adreßseite eines Briefes zeigen, der anfangs 1923 um ein Darlehen von 50,000 Fr. zum Ankauf eines Heimwesens bat. Sie lautete: „An einen edlen Großkapitalisten in Zürich. Gott der allmächtige Führer möge diesen Brief durch die edle Post an den rechten Ort führen." Die Post gab ihn in der Winkelwiese ab.

[9a]) Wie schwer es ihm fiel, zeigt ein Schlußeintrag im Tagebuch von 1916: „Ich bitte Gott, mir Kraft zu geben, um trotz allem noch etwas leisten zu können im Leben."

[10]) Umsomehr pflegte er dafür den Gedankenaustausch mit den zuständigen Männern der Obertelegraphendirektion in Bern.

[11]) Anstalten und Instituten vermachte er nicht weniger als 1,695,000 Fr., nämlich: 250,000 Fr. der Zentralbibliothek Zürich; je 150,000 Fr. der Anstalt Balgrist für krüppelhafte Kinder und der Witwen- und Waisenkasse der Professoren der Eidg. Technischen Hochschule; je 100,000 Fr. der Witwen- und Waisenkasse der Professoren der Universität Zürich, dem Zürcher Stadttheater, dem Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften, dem Schwesternhaus zum Roten Kreuz; je 50,000 Fr. der Schwesternkasse des Schwesternhauses zum Roten Kreuz, der Witwen- und Waisenkasse für Geistliche des Kantons Zürich, der Tonhalle Zürich, dem Freien Gymnasium Zürich, der Freien Schule Zürich, der Eidg. Winkelriedstiftung, der Kantonalen Winkelriedstiftung, der Freiwilligen und Einwohnerarmenpflege Zürich, dem Frauenverein für zerstreut lebende Protestanten, dem Krankenasyl und der Diakonissenanstalt Neumünster, der Schweiz. Anstalt für Epileptische Zürich, der Schweiz. Pflegerinnenschule Zürich; 30,000 Fr. dem Kinderspital Zürich; je 20,000 Fr. den Geistlichen für die Armen der Großmünstergemeinde Zürich, dem Blindenheim „Dankesberg" Zürich, dem Hilfsfonds der Gotthardbesatzung; je 10,000 Fr. den Ferienkolonien Zürich, den Lesesälen der Pestalozzigesellschaft Zürich, dem Blindenheim für Männer Zürich, dem Zürcher Kunsthaus, der Neuen Hautklinik Zürich; 5000 Fr. der Kellerschen Anstalt für schwachsinnige Kinder in Goldbach b. Zürich.

1894 Gottfried Keller als Maler. Von Carl Brun.

1895. Die Wickſche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich Von Ricarda Huch.

1896. Joh. Martin Ulſteris dichteriſcher und künſtleriſcher Nachlaß. Von Dr. Conrad Eſcher.

1897. Zürcher Briefe aus der Franzoſenzeit von 1798 und 1799. Von H. Zeller-Werdmüller.

1898. Johann Heinrich Waſer, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler engliſcher Literatur. Von Theodor Vetter.

1899. Der „Überfall von Nidwalden" (9. Sept. 1798), bearbeitet nach ältern handſchriftlichen Aufzeichnungen. Von Dr. Conrad Eſcher.

1900. Johann Heinrich Füßli als Privatmann, Schriftſteller und Gelehrter. Freier Auszug aus dem Manuſkripte ſeines Biographen Wilhelm Füßli.

1901. Die Zürcher Familie Schwend (c. 1250—1536). Von Ernſt Dieuer.

1902. Johann Jakob Heidegger, ein Mitarbeiter G. F. Händels. Von Theodor Vetter.

1903. Johann Heinrich Schinz, ein zürcheriſcher Staatsmann und Geſchichtskenner im XVIII. Jahrhundert. Von Gerold Meyer von Knonau.

1904. Der Zürcheriſche Hülfsverein für die Griechen 1821—1828. Von Alfred Stern

1905. Heinrich Thomann, Landvogt und Seckelmeiſter (1520—1592). Von Dr. Conrad Eſcher.

1906. Briefe aus der Fremde von einem Zürcher Studenten der Medizin (Dr. Georg Keller) 1550—1558. Von Dr. T. Schieß, St. Gallen.

1907. Aus den eigenhändigen Aufzeichnungen von Johann Heinrich Schinz. Als Ergänzung zum Neujahrsblatt Nr. 259. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau.

1908—1909. Die Staatsgefangenen auf Aarburg im Winter 1802/03. Aus den Aufzeichnungen des Seckelmeiſters Joh. Caſpar Hirzel. Von Hermann Eſcher. 2 Hefte.

1910. Dr. jur. Jakob Eſcher-Bodmer, gew. Oberrichter (1818—1909). Von Dr. Conrad Eſcher.

1911. Die Eingaben des zürcheriſchen Volkes zur Verfaſſungsreviſion des Jahres 1830. Ein Beitrag zur Geſchichte der Regeneration. Von Hans Nabholz.

1912—1914. Johann Jakob Reithard. Von Dr. Rudolf Hunziker. 3 Hefte.

1915. Eine ungedruckte Kriegszeitung vor hundert Jahren (1813—1815). Von Wilhelm Oechsli.

1916. Die Schenkungen des Herrn W. Füßli, Kunſtmaler, an die zürcheriſche Stadtbibliothek. Von Dr. Conrad Eſcher.

Neujahrsblätter der Zentralbibliothek.

1917. Johann Caſpar Hirzel, der ältere. Von Dr. Bruno Hirzel.

1918 Aus dem Briefwechſel Paul Ulſteris mit Naturforſchern und Medizinern. Von Wilhelm Oechsli.

1919. Entſtehungsgeſchichte und Baubeſchreibung der Zentralbibliothek. Von Herm. Eſcher und H. Fietz.

1922—1923. Geſchichte der Stadtbibliothek Zürich. Von Hermann Eſcher. 2 Hefte.

1924. Adolf Tobler, 1850—1923. Von Hermann Eſcher.

Preiſe: Heft 1842—1848 à Fr. 1.50; 1849—1900 à Fr. 1.— (1888 à Fr. 2.—; 1894 vergriffen); 1901—1916 à Fr. 1.50; 1917 und 1918 à Fr. 2.—; 1919, 1922 und 1923 à Fr. 3.—.

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1939

Nr. 7

Hermann Escher

1857—1938

Von

Felix Burckhardt

Zürich 1939
Kommissionsverlag von Beer & Cie.

Neujahrsblätter der Zentralbibliothek.

1917. Johann Caspar Hirzel, der ältere. Von Bruno Hirzel.

1918. Aus dem Briefwechsel Paul Usteris mit Naturforschern und Medizinern. Von Wilhelm Oechsli.

1919. Entstehungsgeschichte und Baubeschreibung der Zentralbibliothek. Von Hermann Escher und H. Fietz.

1922–1923. Geschichte der Stadtbibliothek Zürich. Von Hermann Escher. 2 Hefte.

1924. Adolf Tobler, 1850—1923. Von Hermann Escher.

1939. Hermann Escher, 1857—1938. Von Felix Burckhardt.

Preise:

1917 und 1918 je Fr. 2.—; 1919, 1922 und 1923 je Fr. 3.—; 1924 Fr. 3.50, 1939 Fr. 3.50.

Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1939

Nr. 7

Hermann Escher

1857—1938

Von

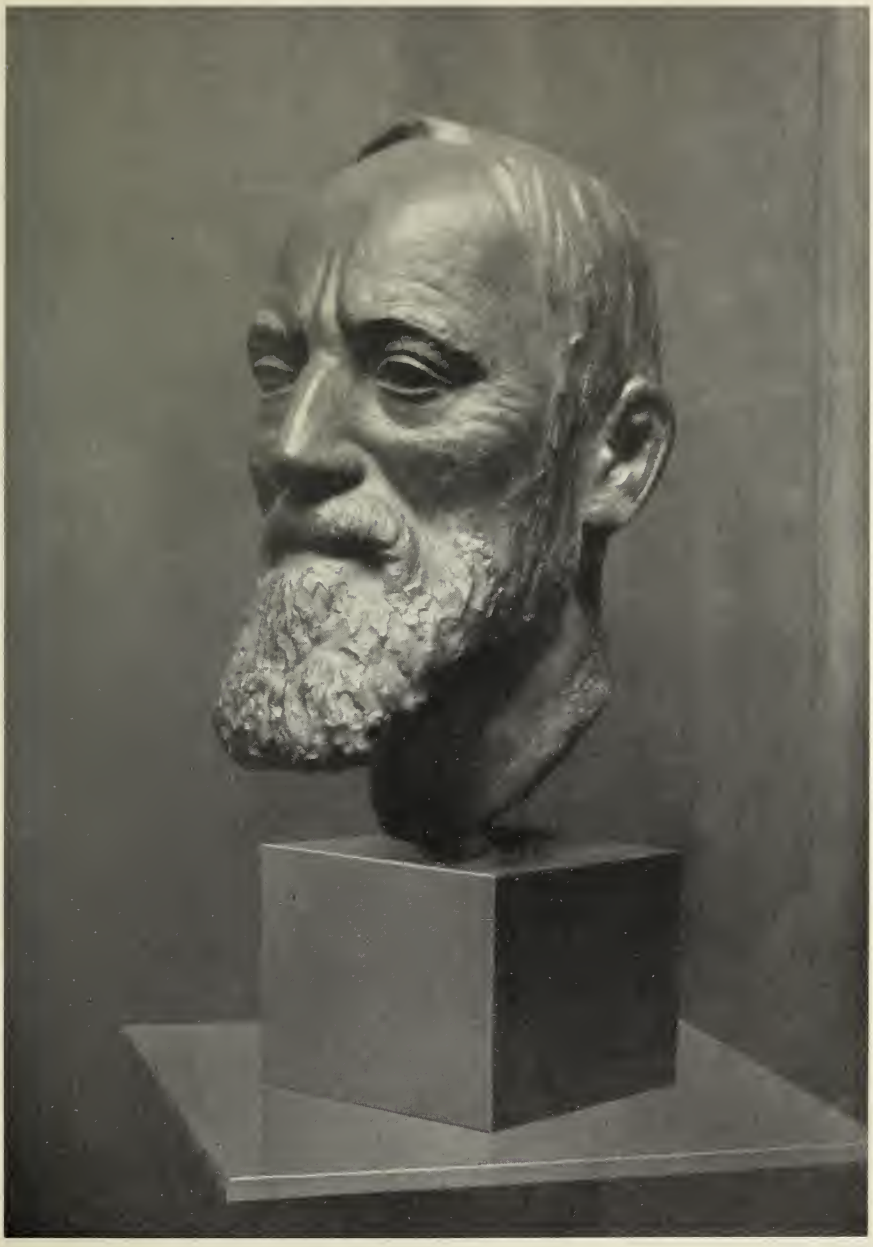
Felix Burckhardt

Zürich 1939
Kommissionsverlag von Beer & Cie.

Zum Geleit.

Nur zögernd legen wir diese Lebensskizze Hermann Eschers in die Hände seiner Freunde. Sind wir uns doch dessen wohl bewußt, daß sie weder die Fülle des Wirkens noch die Tiefe des Wesens des Verstorbenen ausschöpft. Wohl durfte der Verfasser während dreißig Jahren im Kreise und an der Seite Eschers arbeiten. Aber bei dem großen Altersunterschied und bei einer zum Teil eben durch diesen Abstand, zum Teil durch Charakteranlage bedingten vielleicht nur allzu großen Zurückhaltung auf beiden Seiten wagte er kaum je in die Wesensgebiete vorzudringen, die jeder Mensch vor der Umwelt zu hüten pflegt und die auch Escher mehr erraten ließ, als daß er sie offenbarte. Eine weitere Schwierigkeit lag darin, daß größere Abschnitte der Wirksamkeit Eschers, insbesondere als Bibliothekar, zwar bereits ihre Darstellung gefunden haben, sei es durch ihn selbst in den als Neujahrsblätter der Zentralbibliothek veröffentlichten Arbeiten über die Geschichte der Stadtbibliothek Zürich und die Entstehungsgeschichte der Zentralbibliothek, sei es in den Festschriften zu seinem siebzigsten Geburtstage im Jahre 1927 und bei seinem Tode, daß sie aber selbstverständlich auch hier ihren Platz finden mußten. Das unveröffentlichte, von der Familie des Verstorbenen in freundlichster Weise uns überlassene Material gestattete uns, bekannte Tatsachen in neuer Formulierung und unter Beifügung unbekannter Züge darzubieten. Aufschlußreich sind vor allem die Erinnerungen, die Escher in seinem letzten Lebensjahre mit erstaunlicher Gedächtnistreue und gewohnter Gestaltungsgabe diktiert hat. Sie umfassen die Jugendjahre, die Studienzeit, die ersten Jahre auf der Stadtbibliothek, die Archivreisen, dann, in einem zweiten Abschnitt, die Arbeiten für das große Werk der Zürcher Bibliotheksvereinigung. Ergänzend trat hinzu ein autobiographischer Schulaufsatz aus der Gymnasialzeit. Eine Fülle persönlicher Züge aus der Studienzeit, von den Reisen und aus den Ferien enthalten die Briefe an die Eltern; Blicke ins Berufsleben, in die historiographische Tätigkeit und hie und da auch in das Innere eröffnen die Briefe an Freunde, die nach dem Tode der Empfänger wieder in Eschers Hand zurückgegeben wurden und sich in seinem Nachlaß vorfanden. Freilich ist nur weniges von der umfangreichen Korrespondenz Eschers erhalten; die an ihn gerichteten Briefe hat er größtenteils vernichtet.

Wir sind der Versuchung nicht aus dem Wege gegangen, unsere Darstellung mit anekdotenhaften Zügen zu durchflechten, wenn sie uns charakteristisch schienen. Nicht daß wir einen „Hermann Escher en pantoufles“ hätten schreiben wollen; das hätte dem Wesen dieses Mannes nicht entsprochen. Aber neben der amtlichen und nebenamtlichen Berufstätigkeit, hinter die Escher seine Person zu Lebzeiten ja so sehr zurückstellte, durften nun gerade die aufschlußreichen persönlichen Züge nicht fehlen. Mögen so diese Blätter dazu beitragen, das Andenken nicht nur an den genialen Bibliothekar, sondern auch an den guten und verehrungswürdigen Menschen lebendig zu erhalten.



Phot. E. Linck

Hermann Escher

Bronzebüste von A. Abeljanz in Zürich, 1935

(Eigentum der Zentralbibliothek Zürich)

Jugendjahre

1857—1876

Hermann Escher hat im Jahre 1935, bei Anlaß des 550jährigen Jubiläums der Einbürgerung des Stammvaters der Escher vom Glas in Zürich, eine Arbeit über die Geschichte seiner Familie veröffentlicht. Sonst hat er sich — und das ist für ihn charakteristisch — mit Familiengeschichte nicht befaßt oder gar schriftlich oder mündlich Aufhebens davon gemacht, daß er einem der angesehensten Geschlechter Zürichs angehörte. Vielmehr fühlte er diese Zugehörigkeit wie jede andere ihm zuteil gewordene Gabe als eine strenge Verpflichtung. „Mit dem guten Namen, den uns die Familie als Erbe früherer Generationen übermittelt, geht es wie mit dem eigenen: er zwingt uns, das wirklich zu sein, als was wir nach außen gelten. ... magis esse quam videri." Auch das Vorbild einzelner Ahnen war ihm tief verpflichtend. Etwa das des charaktervollen Bürgermeisters Heinrich Escher, der die Würde Zürichs dem französischen Sonnenkönig gegenüber wahrte, und ganz besonders das seines Urgroßvaters, des Seckelmeisters Johan Caspar Hirzel zum Rech. Als Erbe von Generationen von Männern, die umsichtig, besonnen und sparsam die Ämter des alten Zürich verwalteten, hat der Nachfahr mancherlei Gaben mitbekommen, seine ungewöhnliche Organisations- und Verwaltungsgabe, seine Leichtigkeit der formalen Behandlung der Geschäfte, sein Geschick, Verhandlungen nicht nur zu leiten, sondern auch diplomatisch nach seinen Absichten zu lenken, die Verbindung von Grundsatztreue in wichtigen und Beweglichkeit in nebensächlichen Fragen, endlich den haushälterischen Sinn in der Verwaltung des ihm anvertrauten Gutes.

Für Lebensauffassung und Lebensführung aber war für Escher sein nächster Vorfahr, der Vater, bestimmend. Zweimal hat er dessen Bild entworfen; zuerst in einer Skizze, die offenbar als Unterlage für die Personalien bei der Bestattungsfeier im Jahre 1891 diente, und dann wieder in seinem eigenen letzten Lebensjahre.

Caspar Escher wurde 1807 geboren. Er wandte sich der Technik zu und machte seine Lehre bei Escher Wyß & Co. in Zürich. Durch eine Maschinenlieferung an eine Spinnerei der Firma Züblin, Aselmeyer & Co. in Neapel und Salerno wurde der junge Techniker mit zwei Brüdern Züblin von St. Gallen bekannt, die ihn 1831 zum Eintritt in ihr Etablissement in Salerno bewogen. Dort rückte er schon vier Jahre später zum Teilhaber vor und verheiratete sich 1842 mit Rosina Züblin. Geschäftliche und persönliche Gründe veranlaßten das Ehepaar, mit ihren fünf Kindern von Salerno wegzuziehen. Der Vater nahm Stellungen als Fabrikdirektor in Chiavenna, Reutte im Tirol und Chur an. Diese Wanderjahre währten von 1854 bis 1865. Darauf zog die Familie nach Zürich, wo der Vater zunächst die Vertretung einer Versicherungsgesellschaft übernahm, nach einigen Jahren aber sich ausschließlich privaten, freiwillig übernommenen Arbeiten widmete, so bei kirchlichen und gemeinnützigen Institutionen, namentlich aber als Konservator der Sammlungen der Antiquarischen Gesellschaft. Daß diese sich unter dem gleichen Dache wie die Stadtbibliothek, im Helm- und Wasserhause befanden, blieb nicht ohne Bedeutung für die spätere Berufswahl des Sohnes.

Wie man sieht, griffen die Interessen Caspar Eschers weit über die Gedankenwelt seines technischen Berufes hinaus. Freilich scheint ihm die Gabe leichter Mitteilung versagt gewesen zu sein; auch eignete ihm ein durchaus lehrhafter Zug, der sich auf fast alle seine Söhne vererben sollte. Er war weniger ein betriebsamer und rascher als vielmehr ein zuverlässiger Arbeiter. Gewissen schwierigen geschäftlichen Lagen gegenüber, die ein gewandterer Mann gemeistert und aus denen sich ein weniger gewissenhafter mit weniger Schaden herausgewunden hätte, war er nicht völlig gewachsen. Lauterkeit der Gesinnung, Zuverlässigkeit in der Ausführung übernommener Aufgaben, Einfachheit, Anspruchslosigkeit, Ordnungsliebe in Dingen des inneren wie des äußeren Lebens zeichneten ihn aus. Genauigkeit und Pünktlichkeit auch von den Kindern verlangend, war er in großer Herzensgüte unermüdlich für deren Wohl bedacht. Unarten gegenüber bewahrte er seine Ruhe; seine ernsten Ermahnungen schmerzten mehr, als dies Schläge vermocht hätten. Die durch die Verhältnisse gebotene Sparsamkeit lag ihm im Blute; doch hatte die Ausbildung der Kinder nicht darunter zu leiden. Da Caspar Escher volle fünfzig Jahre älter war als sein jüngster Sohn, gründete sich dessen Verhältnis zum Vater, wie er selbst sagt, auf einem „ungeheuren Respekt", den der Vater mit einem unbegrenzten Vertrauen auf den Sohn beantwortete.

Die Mutter, vierzehn Jahre jünger als ihr Gatte, eine stark ausgeprägte, vitale Natur, stand den Kindern näher als jener. Lebhaft ging sie auf ihre Interessen ein und widmete sich ihnen hingebend. „Die größere Lebhaftigkeit ihres Temperamentes äußerte sich auch darin, daß bei Ermahnungen ihre Hand viel rascher und mit nachdrücklicheren Worten verbunden war. Anderseits war dafür auch ihr Lob und ihre Anerkennung immer wärmer und eindrucksvoller." Später ging die Mutter je länger desto mehr in der Sorge um den Haushalt auf. Ferien und selbst größere Ausflüge sich versagend, rieb sie sich vor der Zeit auf und starb erst dreiundsechzigjährig im Jahre 1884.

*

Als jüngstes Kind dieser Eltern wurde Hermann Escher am 27. August 1857 zu Reutte im Tirol geboren. Noch lange blieb ihm nach seinem Geburtslande der Spitzname „der Tiroler", und als er später einmal in Innsbruck dem Archivdirektor Schönherr von diesen Beziehungen erzählte, meinte dieser: „No wissen's, wenn Sie amal in der Schweiz von den Preißen gfressen werden, dann kommen's halt zu uns ins Tirol." Lebhaft erinnerte sich Escher dieses Ausspruches noch in seinen letzten Lebenstagen; „jetzt haben sich die Tiroler selber von den Preußen fressen lassen", bemerkte er zu einem Besucher. Die Taufe fand am 14. Oktober im Familienkreis statt; der Oheim, Helfer Felix v. Orelli, amtete als Geistlicher, ein weiterer Oheim, Dr. med. Conrad Rahn-Escher, dessen Vorname dem Täufling als zweiter gegeben wurde, war Pate, ließ sich aber durch den getreuen Hauslehrer der Familie, Christian Anderegg, vertreten. Vier Jahre verlebte Hermann in Reutte. Er erinnerte sich später noch an die Lage des Ortes, an die freundlichen Mönche im benachbarten Kloster Breitenwang, die den Kleinen im Klostergarten spielen ließen und ihn mit Blumen und Heiligenbildchen beschenkten, an kleine Ausflüge im Korbwagen und später auf den eigenen Beinen, an Besuche von Verwandten, die zum Oberammergauer „Gspiel" reisten. Weniger Eindruck scheint auf das Kind die Begegnung mit der Königin Maria von Bayern gemacht

zu haben, die eines Tages in Reutte abstieg und dem Büblein, das sie auf der Straße antraf, die Hand reichte.

1861 nahm der Vater eine Stelle als Direktor einer Baumwollspinnerei in Chur an und die Familie übersiedelte dorthin. Fabrik und Wohnhaus lagen außerhalb der Stadt im engen Tal der Plessur. Es war natürlich eine besondere Merkwürdigkeit, daß die Sonne im Winter nur während vier Stunden hereinschien, und es ist wohl möglich, daß Escher seine Gewohnheit, jedes Jahr im Vorfrühling genau den Tag festzustellen, an dem die Sonnenstrahlen einen bestimmten Punkt an der Schiffländе in Zürich berührten, unbewußt aus seinen Churer Tagen mitgebracht hat. Im Sommer gab es Spaziergänge in die prächtigen Bergwälder, wo auf einer Lichtung etwa eine Feuerstelle erbaut und Kartoffeln und „Zigeunerfleisch" gebraten wurde. Vom Baden in dem eiskalten Fabrikkanal hatte der Knabe bald genug; allein auch das abgestandene Naß der Altwasser am Rhein war nicht nach seinem Geschmack. Im Winter lieferte man sich hitzige Schneeballschlachten und schlittelte auf der Poststraße von Malix bis in die Stadt hinunter. Auch das Schlittschuhlaufen lernte Escher schon in Chur. Aber auch mit allerlei kleinen Handreichungen und Botengängen betraute die Mutter den kleinen Mann; insbesondere hatte er fremden Besuchern, die nach dem Vater fragten, den Weg zu der eine halbe Stunde talaufwärts gelegenen Fabrik zu weisen. In Chur erlernte Hermann auch die Anfangsgründe des Wissens: Lesen, Schreiben und Rechnen; durch Hausunterricht wurde er so weit gefördert, daß er gleich in die zweite Klasse der Stadtschule eintreten konnte. Daß er angehalten wurde, Vieles auswendig zu lernen, hat er stets als eine vortreffliche Übung bezeichnet.

Im April 1865 fand die Übersiedlung nach Zürich statt. Die Tätigkeit in Chur hatte dem Vater schwere unverschuldete Verluste gebracht, die ihre Schatten noch lange über das Leben der Familie warfen. Die bereits erwähnte Tätigkeit im Versicherungsgeschäft und der Anteil am Ertrage des gut arbeitenden Spinnerei-Unternehmens in Neapel, an dem Caspar Escher beteiligt geblieben war, halfen über die kritischen Jahre hinweg. Immerhin bedingten die Verhältnisse eine strenge Sparsamkeit. Die Wohnung wurde an der Stadelhoferstraße im Hause zum Bockskopf (Nr. 24) bezogen, wo Escher bis zum Tode des Vaters blieb, um erst dann, 1891, nach der benachbarten St. Urbangasse (Nr. 6) überzusiedeln. Escher trat in Zürich wieder in die zweite Klasse der Realschule (Primarschule) ein; seine ersten Schuljahre verbrachte er teils im neuen Schulhaus am Wolfbach, meist aber im alten Fraumünsterschulhaus, und zwar im dunkelsten Schulzimmer, wo im Winter in den Morgen- und Abendstunden ohne Licht geschrieben werden mußte, ohne daß die Schüler die Lineatur der Hefte erkennen konnten. Escher hat diesem Mißstand seine Kurzsichtigkeit zugeschrieben. Freundlicher waren die Erinnerungen an die Freizeit. An Sonntagnachmittagen zog die Familie aus zu Spaziergängen auf den Zürich- und Adlisberg oder nach der Manegg. Hie und da gab es auch einen ganztägigen Ausflug, wobei das Mittagessen mitgenommen und Eisenbahn und Dampfschiff möglichst vermieden wurden. Mächtig lockte der nahe bei der Wohnung gelegene See. Hermann wurde bald ein geübter und ausdauernder Schwimmer und Ruderer. Abends fuhr man im Ruderboot hinaus und lauschte der Musik, die von der 1867 erbauten (alten) Tonhalle herüberklang. Am Ufer errichtete man Burgen und Hafenanlagen und ließ die von Bruder Eduard kunstvoll geschnitzten Segelschifflein schwimmen. Solches „Käteln" (von Kot, dial. Kat) fand zwar bei der Magd zu Hause wenig Ver-

ständnis, wenn die Buben mit dreckigen Schuhen und Hosen heimkamen. Im Winter bot das Eis des Hafens am Bellevue und des Stauweihers des Wolfbachs Gelegenheit, sich im Schlittschuhlaufen zu üben. Zu Hause aber wurde die aus des Vaters Jugendzeit stammende Siegelsammlung hervorgeholt, oder es wurden die Geschichts- und Geographiebücher der ältern Brüder und was sich sonst an Historischem in der Hausbibliothek vorfand, studiert. Hatte sich der Knabe bisher in Reutte und Chur mit seinen Geschwistern die Zeit vertrieben, so fand er nun in Zürich auch Freunde. Es waren dies die beiden Söhne des Geistlichen Friedrich Meyer, der vom Lande in die Stadt gezogen und Nachbar der Familie Escher in Stadelhofen geworden war.

Im Frühjahr 1870 trat der junge Escher nach „ziemlich glücklich" bestandener Aufnahmeprüfung ins Untere, 1874 ins Obere Gymnasium über. Die lateinische Sprache machte ihm gleich von Anfang an Freude, ganz besonders aber im Obern Gymnasium der Geschichtsunterricht des auch als Mensch ausgezeichneten Prorektors Grob. Weniger sagte ihm das Griechische zu, das schon im zweiten Gymnasialjahr begonnen wurde; es bedurfte des energischen Zuspruches der Mutter und des Bruders Eduard, um Hermann den Gedanken auszutreiben, sich von diesem Fache dispensieren zu lassen. Die Botanik gefiel ihm sehr, wenn er auch davon in der Schule weniger lernte als bei der Fortführung des von den Brüdern angelegten Herbariums; auf Ausflügen wurde die Botanisierbüchse unbedingt mitgetragen. Eine Crux war das Schönschreiben. Schon im ersten Schuljahre zu Chur hatte es ihn in der Rang- und Sitzordnung auf die hintersten Bänke gebracht und ihm einen weniger schönen Federhalter eingetragen als seinen Kameraden. Er mag sich gefreut haben, als mit dem Abschluß der ersten Gymnasialklasse dieses Fach aus dem Lehrplan und damit auch der Dreier — der einzige, den Escher je erwischt hat — aus dem Zeugnis verschwand.

In diesen Jahren begann nun auch das Musizieren. „Weder Vater noch Mutter waren zwar musikausübend, aber beide waren freudige Musikhörer." So erhielten sämtliche Kinder Musikstunden, Hermann wie sein Bruder Eduard Violinunterricht. In den spätern Gymnasialjahren hat er zeitweilig sogar im Tonhalleorchester mitgewirkt. Eine weitere Quelle der Anregung waren die Besuche von Verwandten und von Freunden der Eltern, denen das gastliche Haus nicht nur seine Pforten, sondern auch seine Räume so zuvorkommend öffnete, daß Hermann seinen Schlafplatz gelegentlich auf dem Estrich unter den bloßen Ziegeln aufschlagen mußte. Da kamen die ältern Brüder aus Italien und England, ja aus dem fernen Arabien, dann Geschäftsfreunde aus Neapel und Salerno und ihre Söhne. Aber auch von den Zürcher und St. Galler Verwandten, besonders vom Onkel A. Salomon Vögelin mit seinem unerschöpflichen Schatz von Geschichten und persönlichen Erinnerungen aus dem alten Zürich, konnte der Knabe gar manches lernen.

Große Freude machten dem Jungen die Fußreisen, die er in Begleitung seiner Brüder und Freunde in den Ferien unternehmen durfte. Man wanderte über Einsiedeln und die Holzegg nach Schwyz oder über Stans und Sachseln auf die Frutt oder man bestieg den Säntis. Wenn Escher damals das Herumstreifen „mit Muße und Bequemlichkeit" pries, so ist dies freilich cum grano salis zu verstehen. Denn es gab gelegentlich auch richtige Parforcetouren, zum Beispiel von Zürich nach Elgg und zurück in einem Tag oder eine Rigireise mit dem Freunde C. Schröter, wobei der Heimweg am zweiten Tag wegen wunder Füße nicht über den Haggenpaß, sondern, wie beim Hinweg, über

Zug eingeschlagen wurde und die jungen Wanderer schon um ein Uhr mittags wieder in Zürich anlangten, selbstverständlich ohne Benützung irgendwelcher Transportmittel.

Gottlob war Hermann Escher auch nicht immer ein Musterknabe. Unter seinen Papieren verwahrte er zeitlebens die an seinen Vater adressierte Anzeige des Prorektors Grob vom 24. März 1874, wonach der Sprößling „wegen Ungebühr" zu zwei Stunden Arrest verknurrt wurde. Es betrifft dies jene Szene jugendlichen Übermuts einer Klasse, die O. Markwart in seinem Lebensbilde Grobs im Zürcher Taschenbuch für 1891 nach den Mitteilungen des ehemaligen Schülers N. N., eben Hermann Eschers, in reizender Weise geschildert hat. Die letzte Griechischstunde bei dem greisen und offenbar als Lehrer nicht allzu anregenden Professor Vaiter war vorbei, und an Stelle eines feierlichen Autodafé der Schulbücher ließen die Schüler die Fetzen der Curtiusschen Grammatik in alle Winde flattern. Bei der nachfolgenden Untersuchung meldete sich Escher sofort und als Erster. Die diktierte Strafe empfand er zwar als zu hart, doch wurde sein Groll durch ein gutes und gerechtes Wort Grobs entwaffnet, und Escher hat auf diese Episode seiner Jugend, „auf die Zeiten, da ich nicht wußte, wohin mit der Freud", später mit fast neidvollen Gefühlen zurückgeblickt. Schlimmer waren die Folgen jungenhaft unvorsichtigen Hantierens mit Schießgewehr. Am Knabenschießen des Jahres 1873 vergnügten sich Escher und seine Kameraden mit einer kleinen alten Kanone droben am Dolder. Auf dem Heimweg mußte natürlich noch der bekannte allerletzte Schuß abgegeben werden, der zu früh losging und dem vor der Mündung stehenden Escher das rechte Bein verletzte. Die Wunde bedurfte monatelanger Behandlung, die den Patienten ans Haus und zeitweilig sogar ans Bett fesselte und nach Jahren sich noch einmal mit der Ausstoßung eines überbeinartigen Knorpels meldete. Allein der Unfall hatte auch seine freundliche Seite. Escher empfand es dankbar, daß er, vom Schulbesuche dispensiert, sich dem Konfirmationsunterricht, den der Freund und Nachbar des Escherschen Hauses, V. D. M. Meyer, ihm zusammen mit seinem Sohne erteilte, viel gesammelter folgen konnte, als es sonst der Fall gewesen wäre. Am 21. Dezember 1873 fand in der Wohnung des Geistlichen die Konfirmation statt. Die nachfolgenden Weihnachtstage, die er „als verhätschelter Rekonvaleszent" verleben durfte, sind Escher lange in besonders lieber Erinnerung geblieben.

Das Obere Gymnasium wurde von Frühjahr 1874 bis Herbst 1876 durchlaufen, ohne daß darüber weiteres zu berichten wäre. Zu Haus freilich verengerte sich der Kreis der Familie durch den Wegzug der älteren Brüder; von den Kindern blieben außer Hermann der 1876 zum Professor für klassische Sprachen am Gymnasium gewählte Eduard und die Schwester Rosalie zurück; auch diese beiden verließen 1880 und 1883 infolge ihrer Verheiratung das Elternhaus. Es war eine eigentümliche Wiederholung der Ereignisse, daß Escher, wie vor dem Übertritt ins Obere Gymnasium, so nun auch vor dessen Abschluß eine langwierige Krankheit durchzumachen hatte, die offensichtlich der Anfang seiner späteren nervösen Störungen bezeichnete. Ein hartnäckiger Katarrh mit hohen Temperaturen, mit denen der Patient vom Arzt auf Spaziergänge ins Freie geschickt wurde, verband sich mit starkem Kopfweh und einer auffallenden geistigen Dumpfheit, die während der ganzen Studienzeit anhielt. Immerhin konnte Escher den Schulbesuch für die letzten Wochen noch aufnehmen, und die früheren Leistungen waren so gut, daß er zur Maturitätsprüfung im Herbst 1876 zugelassen wurde und mit der Gesamtnote I die Schule verlassen konnte.

Studienjahre

1876—1881

Während der Gymnasialzeit hatte Escher vorübergehend das Studium der Medizin erwogen, mehr unter dem Eindruck der Tätigkeit seines Oheims und Paten Dr. Rahn und mit dem Wunsche, andern ein Helfer sein zu dürfen, als um der wissenschaftlichen Probleme der Medizin willen. Bald aber drängte sich der Gedanke an das Studium der Geschichte in den Vordergrund. Von seiner historischen Lektüre als Schüler, von dem vortrefflichen Geschichtsunterricht des Prorektors Grob am Gymnasium und von den Anregungen, die der Vater aus dem Kreise der Antiquarischen Gesellschaft nach Hause brachte und der Oheim Vögelin vermittelte, haben wir bereits gehört. So stand beim Austritt aus der Schule der Entschluß fest: Geschichtsstudium. Freilich ruhte dieser Plan, wie Escher selbst eingesteht, auf recht unsicherer Grundlage. Geschichtsstudium hieß entweder Mittelschulunterricht oder akademische Laufbahn. Aber zu jenem fühlte er sich nicht hingezogen, und an diese wagte er nicht zu denken bei den bescheidenen häuslichen Verhältnissen, zumal er sich auch die nötige Leichtigkeit des Vortrages nicht zutraute. Der Vater legte dem Plane des Sohnes jedoch nichts in den Weg, und so mag sich dieser mit dem Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rat über seine eigenen Bedenken hinweggesetzt haben.

Er immatrikulierte sich also an der philosophischen Fakultät seiner Vaterstadt und hörte in den ersten drei Semestern vorzugsweise alte Geschichte und klassische Philologie bei den Professoren A. Hug und J. J. Müller, dazu Philosophie bei R. Avenarius, aber auch allgemeine mittelalterliche Geschichte, Schweizergeschichte und Kunstgeschichte bei G. v. Wyß, Meyer von Knonau und Rahn. Die Zusammensetzung des Pensums hat Escher, trotzdem ihn die klassische Geschichte und Philologie bei dem trockenen Vortrag ihrer Vertreter „nicht warm werden ließen" aus methodologischen Gründen auch später noch als zweckmäßig anerkannt. Schon nach dem ersten Semester sah er sich um ein Dissertationsthema um. Müller stellte ihm die Aufgabe einer Vergleichung des Tiberius bei Sueton, Dio Cassius und Zonaras. „Trotzdem ich wenig Freude daran empfand, denn kurz zuvor hatte A. Stahr seine Rettung des Tiberius veröffentlicht, quälte ich mich durch Monate damit ab." Da öffnete im Frühjahr 1878 ein Preisausschreiben der Fakultät über das Thema „Entwicklung und Ziele der Politik Zürichs bei der durch Zwingli vermittelten Verbindung mit Landgraf Philipp von Hessen" den Ausweg aus dem Bereiche der alten Geschichte und zugleich den Zugang in ein Gebiet, dem Escher zeitlebens treu bleiben sollte.

Das Thema war auf Veranlassung Meyer v. Knonaus gestellt worden der damals mit Studien auf diesem Gebiete beschäftigt war. Er ließ Escher durch seinen Vater zur Bearbeitung auffordern. Der Studiosus legte die Tiberius-Arbeit in die Hände Müllers zurück und machte sich unverweilt an das Exzerpieren der unlängst erschienenen Bände der Eidg. Abschiede über die Jahre 1521 bis 1532. Da Meyer v. Knonau Nachforschungen im Landesarchiv zu Marburg als wünschbar bezeichnet hatte, machte sich Escher im August 1878 dorthin auf den Weg. Es war die erste von so vielen frucht-

bringenden Archivreisen, die er in den nächsten acht Jahren unternehmen sollte. Er erzählt darüber: „Es waren schöne und inhaltsreiche zweiundeinehalbe Wochen, die ich auf dem alten Schlosse von Marburg verlebte, wo einst das Religionsgespräch von 1529 stattgefunden hatte und nun das kurfürstlich-hessische Archiv untergebracht war. Vormittags wurde auf dem Archiv gearbeitet; nachmittags, weil das Archiv alsdann geschlossen war, durchstreifte ich die hübsche Umgebung, und den Abend verbrachte ich mit dem soeben promovierten Dr. Jakob Wille, später Direktor der Universitätsbibliothek Heidelberg, einem Vetter unseres nachmaligen Generals, der, mit Studien über die Restitution Ulrichs von Württemberg im Jahre 1534 beschäftigt, ebenfalls auf dem Archiv arbeitete ... Bedauerlich war lediglich, daß ein Schlüssel zu der zum Teil chiffrierten Korrespondenz zwischen Landgraf Philipp und Zwingli, den ich in Marburg zu finden hoffte, zwar dort in der Tat vorlag, aber von einem Marburger Privatdozenten, dem nachmaligen Professor Max Lenz, der ebenfalls über die Beziehungen zwischen Philipp und Zwingli arbeitete, aber sich gerade im Militärdienst befand, mit Beschlag belegt worden war und von der Archivverwaltung mir vorenthalten wurde.

Den genußreichen Rückweg — auf der Hinfahrt, zum Teil mit Fußmarsch, hatte ich mir Frankfurt angesehen — nahm ich durch das reizvolle Lahntal nach Oberlahnstein, dann von dort rheinaufwärts auf dem Dampfboot mit Besuch der Feste Rheinstein bei St. Goar zwinglischen Angedenkens und des gegenüberliegenden Loreleifelsens nach Mainz und weiterhin mit der Eisenbahn nach Worms und Straßburg.

Die Tatsache, daß ein Privatdozent über den gleichen Gegenstand arbeitete und der Druck seiner Studie bevorstand — er erfolgte, nachdem ich meine Arbeit abgeliefert hatte — bedrückte mich. Es kamen Augenblicke, da ich die Arbeit am liebsten ins Feuer geworfen hätte. Dann munterte mich mein Bruder Eduard wieder auf. Meyer v. Knonau tat dasselbe. Ich führte also die Arbeit zu Ende und hatte dann den freudigen Erfolg, daß sie mit dem Preise gekrönt wurde.

Der Verkündigung des Preises, am Dies academicus, 29. April (1879) wohnte ich selber nicht bei, da ich an jenem Tage bereits in Straßburg weilte, wo ich das Sommersemester 1879 und das darauffolgende Wintersemester zubrachte ... Da ich nicht aufgelegt war, mit Max Lenz zu konkurrieren, so suchte ich mich dem vom Preisinstitut vorgeschriebenen Druck zu entziehen. Immerhin ergab sich, als dann die Lenzsche Arbeit abschnittweise in der Zeitschrift für Kirchengeschichte erschien, daß das gedruckte Material in ihr nur in den Hauptpunkten verwertet war. Es verblieb mir weiteres bedeutsames schweizerisches Material nicht nur über die Ursachen der zürcherischen Politik, sondern ich fand auch im Straßburger Stadtarchiv noch viel wertvolles Straßburger Material und erhielt durch den mir befreundeten Herausgeber der Korrespondenz Straßburgs im Reformationszeitalter, Hans Virck, aus dem dortigen Archiv des Thomasstiftes ebenfalls wichtiges Material. Zudem hatte ich während der Arbeit noch Kenntnis genommen von dem in den „Abschieden" bearbeiteten Material über die Beziehungen der katholischen Fünf Orte zu ihren Glaubensgenossen. Ich schlug deshalb der Fakultät vor, die Arbeit auf die Beziehungen der katholischen Orte zum Ausland auszudehnen und die ganze Arbeit als Dissertation einzureichen."

Zunächst folgten nun die zwei Studiensemester in Straßburg. Die Wahl dieser Universität erfolgte nicht aufs Geratewohl. Zum Teil mögen es die Archivschätze gewesen sein, die Escher dorthin zogen; die größte Anziehungskraft aber übte Professor

Hermann Baumgarten auf ihn aus, der nachmalige Verfasser der Geschichte Kaiser Karls V. Allerdings las Baumgarten erst im Wintersemester 1878/79 über die Geschichte des 16. Jahrhunderts. Auch an den von ihm abgehaltenen Übungen im historischen Seminar nahm Escher teil, wobei ihm das Referat über die Berichte des florentinischen Gesandten am französischen Hofe zur Zeit der Bartholomäusnacht zufiel. Bei Scheffer-Boichhorst hörte er politische und Verfassungsgeschichte des Mittelalters, bei Sohm deutsche Rechtsgeschichte und bei den Privatdozenten Bayer und Wiegand historische Hilfswissenschaften. Auch die alte Geschichte wurde nicht ganz vernachlässigt, indem Escher bei Schoell ein Kolleg über griechische Geschichte des 5. Jahrhunderts belegte. Auch dem historisch-philologischen Verein trat er bei. Empfehlungsschreiben aus Zürich öffneten ihm die Türen bei Baumgarten, beim Oberbibliothekar der Landes- und Universitätsbibliothek Dr. Barack und bei Professor F. A. Flückiger, dem aus Bern gebürtigen Vorsteher des pharmakologischen Institutes. Von den Freundschaften, die Escher zu Straßburg schloß, sind zwei für ihn bedeutsam geworden, diejenige mit dem jüngeren Sohne seines Lehrers Otto Baumgarten, dem nachmaligen Kieler Theologen, und die mit Walter Simons, dem späteren Reichsgerichtspräsidenten. Unter den Schweizern schloß sich Escher an die Brüder Eduard und Rudolf Leupold von Zofingen an. Eine Bude fand er an der kleinen Renngasse Nr. 8 bei der Witwe Braun, und zwar für seine beiden Straßburger Semester. Der anspruchslose, solide Student, der in Zimmer und Schränken eine musterhafte Ordnung hielt und von den vier Zuckerstückchen des Frühstücks eines „zur Bildung einer Zuckerreserve" zurückbehielt, war freilich ein idealer Mieter, und es stellte sich ein recht freundliches Einvernehmen zwischen ihm und seiner Philisterin ein, besonders da ihn diese getreulich pflegte, als er nach einem Sturz auf der Treppe mehrere Tage mit einer Gehirnerschütterung darniederlag. Ein schwieriges Problem waren die Mahlzeiten im Restaurant. Escher hat ja zeitlebens nie Wert aufs Essen gelegt; aber sechsmal in der Woche Schweinefleisch war selbst ihm zu viel. Dazu schien ihm das Menü zu reichlich und das Speisen nach der Karte zu kostspielig. Das einfache Abendbrot mit einem Krug Bier wurde auf der Bude eingenommen.

Ausflüge führten unter andern nach dem Odilienberg und einmal, in romantischem nächtlichen Aufstieg, auf den Donon. An einem akademischen Bummel nach Zabern fand Escher in Professor Richard Zöpffel von der theologischen Fakultät zu seiner Freude einen Mann, der sich mit Zwingli-studien beschäftigte. Eine Tour in den Schwarzwald mit den Brüdern Leupold, auf der die Wanderer in Regen und Nebel den geheimnisvollen Mummelsee nicht finden konnten, wurde um Pfingsten mit erweitertem Programm in Begleitung eines Zürcher Freundes wiederholt; es ging vom Murgtal südwärts durch den ganzen Schwarzwald hinauf bis ins Höllental und nach Freiburg.

In den Sommerferien unternahm Escher weitere Archivreisen. Die Ausdehnung des Dissertationsthemas bedingte Nachforschungen in Archiven der katholischen Seite. Meyer v. Knonau machte auf die in Ludwigsburg und Stuttgart vorhandenen Akten der vorderösterreichischen Regierung aufmerksam, die ja zu Zwinglis Zeit auch das Herzogtum Württemberg besetzt gehalten hatte. Es waren also zunächst jene Archive, dann aber namentlich dasjenige von Innsbruck, zu durchforschen. In Ludwigsburg war nicht viel zu finden. Mehr dagegen in Stuttgart, insbesondere Ausschreiben und Erlasse der Innsbrucker Regierung an die vorderösterreichischen Amtsstellen. Escher

wohnte in Stuttgart zusammen mit seinem Freunde Gustav Tobler, dem nachmaligen Historiker an der Berner Universität. Nach der Tagesarbeit wurde die Umgebung durchstreift, auch das Schillerhaus in Marbach und die Festung Hohen-Asperg aufgesucht, oder die beiden Schweizer verbrachten die Abende in Gartenkonzerten oder, eingeführt durch einen Archivassistenten, „in einem kleinen Kreise, der sich Tabakskollegium nannte, wo aus langen Pfeifen kräftig geraucht wurde und wo ich (Escher) mich gelegentlich gegen Annexionsgelüste, die sich auf die Schweiz bezogen, sehr energisch zur Wehre setzen mußte". Er hat sogar — halb im Scherz, halb im Ernst — mit der freiwilligen Vernichtung der Schätze der St. Galler Stiftsbibliothek im Falle eines deutschen Einmarsches gedroht. Doch störten die Diskussionen das gute Einvernehmen nicht, und Escher konnte vor der Abreise den Eltern melden: „Diese 14 Tage habe ich kreuzfidel verlebt."

Jedenfalls ergab sich aber aus den Lücken des Stuttgarter Archivmaterials die Notwendigkeit einer Reise nach Innsbruck. Die durch Meyer v. Knonau anläßlich einer Reise ins Tirol eingezogenen Erkundigungen lauteten ermutigend. „Es eröffnet sich mir die prächtigste Perspektive. Es scheint wirklich alles, was ich in Stuttgart vermißte, sich in Innsbruck zu befinden."

Mitte September reiste Escher nach München. Dort wurden die üblichen Sehenswürdigkeiten absolviert: alte Pinakothek, Bavaria, Hofbräuhaus und die Gemäldeausstellung im Glaspalast, die indessen die Kritik des Besuchers herausforderte. „Was es für einen Reiz hat, Eisenhämmer und ähnliche Gegenstände auf der Leinwand zu verherrlichen, ist mir nicht recht erklärlich." Auch gab es zu viele Schlachtenbilder aus dem Siebzigerkrieg, und Anton v. Werners Kaiserkrönung in Versailles empfand Escher „beinahe wie eine drastische Verwirklichung des Satzes, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist". Am 17. September gegen Mitternacht kam Escher in Innsbruck an. In dem ihm von Meyer v. Knonau empfohlenen Gasthof zum goldenen Adler, zu dem um seiner geschichtlichen Erinnerungen willen der Historiker auch heute noch zuerst den Schritt lenken wird, fand er keinen Platz mehr und wechselte über den Inn hinüber in den Gasthof „zum Mondschein".

Archivdirektor Dr. David Schönherr war Ehrenmitglied der schweizerischen Geschichtforschenden Gesellschaft und empfing den jungen Historiker, der ihm durch seine Zürcher Lehrer empfohlen war, sehr liebenswürdig. Er lud ihn auch ein, abends sich an einem akademischen Stammtisch im „Breinössl" einzufinden, wo Escher viel Anregung fand, aber auch genau Auskunft zu geben hatte über Geschichte und staatliche Einrichtungen der Schweiz. In gut zwei Wochen war die Arbeit auf dem Archiv mit erfreulichstem Erfolg abgeschlossen, und Escher machte sich auf den Heimweg, wobei er über den Fernpaß nach Reutte und Hohenschwangau wanderte. Zu seiner Überraschung erwiesen sich Erinnerungen an seinen Geburtsort, die sich einst dem dreijährigen Knaben eingeprägt hatten, noch als außerordentlich lebhaft.

Ende Oktober 1879 rückte Escher wieder in Straßburg ein. Neben dem Studium wurden nun abends Konzerte, Theater und in der Fastnachtszeit auch Bälle besucht und das eigene Musizieren wieder eifrig betrieben, teils an Musikabenden der Familien Flückiger und Barack, teils, wie schon im Sommer, in einem Trio, das sich nun zum Quartett erweiterte. Damals ist Escher von der Violine zur Bratsche übergegangen. Mit einem Empfehlungsschreiben Friedrich Hegars suchte er Stockhausen auf, der ihn für den

städtischen Chor „kapern" wollte; Escher mußte freilich die ehrenvolle Einladung mit dem Hinweis auf die Beanspruchung durch seine Studien ablehnen. Anderseits brachte der strenge Winter 1879/80 Gelegenheit zu dem beliebten Schlittschuhsport, der auf der gefrorenen Ill betrieben wurde. Damit steht im Zusammenhang die hübsche Episode, die Escher in einem Briefe und in seinen Erinnerungen beschreibt. „Einen kleinen Abstecher bildete im Februar 1880, veranlaßt durch die anschaulichen Berichte der Zürcher Freitagszeitung über die Zürcher Seegefrörne, eine rasche Reise nach Zürich über Samstag und Sonntag ... Es war mir etwas Angst, was wohl Papa zu meiner Spritzfahrt sagen würde." Zunächst freilich war es die Mutter, die ihm mit dem Schreckensruf: „Ums Himmels willen, Hermann, was hast du angestellt?" empfing. Doch wurde der vermeintliche Sünder mit Rücksicht auf das außergewöhnliche Naturereignis in Gnaden angenommen.

In den beiden letzten Semestern seiner Studienzeit, wiederum in Zürich, hörte Escher besonders kunst- und kulturgeschichtliche Vorlesungen bei Rahn und Friedrich Salomon Vögelin. Den Hauptteil seiner Zeit verwendete er auf die Ausarbeitung seiner Dissertation, der er den Titel gab: Die Glaubensparteien in der Eidgenossenschaft und ihre Beziehungen zum Ausland, vornehmlich zum Hause Habsburg und zu den deutschen Protestanten 1527 bis 1531. Im März 1881 reichte er die erste Hälfte der Arbeit der Fakultät ein. Ende des Monats bestand er das Staatsexamen für das Lehramt an Mittelschulen trotz ziemlich summarischer Vorbereitung und, wie er selbst gesteht, mäßigem freiem Vortrag mit der Zensur Ia. „Den Rest der Dissertation konnte ich alsdann über den Sommer und Herbst ausarbeiten, und am Tage der unschuldigen Kindlein, das heißt am 28. Dezember des gleichen Jahres, mit dem Nebenfache Kunstgeschichte bei Professor Rahn auch das Doktorexamen summa cum laude bestehen. Ein Vierteljahr später erschien dann die Dissertation im Buchhandel."

Es ist reizvoll zu hören, wie Escher selbst nach mehr als vierzig Jahren seine Doktorarbeit beurteilt. „Im Verlaufe habe ich mir oft zum Vorwurf gemacht, so viel Zeit und Kraft auf meine Dissertation verwendet zu haben, anstatt mich auf das Lesen hervorragender Geschichtswerke zu legen ... Im Laufe der Jahre habe ich jedoch eingesehen, daß das kein Nachteil war. Die Dissertation behandelte auf Grund von großenteils noch unbekanntem oder soeben erst veröffentlichtem Material einen bedeutsamen Abschnitt der Schweizergeschichte und zwar in erschöpfender Weise und in einem hinsichtlich des konfessionellen Standpunktes gemäßigten Ton. Es fehlte sogar nicht an Vorwürfen aus dem eigenen Lager. Die Dissertation wies mir deshalb unter den schweizerischen Historikern eine bestimmte Stellung zu. Dierauer übernahm im bald darauf folgenden 3. Band seiner Schweizergeschichte ihre wesentlichen Ergebnisse und Karl Guggisberg erteilte ihr in seiner 1934 erschienenen Arbeit über „Das Zwinglibild des Protestantismus im Wandel der Zeiten" das Lob, daß sie heute noch jugendfrisch und nicht überholt sei. Und Ricarda Huch hat mir unlängst bekannt, sie habe seinerzeit meine Beurteilung der Zwinglischen Politik für zu scharf gehalten, anerkenne jetzt aber die Berechtigung meines Standpunktes." Beachtenswert ist, daß Escher schon sehr früh die Gefahren der Bündnispolitik des Reformators für den Fortbestand der Eidgenossenschaft erkannt hat. Schon im Sommer 1879 schreibt er nach der Lektüre der Arbeit von Max Lenz über das hessische Bündnisprojekt, „daß tatsächlich die zwinglische Politik, nach dieser Seite wenigstens, die Grundlagen, auf die sie angewiesen war und die Faktoren, die

sie in der Eidgenossenschaft hätte in Betracht ziehen müssen, allzusehr unberücksichtigt ließ". In seinem Buche hat dann Escher sogar von einer Schuld Zwinglis gesprochen, wenn er auch dessen allzusehr von universellen Gesichtspunkten geleitete Stellung zu den katholischen Orten durchaus aus den damaligen, nicht aus modernen staatsrechtlichen und politischen Verhältnissen heraus gewürdigt wissen wollte und aus diesem Grunde auch die einseitige Verteidigung der bernischen Politik durch E. Lüthi ablehnte und dessen Angriffe auf Zürich und Zwingli zurückwies. Walter Köhler scheint uns in seinem Nachruf auf Escher in der „Zwingliana" (1938, Nr. 1) das Urteil über das Erstlingswerk seines Freundes auf die kürzeste und glücklichste Formel gebracht zu haben, wenn er sagt: „Sein Buch war im besten Sinne eine Zwingli-Apologie von dem Blickpunkte aus, die Politik des Zürcher Reformators verstehen zu wollen."

Bibliothekarische Anfänge

1881—1885

Am 17. Oktober 1880 starb sechsundsiebzigjährig Eschers Oheim Anton Salomon Vögelin, erster Unterbibliothekar an der Stadtbibliothek. An seine Stelle rückte der bisherige zweite Unterbibliothekar, Dr. Friedrich Staub vor, der Begründer des Schweizerischen Idiotikons, ein Mann von vierundfünfzig Jahren; die Spitze der Hierarchie bildete der mit Vögelin gleichaltrige Oberbibliothekar Professor J. J. Horner. Im Stadtbibliothekkonvent waren die Meinungen über die Nachfolge geteilt. Ein Mitglied sprach sich gegen die Anstellung eines jüngeren Beamten aus, da man riskiere, ihn über kurz oder lang wieder zu verlieren. Offenbar schienen diesem Herrn die Verhältnisse auf der Bibliothek in administrativer und finanzieller Hinsicht für einen jungen Mann nicht allzu verlockend. Dieser Meinung traten andere Mitglieder entgegen. Nur eine junge Kraft werde, in Verbindung mit den beiden andern Bibliothekaren, den bestehenden Mißständen, die eigentlich Rückstände in den Arbeiten waren, nach und nach abhelfen können. Eine solche Kraft stehe in der Person von Hermann Escher zur Verfügung. Dieser biete alle Gewähr für eine getreue und richtige Erfassung der ihm gestellten Aufgabe im Sinne seines verstorbenen Oheims. Auch könne man zwar einem jungen Manne, wohl aber nicht einem ältern Herrn, das Arbeiten in den kalten Räumen der Wasserkirche zumuten. Durch eine zunächst provisorische Wahl werde einer endgültigen Geschäftsverteilung nicht vorgegriffen, die nach einiger Zeit auf Grund der gesammelten Erfahrung könne vorgenommen werden. So entschloß man sich zur Blutauffrischung. Escher wurde provisorisch zum zweiten Unterbibliothekar gewählt; seine Arbeitsverpflichtung sollte täglich fünf Stunden, das Gehalt jährlich 2000 Franken betragen. Am 12. Januar 1881 trat er sein Amt an. Was man von ihm erwartete, hatte ihm eine Unterredung mit Professor G. v. Wyß gezeigt, in der es hieß: „Junger Mann, Sie sind natürlich der Dritte und den älteren Herren untergeordnet und müssen

deren Weisungen befolgen. Aber wir versehen uns dessen, daß Sie frisches Leben in die Bude bringen". Die endgültige Wahl Eschers wurde dann am 31. Mai 1881 durch die Generalversammlung vollzogen, nachdem Oberbibliothekar Horner für diesmal auf sein statutarisches Vorschlagsrecht zu verzichten erklärt hatte.

Nun darf man nicht glauben, die bibliothekarische Arbeit habe von allem Anfang an die anderen Interessen Eschers verdrängt, oder sei für ihn auch nur im Vordergrund gestanden. Er betrachtete sie vielmehr zunächst nur als die wissenschaftliche und materielle Grundlage für seine Pläne auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung. Noch 1886 hat er seinen Beruf als „Historiker", nicht als Bibliothekar, angegeben, und sich in jenen Jahren gewünscht, nur vormittags als Bibliothekar amtieren zu müssen, nachmittags und abends aber sich ausschließlich historischer Arbeit widmen zu können. Solche bot sich nun in erfreulicher Fülle dem jungen Gelehrten noch bevor er sein Doktorexamen bestanden hatte. Und Escher traute sich etwas zu. Im März 1881 schreibt er einem Freunde: „Je länger desto mehr freue ich mich meiner Anstellung auf der Bibliothek, besonders mit Rücksicht auf die wissenschaftliche Nahrung, die sie mir bietet. Die Ausarbeitung des Handschriftenkataloges, die mir früher oder später zufallen wird, bringt mich dann zu einer genauen Kenntnis unserer handschriftlichen Schätze. Außerdem habe ich mir von Gerold (Meyer von Knonau) schon zur Edition unserer Zürcher Chroniken pumpen (d. h. pressen) lassen ... Meine Reformationsarbeiten werden alsdann wohl für einige Zeit sistiert, aber keineswegs aufgegeben, denn ich habe mir fest vorgenommen, dieses Gebiet nicht zu verlassen. Die Art, wie meine Arbeit (der der Fakultät eingereichte erste Teil der Dissertation) von Gerold aufgenommen worden, hat mir die beruhigende Gewißheit gegeben, daß, was ich etwa noch vornehme, doch nicht so ohne weiteres zur Makulatur wird gerechnet werden können. Wissenschaftliche Selbstmordgedanken, die während der letzten Zeit häufig in mir auftauchten und die Freude am Schaffen drückten, sind nun beseitigt und überwunden. Du siehst, ich blicke wieder sehr optimistisch in die Welt hinaus."

Zur Edition der Zürcher Chroniken ist Escher nicht gekommen. Dagegen bearbeitete er für die Allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz die die Eidgenossenschaft betreffenden Teile der Descriptio Sveviae des Fr. Felix Faber und den Bericht des Chronisten Johannes Stumpf über seine Walliser Reise im Jahre 1544; beide Stücke erschienen 1884 im 6. Band der Quellen zur Schweizergeschichte, wobei sich der Bearbeiter des besonderen Wohlwollens des als Redaktor der Schriftenreihe gefürchteten Hermann Wartmann erfreuen durfte. Eine größere darstellende Arbeit wurde ihm 1882 nach dem Erscheinen seiner Dissertation angetragen. Das zürcherische Artillerie-Kollegium (Feuerwerker-Gesellschaft) beabsichtigte, als bleibendes Denkmal seines zweihundertjährigen Jubiläums im Jahre 1886 eine Festschrift herauszugeben, in der die schweizerischen Feldzüge nach Italien in den Jahren 1500 bis 1516 behandelt werden sollten. Auf eine Anfrage Oberst Ulrich Meisters, des Schreibers der Gesellschaft, erklärte sich Escher zur Übernahme der Arbeit bereit, machte aber von vornherein darauf aufmerksam, daß der Abschluß des ganzen Werkes auf das Jubiläumsjahr unmöglich sei; jedoch mache er sich anheischig auf jenen Termin wenigstens die erste Hälfte zu liefern. Die Arbeit erforderte zunächst mehrere Archivreisen, für die der Bibliothekskonvent bereitwillig Urlaub erteilte, während das Artilleriekollegium die Reisekosten übernahm. Für die Stellvertretung an der Bibliothek hatte Escher zu sorgen.

Anfangs Oktober 1883 gings zunächst nach Innsbruck. Wiederum über München, wo diesmal die Kunstausstellung im Glaspalast günstigere Eindrücke hinterließ und der Besuch der Oper hohen Genuß bot. Der Einzug in Innsbruck bei kaltem Wetter war eher kläglich. Escher hatte in München „einen abscheulichen Pfnüsel" aufgelesen; dazu rebellierte ein hohler Zahn, der zunächst einmal gezogen werden mußte, bevor der Patient sich an die Arbeit im Statthaltereiarchiv machen konnte. Quartier bot wiederum, wie vier Jahre zuvor, der Gasthof zum Mondschein. Das Innsbrucker Archiv bot auch für diese Arbeit reichhaltiges Material. Freilich ergab sich, daß vieles in Wien liegen müsse und daß daher eine Reise dorthin wohl unumgänglich sei — „nicht in diesem Jahr", so beruhigte er die Eltern, und es ist in der Folge auch nichts aus der Wienerreise geworden. Bei dem sich langsam einstellenden guten Wetter wurden mittags oder abends Spaziergänge unternommen, allein oder in Begleitung eines Südtiroler Rechtspraktikanten, mit dem Escher als Vorbereitung auf italienische Archivbesuche Konversation in seiner Muttersprache trieb. Weitere Ausflüge führten nach Schloß Ambras, Bad Volters und über die Kampfplätze von 1809 nach Matrei, und als Ende Oktober der frühgefallene Schnee zergangen war, wurde endlich der Patscherkofl bestiegen, der Escher schon beim ersten Innsbrucker Aufenthalt so verführerisch ins Zimmer geblickt hatte. Nach dem Abendessen boten Konzerte, bei denen Escher zwar mehr das Programm als die Ausführung zu loben weiß, Abwechslung. Eine hübsche Überraschung war es, einen Forstmeister zu treffen, mit dem die Familie Escher in Reutte in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte. Regelmäßig wurde auch wieder der akademische Stammtisch, der sich nun „Gesellschaft Norikum" benannte, im „Breinössl" besucht, wo Escher bei Bier „und obligater Virginia" die historischen und politischen Diskussionen von 1879 wieder aufnahm; als ihr Resultat ging ein fünfzehnseitiger Aufsatz über das österreichische Parteigetriebe in den ersten Jahren der Ära Taaffe nach Zürich ab.

Dem Besuch von Innsbruck sollte derjenige des Mailänder Archives folgen. Nun wurde Escher auf das Archiv von Mantua aufmerksam gemacht, das reichhaltige Briefbände enthalten sollte. Als er aber Anfang November dort anlangte, traf er das Archiv mitten im Lokalwechsel und unzugänglich. „Da stand ich nun wie Butter in der Sonne!" Kurz entschlossen fuhr er nach Verona zurück, wo er in einem Tage „so ziemlich das Menschenmögliche leistete, um möglichst viel zu sehen und möglichst viele Führer zurückzuweisen". Das Amphitheater und der farbenfrohe Markt waren die bestimmenden Eindrücke aus der Stadt der Scaliger. Das Ergebnis der Nachforschungen im Mailänder Archiv war mäßig. Dafür verlief eine Rekognoszierung des Schlachtfeldes von Marignano schließlich erfolgreich. Die Bauern in der Trambahn befragte er allerdings ohne Erfolg; aber, von einer Stelle zur andern gewiesen, traf er dann schließlich einen Geistlichen, der sich sehr eingehend mit der Geschichte der Schlacht befaßt hatte. Italienisch, und wenn dieses bei Escher versagte, lateinisch diskutierend, wandelten die beiden über den historischen Boden, und Escher gesteht, daß er beim Abschied nach langem Schwanken darauf verzichtet habe, dem guten geistlichen Herrn zu bekennen, „daß er eigentlich mit einem Ketzer verkehre; allein wir hatten unsere Karten gewechselt; er hatte das ‚Zurigo' darauf bemerkt, und da mußte er ja wissen, wes Geistes Kinder die Zürcher sind."

1884 besuchte Escher zunächst die Archive von Bern, Solothurn und Basel; im November folgte dann ein Aufenthalt in Paris, wo auf der Nationalbibliothek und auf den Archiven mit gutem Erfolg gearbeitet wurde. Der Vater — die Mutter war inzwischen gestorben — mag sich in jenen Wochen um den Sohn gesorgt haben, denn in Paris herrschte eine leichte Choleraepidemie. Escher zwar schrieb zuversichtliche Briefe nach Hause; er hüte sich vor Trinkwasser, das ja doch nur aus der Seine stamme, lösche vielmehr seinen Durst mit Mineralwasser oder mit Bier, das jedenfalls gesünder sei „als der Fuchsin- und Rosinenwein, den man in Paris zu trinken bekommt". Er ziehe sich warm an; „die Bauchbinde ist wieder hervorgezogen worden; das übrige wollen wir einem Andern anheimgeben, in dessen Schutz wir immer stehen". Aber trotz allen Vorsichtsmaßregeln befiel Escher doch „eine kleine Unterleibsverstimmung", und es mögen ernste Tage für ihn gewesen sein, bevor er nach Hause schreiben konnte, es sei nun alles wieder gut. Natürlich wurden auch die Sammlungen und Denkmäler von Paris und Versailles besucht, und abends gabs Theaterbesuch und Einladungen in Schweizer Familien.

Im Februar und März 1885 arbeitete Escher im Vatikanischen Archiv in Rom, das eben damals von Leo XIII. für die Forschung geöffnet worden war und auch Escher zu seiner angenehmen Überraschung, nach einer Audienz beim Kardinal-Archivar Hergenröther ohne weiteres zugänglich gemacht wurde. „Wir sind ja so liberal", wurde dem als Protestanten sich bekennenden Zürcher geantwortet, „daß das keinen Grund des Ausschlusses bildet". Während der Fastnachtferien war Escher zu Besuch in Nocera bei seinem Bruder Alfons, der dort eine Spinnerei der Firma Aselmeyer & Co. leitete, der Nachfolgerin derjenigen, an deren Gründung der Vater Escher einst beteiligt gewesen war. Die Zeit wurde gut ausgenützt. In Neapel wurden das Museum und das Theater S. Carlo besucht, dem Lago d'Averno, Pozzuoli, Kap Miseno, Camaldoli Besuche abgestattet, mit Bruder, Schwägerin und Neffen sogar der Vesuv bestiegen. Als den Glanzpunkt aber bezeichnet Escher einen zweitägigen Ausflug nach Amalfi. Anfang März war er wieder in Rom, wo er nun auf der Vatikanischen Bibliothek und auf der Staatsbibliothek arbeitete. Mit der in Rom gemachten Ausbeute war er nicht völlig zufrieden; insbesondere bedauerte er, keine Briefe des Kardinals Matthäus Schiner gefunden zu haben; das ist erst später Heinrich Reinhardt und Albert Büchi gelungen. Auf der Rückreise wurden nochmals die Mailänder Archive und der geschichtskundige geistliche Herr in Melegnano besucht.

Wer selbst schon solche Studienreisen gemacht hat, weiß, daß sie in ihrer Verbindung von zusagender Arbeit und Erholung in eindrucksreicher Umwelt Höhepunkte des Lebens bedeuten. Dazwischen liegen die Täler, die auch Escher zu durchschreiten hatte. Und es läßt sich leider nicht leugnen, daß in jenen Jahren die Täler durch die Tätigkeit auf der Stadtbibliothek bezeichnet wurden, oder richtiger gesagt, durch die Umstände, unter denen diese Tätigkeit geleistet werden mußte.

Zunächst ging alles gut. „Mit Horner komme ich stetsfort prächtig aus", schreibt er im März 1881. So lehnte er im Gefühl der Verpflichtung gegenüber dem ehrwürdigen Institut der Vaterstadt gerade in jenen Wochen das Angebot einer Lehrstelle für Geschichte am Aarauer Gymnasium ab. Daß er anfänglich mit einfachen Arbeiten beschäftigt wurde, war in der Ordnung. Weniger aber, daß die systematische Einführung in die Geschäfte sehr zu wünschen übrig ließ. Der erste Unterbibliothekar, Dr. Staub, inter-

essierte sich im Grunde wenig für die Bibliotheksgeschäfte und trug dem Neuling gelegentlich ausgesprochen unrichtige Anschauungen vor, und von dem einst tüchtigen, nun aber greisenhaft gewordenen „alten Herrn", dem Oberbibliothekar Dr. Horner, war erst recht nichts mehr zu holen. So war Escher ganz auf sich selbst angewiesen und lernte seinen Beruf eigentlich zum guten Teile aus dem seit 1884 erscheinenden Zentralblatt für Bibliothekswesen, namentlich aus dessen die Bibliothekspraxis betreffenden Artikeln. Bald auch drängte sich die Notwendigkeit auf, „die Nase über den Zaun hinüber zu strecken" und sich in andern Bibliotheken des In- und Auslandes, in Basel, Straßburg, Paris, umzusehen. Zwischen dem jungen Unterbibliothekar, der lernbegierig sich nicht nur in kurzer Zeit in sein Amt eingearbeitet hatte, sondern auch die Probleme seines Berufes und die Mängel der eigenen Anstalt klar erkannte und dem allen Neuerungen abholden „alten Herrn" mußten sich bald allerlei Diskussionen und kleine Reibereien ergeben. Der Kollege Staub begnügte sich, die Erfolge Eschers gegenüber dem Beharrungsvermögen Horners mit dem beifälligen Satze „Ja, Sie händ ebe meh Gurri als ich" anzuerkennen; im übrigen drückte er sich, wenn die Luft schwül wurde. Dazu hatte Escher die Unterlassungssünden und unzweckmäßigen Anordnungen der beiden Vorgesetzten als der Jüngste und den Beschwerdeführern am leichtesten erreichbare Beamte aufzufangen. Es kam so weit, daß Escher Ende Mai 1885 nach einem Zwischenfall an einen Freund in Basel schrieb: Durch (N. N.) erfuhr ich, daß es bei Dir gut steht. Ich wünschte, ich könnte das gleiche von mir sagen. Ich wollte, die Stadtbibliothek wäre, wo der Pfeffer wächst. Wenn die Sachlage nicht bald ändert, so können sie gelegentlich einen andern zweiten Unterbibliothekar wählen; sie können dann meinetwegen den jungen Kinkel anstellen; aber ich will nicht mehr dabei sein. Ich habe kürzlich dem Präsidium aus Anlaß einer Reklamation gegen den Alten (Horner) schriftlich eine Erklärung abgegeben, daß ich mit Freuden jede Gelegenheit begrüßen werde, die mir eine andere Stellung verschafft und mir ermöglicht, mein Verhältnis an der Bibliothek zu lösen. Die Schwierigkeit ist leider nur die, eine andere Stellung zu finden. Ja, wenn's ein Jahr früher wäre, so würde ich mich an eine Bibliothek melden oder ginge nach Aarau (ans Gymnasium). Wenn mir heute im elendesten Nest etwas offeriert würde, ich würde ohne Besinnen mich hinsetzen, nur um endlich einmal des ewigen Verdrusses ledig zu werden. Eine erbauliche Lage, nicht wahr? Jedoch weiß ich eigentlich kaum, warum ich Dir überhaupt so einen katzenjämmerlichen Brief schreibe. Offene Stellen aus dem Boden zaubern kannst du leider nicht ..." Und die Unterschrift lautet: „Hermann Escher, derzeit, wenn auch hoffentlich nicht mehr lange, zweiter Unterbibliothekar an einer wohlweisen Altersversorgungsanstalt in Zürich in der Wasserkirche." Der Basler Freund konnte freilich nicht „offene Stellen aus dem Boden zaubern"; er konnte aber wenige Wochen später melden, daß an der Basler Universitätsbibliothek die Stelle des dritten Bibliothekars mit einem sehr selbständigen Arbeitspensum soeben freigeworden sei und daß man Escher zu einer Besprechung über eine allfällige Kandidatur einlade. Gleichzeitig erging an diesen eine offizielle Anfrage und eine Mitteilung an den Präsidenten des Stadtbibliothekkonventes G. v. Wyß, daß man sich mit Escher in Verbindung gesetzt habe. Damit kam nun der Stein ins Rollen. Der Konvent wußte, was Escher für die Bibliothek bedeutete; am 21. Juli 1885 beriet er über die Frage, wie man ihn halten könne. Die finanzielle Seite machte nicht allzu viel Schwierigkeit; Eschers Besoldung sollte auf 3000 Franken, das Minimum dessen, was ihm Basel bot, erhöht

werden. Schwieriger war die Stellung Eschers im Bibliothekariat zu ordnen. Eine Neuordnung der Dienstverhältnisse auf der Stadtbibliothek schien nur möglich, wenn sich Oberbibliothekar Dr. Horner entweder auf eine mit dem eigentlichen Bibliotheksbetrieb nicht in Verbindung stehende abgegrenzte Tätigkeit zurückzog oder aber seinen Rücktritt erklärte. Selbstverständlich sollten die ihn betreffenden Anordnungen mit jeder durch die früheren Verdienste des alten Herrn gebotenen formalen und finanziellen Rücksicht getroffen werden. Der Konvent entschloß sich für den zweiten Weg, da einerseits die Vertreter des Stadtrates eine außerordentliche finanzielle Beihilfe der Stadt nur als Beitrag zur Pensionierung Horners in Aussicht stellen konnten und „anderseits die mit Herrn Dr. Escher persönlich vertrauteren Mitglieder des Konventes" ein ersprießliches Zusammenarbeiten der beiden Beamten doch für sehr zweifelhaft hielten. Konventspräsident G. v. Wyß übernahm den peinlichen Auftrag, Dr. Horner zum Rücktritt zu bewegen. Er entledigte sich dieses Auftrages in den nächstfolgenden Tagen, denn schon am 26. Juli kann Escher befreiten Herzens an den Basler Freund schreiben: „Alea jacta est! Der Konvent hat sein erstes Wort gesprochen; zu meiner größten Überraschung war es zugleich das letzte: es ist so, daß ich hier bleibe. Dr. Horner wird zurücktreten unter Fortbezug seines Gehaltes; die Verwaltung geht an Staub und mich über; meine Besoldung (wird) auf 3000 erhöht, meine Arbeitsleistung (bleibt) dieselbe ... fünf Stunden im Tag. Was hätte ich mehr gewollt ... Formell, das heißt betreffend Titel und Rang, bleibt's vorderhand beim Alten, kann mir auch total Wurst sein; deswegen weiß ich doch, wer jetzt das Heft in die Hand bekommt ... Papa atmete sehr erleichtert auf, als ich ihm die Beschlüsse mitteilte; er wäre doch gar zu verlassen gewesen, und ich bleibe eben doch auch lieber hier." Dr. Horner nahm auf Jahresende seinen Rücktritt und starb schon im Februar 1886.

Escher blieb der Stadtbibliothek und Zürich erhalten. Aber den Preis hatte er zu bezahlen — den teuren Preis einer schweren und langwierigen Erkrankung.

Im Januar und Februar 1886 hielt er noch in der Antiquarischen Gesellschaft zwei Vorträge über die Gefangennahme Ludovico Moros in Novara am April 1500. Aber gleich darauf folgte nun ein bedenklicher Nervenzusammenbruch. Escher beschreibt die Symptome dahin, daß er sich bei schriftlichen Arbeiten, wenn er einen Vordersatz geschrieben habe, auf den Nachsatz nicht mehr habe besinnen können; er habe eine „niederdrückende Lahmheit", ein Gefühl der „Verschleierung" und Unfähigkeit zur Konzentration empfunden. Schlaflosigkeit stellte sich ein, die ihn öfters zwang, sich mitten in der Nacht wieder anzukleiden und am Seeufer spazieren zu gehen. Das Gefühl, daß er den Erwartungen, die die Umwelt in ihn setzte, und den Anforderungen, die er selbst an sich stellte, nicht gerecht werden könne, bedrückte ihn. „Das Leben ist eine schwere Aufgabe." Patient und Ärzte standen vor einem Rätsel. Weder die intensive Arbeit der vorangehenden Jahre noch eine schmerzliche persönliche Enttäuschung schienen eine genügende Erklärung zu geben. Erinnert man sich aber an die Krankheit, die Escher in seinem letzten Gymnasialjahr durchgemacht und die ihm Dumpfheit und Müdigkeit auf Jahre hinaus hinterlassen hatte, denkt man ferner an den monate- ja jahrelangen Kleinkrieg auf der Bibliothek und endlich an den Schlag, den der Tod der geliebten Mutter ihm versetzt hatte, so erscheint der Zusammenbruch sehr erklärlich.

*

Die Krankheit forderte eine völlige Revision nicht nur des beruflichen und nebenamtlichen Arbeitsprogrammes, sondern des ganzen Lebensplanes. Bibliothek und Historie war zu viel; das hatte sich nun gezeigt, und Escher legte sich die Frage vor: Was ist meine Pflicht und welches sind die Aufgaben, die zu lösen ich berufen bin? Es war ein schwerer Verzicht, als er sich entschloß, alle seine übriggebliebenen Kräfte in den Dienst der Bibliothek zu stellen und den liebgewordenen historischen Studien zu entsagen. Von der Geschichte der Feldzüge nach Oberitalien hat er nur die beiden einleitenden Kapitel auf das Jubiläum des Artillerie-Kollegiums im Sommer 1886 veröffentlicht. In jener Zeit hat Escher auch dem Gedanken an die Gründung einer Familie entsagt; auch dies sicherlich schweren Herzens, denn er war keineswegs ein geborener Junggeselle; sein feines Empfinden und seine sorgende Güte hätten eine Frau glücklich machen können, und daß er die Gabe hatte, Kinder nicht nur zu leiten, sondern auch mit ihnen fröhlich zu sein, wissen seine Neffen und Nichten zu erzählen. Durch eine zweckmäßige Lebensweise wurden die Kräfte geschont und gestählt. Auf abendliche Veranstaltungen wurde verzichtet, mochten es nun Konzerte, Theatervorstellungen oder Vorträge sein. Dafür wurden nach der Arbeit regelmäßige Spaziergänge oder Ausritte gemacht; dem einstündigen Gang „auf den Berg" ist Escher bis in seine letzten Jahre treu geblieben. Auch das Zimmerturnen wurde geübt. Frühzeitig begann das Tagewerk, aber ebenso frühzeitig legte sich Escher zur Ruhe. Auch daran hat er festgehalten, und es galt auch für Gäste: „Wer St. Urbangasse 6 wohnt, muß um halb zehn Uhr zu Bett. Punktum!" Sorgsam verteilte, vom Bibliothekkonvent und seinem Präsidenten zuvorkommend gewährte Erholungsurlaube halfen über diese Jahre hinweg, auch eine längere elektrohydrotherapeutische Kur wurde durchgeführt. Das Beste aber tat wohl Eschers Energie und seine zuversichtliche Gelassenheit, die ihn den Rest seiner Kräfte nicht in nutzloser Auflehnung aufzehren ließ.

Die Reorganisation der Stadtbibliothek

1886—1897

Escher hat öfters das Jahr 1897 als einen bedeutsamen Abschnitt in seinem Leben bezeichnet. Am wenigsten wohl, weil in dieses Jahr sein vierzigster Geburtstag fiel. Mehr dagegen, weil mit ihm die Periode der gesundheitlichen Hemmungen im wesentlichen als abgeschlossen gelten konnte und die Kraft und Lust zur Arbeit zurückkehrte, wenn auch noch späterhin gewisse Rückschläge nicht ausblieben. Besonders aber deshalb — und das ist charakteristisch für Escher, der das Amt immer der eigenen Person voranstellte, weil mit diesem Jahre die Arbeiten an der Stadtbibliothek so weit gediehen waren, daß er weiteren bibliothekarischen Aufgaben in Zürich und darüber hinaus auf gesamtschweizerischem Gebiet sich zuwenden konnte. Grund genug für uns, unsere Darstellung zunächst bis zu diesem Jahre zu führen.

Freilich sind wir für die Schilderung der Tätigkeit Eschers auf der Bibliothek angewiesen auf seine eigene Darstellung, die er im Neujahrsblatt der Zentralbibliothek für 1923, im zweiten Teil der Geschichte der Stadtbibliothek, gegeben hat, sodann auf die schon dort benützten Jahresberichte und Protokolle und auf die Erinnerungen von Wilhelm v. Wyß in der Festschrift zu Eschers 70. Geburtstag im Jahre 1927. In den schriftlich niedergelegten Erinnerungen Eschers klafft insofern eine Lücke, als sie für jene Zeit nur auf die Arbeiten eingehen, die in Beziehung stehen mit dem im folgenden Zeitabschnitt verwirklichten zürcherischen Zentralkatalog. Und die bis 1890 an den Vater gerichteten Briefe sind ausnahmslos aus den Ferien oder aus dem Militärdienst geschrieben und berühren Berufsfragen nicht.

Wie erinnerlich, wurde nach dem Rücktritt des Oberbibliothekars Dr. Horner dessen Stelle nicht wieder besetzt, sondern es wurden die Geschäfte auf Dr. Staub und Dr. Escher als koordinierte Bibliothekare übertragen. Staub widmete den größeren Teil seiner Zeit dem Schweizerischen Idiotikon, überdies zwang ihn ein Augenleiden zu wiederholtem längerem Urlaub und im Jahre 1887 zum Rücktritt. Nun wurde die Abstufung der Ämter wieder hergestellt, indem Escher zum ersten Bibliothekar, das heißt zum Leiter der Bibliothek, vorrückte und ihm als zweiter Bibliothekar Dr. phil. Theodor Ziesing beigegeben wurde, der jedoch schon nach eineinhalb Jahren seine Stelle quittierte. An diese wurde mit Amtsantritt auf Mitte Januar 1889 Dr. phil. Wilhelm v. Wyß gewählt, ein Vetter Eschers, ihm befreundet und in Lebenshaltung und Lebensauffassung mit ihm übereinstimmend; er sollte der bewährte Mitarbeiter an den späteren wichtigen Unternehmungen der Bibliothek werden. Da Wyß nur für vier Stunden täglich zur Arbeit an der Bibliothek verpflichtet wurde, fiel die Hauptlast weit über die offizielle Verpflichtung hinaus nach wie vor Escher zu.

Zusammen mit den beiden Bibliothekaren bildete von 1891 bis 1894 Ricarda Huch, die erste in Zürich bibliothekarisch tätige Dame, die Firma „Escher Wyß & Co. zur Stadtbibliothek", wie das Bibliothekariat in Anspielung an die bekannte Maschinenfabrik genannt wurde. In ihren kürzlich erschienenen „Schweizer-Erinnerungen" hat die Dichterin auch das Bild ihres damaligen Vorgesetzten Escher gezeichnet: seine absolute Hingabe an sein Amt und an seine Berufsinteressen, die er auch bei andern ohne weiteres voraussetzte, sein lehrhaftes Wesen, seinen freundlichen Ernst und die Gemessenheit seiner Empfindungen, die Ricarda Huch mit einem kanalisierten Gewässer vergleicht, das ebensowenig eintrocknet wie es je über die Ufer treten würde.

Die zweite Hälfte der Achtzigerjahre und die ersten Jahre des folgenden Jahrzehnts galten der schon während Eschers Lehrjahren begonnenen Aufarbeitung unerledigter Bücherbestände. Immer neue „Nester" wurden in den weitläufigen Dachräumen entdeckt. Der Jahresbericht für 1893 kann den Abschluß dieser Arbeit melden. Dazu kamen durchgreifende Revisionen von Sonderabteilungen. Das stark vermehrte Titelmaterial hätte an sich schon die Drucklegung als Fortsetzung zu dem 1864 veröffentlichten Katalog verlangt, selbst wenn nicht gerade in jenen Jahren das Problem des Katalogdruckes auch aus andern, weitergreifenden Erwägungen gereift wäre. Schon im Jahre 1885 hatte ein Artikel Professor H. Blümners in der Neuen Zürcher Zeitung die Frage eines Zentralkataloges der zürcherischen Bibliotheken aufgerollt, die Escher sofort in ihrer ganzen Tragweite erkannte. Die Voraussetzung für den Plan aber war, daß wenigstens eine der an einem solchen Unternehmen zu beteiligenden Bibliotheken

ihre eigenen Rückstände aufgearbeitet und den Titeldruck nachgeführt hatte. Seit 1888 ließ die Stadtbibliothek gedruckte Zuwachsverzeichnisse erscheinen, und 1890 legte das Bibliothekariat eine umfassende, im Hinblick auf gemeinsame Unternehmungen der zürcherischen Bibliotheken abgefaßte Denkschrift über die Katalogarbeiten der Stadtbibliothek dem Konvent vor. Es sah vor: Drucklegung einer Katalogfortsetzung im Anschluß an den Katalog von 1864, Fortführung des großen alphabetischen Bandkataloges im Lesesaal, Anlage eines Sachkataloges, Wiederaufnahme der Handschriftenkatalogisierung und schließlich Anlage eines zürcherischen Zentralkataloges. Es war ein Programm auf Jahre hinaus. Der Konvent stimmte ihm zu und beschloß als erste Arbeit den Druck der Katalogfortsetzung. Dazu mußte zunächst Escher eine Katalogisierungsinstruktion aufstellen, da die Titelaufnahme bisher sehr willkürlich erfolgt war. Dann war, im wesentlichen durch W. v. Wyß und Ricarda Huch, die Vergleichung sämtlicher Titelaufnahmen mit den Originaltiteln durchzuführen. Im Herbst 1895 begann der Druck, im Juli 1897 war er beendet; allein statt des vorgesehenen einen Bandes umfaßte die Katalogfortsetzung zwei Bände und ein Ergänzungsheft und statt 35000 Titel und Rückweisen waren es ihrer 68000 geworden.

Inzwischen hatten die zürcherischen Bibliotheks- und namentlich die Katalogfragen ein Echo sogar im Großen Stadtrat gefunden, der auf den Antrag des Kantonsstatistikers Ernst Kollbrunner die städtische Exekutive einlud, auf die Herausgabe eines gedruckten Fachkataloges der Stadtbibliothek und auf die Erstellung eines gemeinsamen Kataloges der wissenschaftlichen Bibliotheken Zürichs hinzuwirken. Escher fand es für ratsam, „das Eisen zu schmieden, solange es heiß war", das heißt solange sich die Öffentlichkeit für derartige Fragen interessierte; er unterbreitete dem Stadtbibliothekskonvent einen neuen Bericht über den postulierten Sachkatalog, dessen Drucklegung aber aus finanziellen Erwägungen schon der Stadtrat abgelehnt hatte, über die Herausgabe gemeinsamer Zuwachsverzeichnisse und über einen zentralen Katalog. Die Ausführung dieser Pläne wird uns im folgenden Abschnitt beschäftigen.

In der Katalogarbeit erschöpfte sich natürlich die Tätigkeit des Bibliothekariates und namentlich Eschers nicht. Ganz abgesehen von den laufenden Geschäften. Da war einmal die Angliederung von zwei Bibliotheken als Depositum, womit auch ihre Verwaltung verbunden war: der neugegründeten Bibliothek des Schweizer Alpenklubs, die bald stark anwuchs, und der allerdings viel weniger umfangreichen Bibliothek des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer. Ferner wurde durch die Aufnahme des Archivs der Familie Hirzel, dessen Inventar Escher für den Druck bearbeitete, der Anfang mit einer Abteilung zürcherischer Familienarchive gemacht, dann nach der Auflösung des 1850 gegründeten Kartenvereins dessen Sammlungen mit der Verpflichtung zur Weiterführung übernommen, das Gottfried-Keller- und das Zwingli-Museum eingerichtet. Eine wertvolle Bereicherung, zugleich aber auch eine nicht unbedeutende Arbeitsbelastung, bedeutete der Übergang der Bibliothek der Antiquarischen Gesellschaft, deren übrige Sammlungen an das neugegründete Landesmuseum abgegeben wurden, samt ihrem ausgedehnten Schriftenaustausch an die Stadtbibliothek. Auch in anderer Hinsicht brachte der Auszug der Antiquarischen Gesellschaft wichtige Veränderungen und viel Arbeit. Nun konnten nach einem mit Rücksicht auf die künftige Bibliotheksvereinigung allerdings stark reduzierten Umbauplan gewisse räumliche Veränderungen und Verbesserungen im Helmhaus und im sog. Wasserhaus durchgeführt werden. Der Lese-

saal wurde erweitert, neue Bücherräume wurden eingerichtet, während das Bibliothekariat sich bescheiden in die beiden düstersten Räume des ganzen Baukomplexes zurückzog. Auch für vermehrte Öffnungsstunden und Erleichterung der Benützung wurde gesorgt. Sodann wurden Vorkehrungen für den Brandfall getroffen, indem die wertvollsten Sammlungsbestände örtlich vereinigt und gekennzeichnet wurden; auch wurden Körbe, Säcke und Rutschtücher zum Abtransport bereitgestellt und aus Beamten, Freunden und häufigsten Besuchern der Bibliothek ein privates „Flöchnerkorps" gegründet, all dies unter dem Eindruck der Brände des sog. Amthauses beim Prediger (1887) und des Stadttheaters (1890), wo das eine Mal die Kantonsbibliothek, das andere Mal das Staatsarchiv stark bedroht gewesen waren. Dazu kam die Veranstaltung von Ausstellungen in der Helmhaushalle, die Nachführung der Kataloge und die von Escher mit bedeutendem eigenen Arbeitseinsatz geübte Auskunfterteilung in wissenschaftlichen, besonders geschichtlichen Fragen. So sieht man, daß jener mit dem Thema „Was es in einer Bibliothek zu tun gibt", das er später einmal in so ansprechender Art behandelt hat, schon damals hätte eine Broschüre füllen können.

*

Wir möchten hier auch einiges über Eschers Ferien berichten, die ihm die Kraft gaben, die Arbeit zu leisten, die auch für einen gesunden Menschen ein reichliches Pensum abgegeben hätte. Die ausführlichen, zum Teil wirklich reizenden Schilderungen von Land und Leuten, die der Sohn an seinen Vater sandte, gewähren uns willkommene Ausblicke auf diese Sonnenseite der Genesungsjahre, wenigstens bis 1890. Eine wie wichtige Rolle die Ferien damals im Leben Eschers spielten, zeigt eine Randbemerkung in seinen Erinnerungen, wonach er noch in der zweiten Hälfte der Neunzigerjahre jeweilen vom Neujahr an die Wochen und schließlich die Tage bis zum Ferienanfang gezählt habe.

Das ganze Jahr 1886 scheint Escher zurückgezogen in Zürich verbracht zu haben mit Ausnahme einer Offiziersschule in Thun. Im Vorfrühling 1887 finden wir ihn bei seinen Verwandten in Nocera. „Ich lebe so in den Tag hinein, freue mich jetzt endlich meines Urlaubes und des schönen Landes ... Einem solchen Von-der-Hand-ins-Maul-leben habe ich schon lange nicht mehr obgelegen, nicht einmal die Kunst hat mich anzuziehen vermocht ... Goethes Italienische Reise und daneben sehr fragmentarische Lektüre der Neuen Zürcher Zeitung und des Pungolo (einer satirischen Zeitung) waren meine Beschäftigung." Der Erfolg dieses genießerischen Faulenzertums blieb nicht aus; die Schlaflosigkeit wich. Im August des gleichen Jahres macht Escher eine Kur in Silvaplana. Aber Bergtouren sind ihm verboten; er muß sich mit Botanisieren im Talgrund und dem behaglichen Schlendern nach St. Moritz begnügen, wo gebadet und Wasser getrunken wird.

Im April 1888 ist er in Locarno. „Der Wirt hat mich, als er meinen Namen in der schriftlichen Anfrage sah, sofort unter seine besseren Gäste eingereiht. Ohne daß ich Auftrag gab, reservierte er mir ein sehr hübsches Zimmer, ein hübscheres, als ich eigentlich nötig habe." Aber Escher freut sich doch der schönen Aussicht gegen das Maggiatal und auf den See, und die Fülle der Vegetation überwältigt ihn. Aber ach — „wenn ich etwas bedaure, so ist's, daß ich nicht so weit springen kann, als ich wohl wünschte. Die Endlichkeit meiner Kräfte drängt sich mir fast jeden Tag

auf". Im Juli und August desselben Jahres mußte er eine Badekur am Gießbach über sich ergehen lassen. Der Ort, oder besser gesagt die Aufmachung und die Gesellschaft, sind ihm unsympathisch; „die Leute sind so vornehm, daß sie bei Tisch die Servietten gar nicht heraufnehmen". Vor „Reunions, Tanzeten usw.", sogar vor der abendlichen Beleuchtung der Wasserfälle drückt er sich ins Bett; über die Bergstöcke „mit obligatem Gemshorn und eingebranntem spiraligem Itinerar durch die ganze Schweiz und darüber hinaus" macht er sich lustig. Das körperliche Training bestand in Hängekegelspiel und in Spaziergängen, von denen aber ein fünfstündiger schon hart an die Grenze der Leistungsfähigkeit reichte. Ein Lichtblick in dieser geistigen Öde war es, als sich auf Anregung eines als Kurgast anwesenden Professors am Petersburger Konservatorium ein Quartett bildete, an dem auch Escher sich beteiligen konnte.

Im Frühjahr 1889 weilt Escher in der Schloß-Pension Herteustein am Vierwaldstättersee, „im schönsten Faulenzernest, das sich denken läßt". Freilich, das Diner mit drei Gängen in dem mit Goldleisten beschlagenen Speisesaal, das schöne Zimmer, das er sich hat aufschwatzen lassen, und das erstklassige Billard lassen ihn kalt, aber die Lage des Hotels und sein Park haben es ihm angetan. Zwar heißt es immer noch, die Kräfte weise einteilen; „jeder Spaziergang zerfällt in zwei ungleiche Hälften; die kleinere wird für das Gehen, die größere für das Ausruhen verwendet; insofern könnte man es eher Spazierensitzen nennen." Im folgenden August sucht Escher wieder das Bündnerland auf. In Vals-Platz fühlt er sich zuerst noch „recht nichtsnutzig und steif"; bald aber geht's besser, und voller Freude datiert er eine Postkarte von „700 Meter über Vals". Dann wird sogar der Piz Mundaun bestiegen, aber als darauf schlechtes Wetter eintritt, grollt Escher nicht. „Die Ruhe ist mir ganz angenehm. Ich habe mir nun die Hörnchen abgelaufen, weiß, wieviel ich ertragen kann und bis zu welchen Grenzen ich gehen darf, und mit dieser Erkenntnis ist gewissermaßen eine neue Periode, eine Periode der Beschaulichkeit und Behaglichkeit eingetreten." Ende August zieht er ins Tenigerbad hinüber. Begeistert schildert er das Somvix: den brausenden Fluß in schauerlicher Schlucht, die Tannenwälder, die prächtig grünen Maiensässen, die lachenden Alpen, darüber die steilen Felswände und im Hintergrunde, das Tal abschließend, die Schneeberge und Gletscher. Aber über die nachlässige Art der Bewirtschaftung von Alpen und Wäldern schreibt er sich in einen heillosen Zorn hinein und hält den Graubündnern einen ganzen Katalog von Nationaluntugenden vor. Die Unterkunft im Bad behagt ihm. Alles ist hier einfacher und auch billiger als am Gießbach. Die Haare hat er sich vom Schuhmacher in Surrhein scheren lassen; „die schönen Treppenabsätze, die in die kurzen Überreste hineingeschoren wurden, sehe ich selber nicht, und was andere zu ihnen sagen, kümmert mich nicht".

Im folgenden Frühling verbringt Escher seine Ferien im Zürcher Oberland, das er sehr liebte und auch als Ausflugsziel immer wieder aufsuchte und empfahl. Er hatte sich in einem Gasthaus in Gibswil einlogiert, wo die Wirtsleute zuerst gar nicht begreifen konnten, daß ein Herr Escher aus Zürich so wenig Ansprüche stelle, besonders ans Essen, und nicht auf dem „verrittenen Sofa" sitzen wolle. Mit Humor schildert er die in seinem Zimmer aufgestellte Bibliothek der Wirtin. Da gibt es Koch- und Haushaltungsbücher, Anleitungen zur Geflügelzucht und zur Kindererziehung, „und die väterliche Anrede an meine Tochter nach ihrer dereinstigen Trauung werde ich mir gleich morgen abschreiben; von mir selber könnte ich sie doch nicht so schön machen". Er läßt sich allerlei Schnurren

über verstorbene und lebende Originale der Gegend erzählen, wie über den bekannten Wohltäter Sch... in Fischenthal, dem gegenüber die Gemeinde beim Versteuern die Augen zugedrückt hatte, weil sie auf ein schönes Legat rechnete, das dann doch ausblieb, oder über den Fabrikanten Jakob Keller in Gibswil, der zwar ein guter Demokrat ist und seinen Arbeitern an seinem Namenstage auf dem Bachtel droben etwas Rechtes zu essen und zu trinken vorsetzt, aber doch den Abstand gewahrt wissen will und vorlaute Leute nicht übel abtrumpft. Offenen Auges streift Escher im Gebiet zwischen Hörnli und Schnebelhorn umher, plaudert mit den Bauern auf den einsamen Höfen und freut sich der vortrefflichen Milch, die man ihm bietet, und der schönen und — das Wort ist charakteristisch — lehrreichen Aussicht. Im August 1890 endlich entdeckt Escher den Ferienort, der ihm seither sein ganzes Leben lang der liebste geblieben ist: die Lenzerheide. Er trifft dort mit der ihm von Straßburg her bekannten Professorenfamilie Flückiger zusammen und siehe: er, der sonst die Kurgesellschaft meidet, der auf der Hinreise aus dem „verzürcherten" Churwalden geflohen ist, wird gesellig, spielt nach dem Nachtessen Schwarzpeter und arrangiert ein Schützenfest. Daneben geht er doch seine eigenen Wege. Die Gewohnheit freilich, schon gleich nach sechs Uhr morgens wenigstens ein kaltes Frühstück zu sich zu nehmen, um beizeiten aufbrechen zu können, scheint ihm das Hotelpersonal bald verleidet zu haben. Aber auch bei späterem Aufbruch reichte es zu schönen Vormittagstouren: Stätzerhorn, Crap la Pala, Alp Tcharmoin, Churer Joch usw. Die Nachmittage werden bei Lesen und Hindämmern in der Hängematte oder auf dem getreuen Plaid verbracht, der auf Reisen und Wanderungen seit der Knabenzeit eine wichtige Rolle spielt.

Aus den späteren Jahren haben wir nur gelegentliche Andeutungen über die Urlaube, deren Escher immer noch in ausgedehntem Maße bedurfte. Immerhin ging's nun mit raschen Schritten aufwärts. „Nach und nach, wenn auch langsam, wird ein Rädchen nach dem andern im Betriebe meiner Interessen und Beschäftigungen wieder eingesetzt; Schwankungen werden zwar noch oft eintreten; aber *eines* Gewinnes darf ich mich freuen, und der wird mich auch durch alle Anfechtungen hindurchführen: das ist Geduld und innere Ruhe, die mich seelisch wieder ins Gleichgewicht gebracht haben. Und so sind diese Zeiten nicht ohne Frucht geblieben."

Auf der Höhe der Kraft

1898—1917

Die Periode, die von den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts bis in die letzten Jahre des Weltkrieges sich erstreckt, war Eschers große Zeit. Zeit der Saat und einer verhältnismäßig rasch heranreifenden Ernte auf dem Gebiet des zürcherischen wie des allgemein schweizerischen Bibliothekswesens.

„Der Abschluß des Fortsetzungskataloges machte die Bahn frei für weitere wichtige Katalogunternehmungen." Soweit diese die Stadtbibliothek allein betrafen, war es

zunächst die Neuanlage des in der Bibliothek aufliegenden alphabetischen Bandkataloges, zu dem die gedruckten Kataloge von 1864 und 1896/97 das Titelmaterial lieferten. Ende 1900 konnte der erste, Ende Juni 1901 der zwölfte und letzte der umfangreichen Bände der Benützung übergeben werden; sie enthielten etwa 170000 Titel. Darauf wurde Hand an den Schlagwortkatalog gelegt. Wir erinnern uns, daß der Ruf nach einem Sachkatalog seit dem Jahre 1890 immer wieder erhoben worden war. Über die Form konnte man verschiedener Meinung sein. War noch das Programm des Bibliothekariates von 1890 und das Postulat Kollbrunner im Großen Stadtrat von 1896 von dem Gedanken an einen „Fachkatalog", das heißt einen systematischen Katalog, ausgegangen, so sprachen sich im Bericht von 1897 über die Katalogisierungsarbeiten der Stadtbibliothek die beiden Bibliothekare Escher und v. Wyß für den Schlagwortkatalog aus. Der Grund zu dieser Schwenkung war die Erkenntnis, daß bei der Ungleichmäßigkeit der Bestände der Stadtbibliothek, die sich im Laufe der Zeit immer mehr nach der Seite der historischen Wissenschaften verschoben hatten, der Ausbau einer Systematik eine ebenfalls höchst ungleichmäßige Sache würde; ferner die leichtere Eingliederung neuer Wissensgebiete, die größere Leichtigkeit der Umwandlung eines Schlagwortkataloges in einen systematischen Katalog, als umgekehrt, sofern sich je die Entscheidung als verfehlt erweisen sollte, dann die freilich bald als irrig erkannte Meinung, daß ein Schlagwortkatalog leichter anzulegen sei, als ein systematischer Katalog, und endlich und hauptsächlich die Rücksicht auf den Benutzerkreis der Stadtbibliothek, der sich nicht nur aus Gelehrten zusammensetzte, denen die Systematik der Wissenschaften geläufig war, sondern auch aus wissenschaftlich interessierten Angehörigen weiterer Kreise, die sich in einem Schlagwortkatalog eher zurechtfinden würden. Wie die Herstellung des alphabetischen Bandkataloges, so lag auch diejenige des Schlagwortkataloges in erster Linie in der Hand des zweiten Bibliothekars W. v. Wyß und ist durch die Aufstellung der für ihn maßgebenden, ad hoc aufgestellten Regeln für immer mit seinem Namen verbunden. Escher hat in seiner Geschichte der Stadtbibliothek bescheiden den Anschein erweckt, als habe er an dem Zustandekommen des wichtigen Werkes kein Verdienst. Wir wissen aber von Wyß selbst, daß Escher stets zusammen mit dem Kollegen sich in mühsamer Arbeit den Weg durch die neuartigen Probleme gebahnt hat.

Der letzte Punkt im internen Katalogisierungsprogramm der Stadtbibliothek war die Herstellung eines Handschriftenkataloges gewesen. Escher hatte sich bei seiner Anstellung Hoffnungen gemacht, gerade diese Arbeit zugeteilt zu erhalten, die seinen damaligen wissenschaftlichen Interessen am nächsten lag. Nun war sie es, die am längsten hinausgeschoben werden mußte; erst von 1907 an konnte sie durch Beizug von Dr. Ernst Gagliardi durchgeführt werden; die mittelalterlichen Bestände gar, zumeist liturgischen oder theologischen Inhaltes, mußten bis in die Zeiten der Zentralbibliothek zurückgelegt werden, wo sich dann für ihre Katalogisierung und die der entsprechenden Bestände der Kantonsbibliothek aus Zürcher Stifts- und Rheinauer Klosterbesitz Spezialisten in den beiden Benediktinern Dom Germain Morin und P. Cunibert Mohlberg fanden. Erst heute geht der Druck beider Katalogteile seinem Abschluß entgegen.

Nachdem die Katalogfortsetzung von 1896/97 den Titeldruck der Stadtbibliothek à jour gebracht und der Beschluß des Konvents die Herstellung des Schlagwortkataloges wenigstens gesichert hatte, konnte das Bibliothekariat der Stadtbibliothek sich den Aufgaben zuwenden, die über den Bereich der eigenen Anstalt hinausgingen. Es waren

dies in logischer Folge, von kleineren zu größeren Unternehmen fortschreitend: gemeinsame Zuwachsverzeichnisse, Zentralkatalog der zürcherischen Bibliotheken, Bibliotheksvereinigung.

Am einfachsten war das Problem der gemeinsamen Zuwachsverzeichnisse zu lösen. Die zur Teilnahme eingeladenen Bibliotheken, es waren ihrer elf, erklärten sich bereit, die Titel ihres Zuwachses vom Jahre 1897 an periodisch einzuliefern und an die Druckkosten im Verhältnis zu dem eingelieferten Material beizutragen. Eine kleine Kommission, bestehend aus den Leitern der Stadtbibliothek, der Kantonsbibliothek und der Bibliothek des Eidgenössischen Polytechnikums: Dr. Escher, E. Müller und Professor Rudio, sowie dem Präsidenten der Bibliothekskommission der Museumsgesellschaft, Professor Vetter, der übrigens auch dem Konvent der Stadtbibliothek angehörte, arbeitete eine den Regeln der Stadtbibliothek im wesentlichen entsprechende Katalogisierungsinstruktion aus; Anfang 1898 lieferten die Bibliotheken das Titelmaterial für 1897 an die Stadtbibliothek ab, die als Redaktionsstelle diente; die Verzeichnisse für 1897 und 1898 erschienen als Jahresbände; später ging man zur Halbjahrs- und Vierteljahrsheften über. Da in den Jahren 1900 bis 1904 auch die Kantonsbibliothek durch den Druck eines Supplementskataloges von 1859 bis 1898 die letzte wesentliche Lücke im Bereich des Katalogdruckes der zürcherischen Bibliotheken schloß, stand nunmehr das unumgänglich notwendige Material für die weitere Unternehmung, den „Zentralzettelkatalog der Bibliotheken der Stadt Zürich" bereit. Auf eine Eingabe Prof. Vetters lud die Erziehungsdirektion die für die Herausgabe der gemeinsamen Zuwachsverzeichnisse bereits bestehende Kommission ein, ein Expertengutachten abzugeben. Ein solches wurde im März 1898 eingereicht. Es sah die Beteiligung der sämtlichen öffentlichen und halböffentlichen, direkt oder wenigstens indirekt jedem wissenschaftlich interessierten Benutzer zugänglichen Bibliotheken vor, unter Einbezug zwar schönwissenschaftlich gerichteter, aber mit Abteilungen allgemein bildender Literatur ausgestatteter Institute. Handbibliotheken von Lehrinstituten sollten außer Betracht bleiben. Der Name des geplanten Kataloges hatte an sich die Möglichkeit eines alphabetischen Verfasser- oder eines Sachkataloges oder beider Formen offen gelassen. Tatsächlich hatte bei den Beratungen über den Sachkatalog der Stadtbibliothek im Jahre 1897 Professor Vetter als Konventsmitglied dessen Ausdehnung auf die übrigen Bibliotheken befürwortet. Inzwischen hatten aber schon die ersten Arbeiten für diesen Katalog gezeigt, daß in Zehntausenden von Fällen für die sachliche Einreihung auf die Werke selbst zurückgegriffen werden müsse, eine Arbeit, die im erweiterten Rahmen des Zentralkatalogs schlechterdings nicht geleistet werden konnte. Das Gutachten beschränkte sich deshalb darauf, die Herstellung eines gemeinsamen alphabetischen Verfasserkataloges zu empfehlen. Regierungsrat, Stadtrat und Eidgenössischer Schulrat, dieser als Oberbehörde des Polytechnikums und seiner Bibliothek, einigten sich denn bald über das gemeinsame Unternehmen, dessen Kosten mit je zwei Fünfteln von Kanton und Stadt Zürich, zu einem Fünftel vom Polytechnikum übernommen werden sollten; im gleichen Verhältnis setzte sich die Aufsichtskommission zusammen, deren Vorsitz Professor Vetter übernahm. Die Arbeit indessen fiel wiederum der Stadtbibliothek zu, in deren Räumen der Katalog auch aufgestellt und im Herbst 1901 zugänglich gemacht wurde. Escher erwuchs dadurch eine neue, dauernde Arbeitsbelastung; das seiner Aufgabe mit der Einreihung der Titel beschäftigte, nicht immer völlig genügende Hilfspersonal mußte kontrolliert werden;

gelegentlich war sogar ein strengeres Einschreiten des obersten Beamten gegen einen zu Allotria neigenden Mitarbeiter nötig, der auf den Titeln Glossen nicht allzu feiner Art anbrachte. 1916 ging der Zentralkatalog, der ja immer nur als Vorläufer der Zentralbibliothek gedacht war, an diese über, womit die Kommission sich auflöste.

An die Frage der Bibliothekvereinigung selbst heranzutreten war nun ebenfalls die Zeit gekommen. Schon der früher erwähnte Artikel Professor Blümners in der Neuen Zürcher Zeitung von 1885 hatte auch dieses Postulat aufgestellt, durch das der unzweckmäßigen und nur durch die politischen Gegensätze der Regenerationszeit erklärlichen Doppelspurigkeit im zürcherischen Bibliothekswesen ein Ende gemacht werden sollte. „Von da an ist der Ruf nach der Vereinigung der Bibliotheken nicht mehr verstummt." Das Ziel, ein neues, großes, zentrales Bibliotheksgebäude bestimmte das Ausmaß der Umbauten in der Stadtbibliothek; es wurde im Vorwort zum Neujahrsblatt dieser Anstalt für das Jahr 1896 vom Konventspräsidenten Dr. Conrad Escher offiziell ausgesprochen. Im Mai 1896 warf Professor Vetter in einem Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung den Gedanken in die Diskussion, die Kantonsbibliothek, von deren Leitung damals Oberbibliothekar Professor Fritzsche zurückgetreten war, und die Stadtbibliothek zunächst organisatorisch zu vereinigen, das heißt unter eine einheitliche Leitung zu bringen.

Escher hat die Entstehung der Zentralbibliothek im Neujahrsblatt dieser Anstalt auf das Jahr 1919 geschildert und ist im zweiten Teil seiner „Geschichte der Stadtbibliothek" wiederholt darauf zurückgekommen. Wir verzichten darauf, aus diesen beiden Darstellungen eine dritte zu machen, der wir aus eigener Erinnerung nichts Wesentliches beizufügen hätten, und ziehen es vor, die Schilderung Eschers aus seinen schon mehrfach zitierten Erinnerungen aus seinem letzten Lebensjahr wiederzugeben; sie bietet gewisse neue, nicht uninteressante Züge und Schattierungen.

„Nun (1897) war auch endlich der Zeitpunkt gekommen zu einem weiteren Schritt, und zwar bei den städtischen Behörden, um Reservierung eines Bauplatzes für ein neu zu errichtendes gemeinsames Bibliothekgebäude, wobei die offizielle Eingabe der Stadtbibliothek als Zone für ein solches das Gebiet zwischen Rämistraße, Hirschengraben und Limmat in Aussicht nahm, während es freilich auch andere Ansichten gab, die hiefür das Plateau der oberen Rämistraße und die Nähe der beiden Hochschulen zu bevorzugen wünschten. Als Antwort erfolgte aus dem Stadthaus zunächst eine Frage nach dem Raumbedarf, und so setzte sich die Geschäftsleitung der Stadtbibliothek mit der der Kantonsbibliothek und der drei kleineren Bibliotheken, der juristischen und der medizinisch-chirurgischen Bibliotheksgesellschaft, sowie der Naturforschenden Gesellschaft ins Einvernehmen, um ein solches Raumprogramm aufzustellen.

Leider gestatteten weder die kantonalen noch die städtischen Finanzen, dieses große Projekt sofort weiterzuführen. Wohl besprachen W. v. Wyß und ich die Frage von öffentlichen Sammlungen, wobei sich vor allem der Name von Professor Dr. Adolf Tobler-Blumer ergab, aber wir hielten dafür, daß die Stadtbibliothek ihre eigenen Arbeiten vorerst noch weiter vorwärts zu bringen habe, und unterließen es, den Schritt zu tun, den dann vier Jahre später, und zwar wahrscheinlich auf Anregung Professor Vetters, Professor Ferdinand Rudio unternahm und damit die ganze Angelegenheit auf ein neues Geleise brachte, denn während bis jetzt auch von offizieller Seite die Meinung geäußert worden war, die vorzusehende neue gemeinsame Bibliothek sollte eine

städtische Anstalt werden, in der die Stadt ihre Gegenleistung zum Unterhalt der kantonalen Universität zu leisten habe, kam nun die Initiative auf kantonalen Boden.

Unterm 1. August 1902 eröffnete nämlich Rudio der kantonalen Erziehungsdirektion, daß ein ungenannter Geber sich bereit erklärt habe, dem Kanton 200 000 Franken zur Verfügung zu stellen für ein gemeinsames Bibliotheksgebäude der Kantons-, der Stadt- und etlicher kleinerer Bibliotheken. Der nächste Schritt bestand darin, daß die kantonale Erziehungsdirektion den Kanton, die Stadt und die Behörden der betreffenden Bibliotheken zu einer Konferenz einlud, und diese Konferenz beschloß, sich mit Gesuchen um Beitragsleistungen an die weitere Öffentlichkeit zu wenden. Irgendwelche weiteren Fragen organisatorischer Art über die in diesem Gebäude unterzubringenden Sammlungen wurden weder von der Konferenz noch in den Werbezirkularen berührt. Lediglich machte ein Gutachten von Vetter und Rudio auf die Plätze der Terrasse der oberen Rämistraße aufmerksam, sowie auf die Liegenschaften des vom Kanton angekauften sogenannten Stockargutes, woraus sich ein neuer Gegensatz zur Stadtbibliothek ergab, die gemäß ihres ganzen Charakters sich dagegen sträubte, an den Hang des unteren Hirschengrabens hinaufzuziehen.

Im September 1903 wurden dann Kantonsbaumeister H. Fietz und der erste Bibliothekar (der Stadtbibliothek) auf die Reise zum Besuch einer Anzahl auswärtiger, speziell deutscher Bibliotheken gesandt. Angesichts des Umstandes, daß nun die Initiative vollständig an den Kanton übergegangen war, hätte ich am liebsten auf Teilnahme an dieser Reise verzichtet und sie einem der Herren Rudio oder Vetter übertragen. Jedoch schämte ich mich, derart die Flinte ins Korn zu werfen, reiste also mit einem Reisegenossen, mit dem ich noch keine nähere Berührung hatte, ab und hatte die Genugtuung, daß wir während einer dreiwöchigen Reise uns Tag um Tag besser verstanden, und daß eine intime Aussprache am letzten Nachmittag in Freiburg im Breisgau ergab, wie sehr Fietz meinen Gesichtspunkten beistimmte und die ganze Schenkung der 200 000 Franken an den Kanton als Gegenschlag gegen die Absichten der Stadtbibliothek gedacht war.

Inzwischen drängte der Kanton, und wer auf seiner Seite stand, zum Ankauf eines Bauplatzes, speziell der Stockar'schen Liegenschaft, und da diese immerhin nicht auf der Höhe der oberen Terrasse lag, sondern am Hang und demgemäß auch von unten ordentlich zugänglich war, sträubten sich auch die Vertreter von Stadt und Stadtbibliothek nicht mehr.

Um so mehr lag mir daran, endlich einmal die organischen Fragen zur Sprache zu bringen, da diese schließlich doch Hauptsachen bedeuten. Ich erhielt demgemäß den Auftrag, ein erstes Exposé darüber abzufassen. Sein Inhalt war kurz gesagt der: die Einheit des Raumes erfordert die Einheit der Verwaltung und die Einheit der Verwaltung die Einheit des Eigentums, letztere deshalb, weil sonst Schenkungen greuliche Unklarheiten zu ergeben vermöchten. Als Formen für eine einheitliche Verwaltung kamen lediglich Kondominium und Stiftung in Frage. Erstere erwies sich freilich als unzweckmäßig, weil sie bei schwierigen Fragen sofort zu der alten Tagsatzungspolitik und ihrem Hintersichbringen an den Auftraggeber geführt hätten. Auf den Gedanken einer Stiftung hatte mich bei einem Zusammentreffen auf einem Sonntagsspaziergang mein Vetter Stadtrat Heinrich Wyß gebracht, wobei ich freilich zuerst den Gedanken infolge juristischer Unkenntnis nicht erfaßte, beim Nachschlagen im privatrechtlichen Gesetzbuch

des Kantons Zürich zu Hause dann aber sofort in ihm die einzig zweckmäßige Lösung fand, die ich nachdrücklich vorschlug. Voraussetzung war freilich Gleichheit von Rechten und Pflichten zwischen den beiden vertragschließenden Parteien des Kantons und der Stadt, worüber ich mich zuvor mit Stadtpräsident Billeter ins Einvernehmen setzte und bei ihm Zustimmung fand. Eine weitere Voraussetzung war sodann auch die, daß die einzuwerfenden Sammlungen nicht gewertet würden, worüber ich mir ebenfalls die Zustimmung der Stadt um so mehr zu sichern hatte, als die Stadtbibliothek sowohl die größere, als namentlich auch die wertvollere Sammlung war. Das Exposé gelangte im Herbst 1904 zur Behandlung durch die Mitglieder der Konferenz, und es war mir ganz merkwürdig, zu erleben, wie von dem Zeitpunkt an sich absolut keine Diskussion über die von mir entwickelten Gesichtspunkte ergab und ein Widerstreit über die organischen Formen einfach nicht zur Geltung gelangte. Professor H. F. Hitzig und ich wurden beauftragt, auf Grund meines Exposés einen Stiftungsvertrag zu entwerfen. Im Frühjahr 1906 fügte ich ihm während eines Frühlingsaufenthaltes in Weesen besondere Erläuterungen bei; der Vertrag selber wurde dann aber zwei Jahre später nicht unzweckmäßigerweise durch den damaligen Erziehungsdirektor H. Ernst in zwei Teile geteilt: einen der beidseitigen Volksabstimmung zu unterwerfenden Vertrag und andererseits in lediglich durch die Regierungsinstanzen festzusetzende Statuten. Die Ungleichheit der einzuwerfenden Immobilien, einerseits Amthausplatz, andererseits Predigerchor, verursachten zuerst gewisse Schwierigkeiten, indem der Kanton erklärte, der Amthausplatz sei im städtischen Inventar nur zu 180000 Franken angesetzt, was für die Gegenleistung des Kantons maßgebend sei, während die Stadt erklärte, wenn sie ihn folgenden Tags als Bauplatz verkaufe, lasse sich leicht der vierfache Ertrag erlösen. Der Ausgleich wurde dann so gefunden, daß die Stadt den Amthausplatz einwarf, den sie zuerst von der Stiftung des bürgerlichen Nutzungsgutes zu erwerben hatte, der Kanton hingegen das zu Bibliothekszwecken umgebaute Chor. Freilich machte in Wirklichkeit der Kanton hiebei ein schlechtes Geschäft, insofern, als die Umwandlung zu Bibliothekszwecken dann gerade in die allerteuerste Nachkriegszeit fiel, woraus dem Kanton erheblich größere Auslagen erwuchsen, als vorgesehen war. Eine glückliche Lösung fand sich hinsichtlich der einzuwerfenden Fonds, von denen der Stadtbibliotheksfonds mehrfach größer war, als derjenige der Kantonsbibliothek. Die Lösung bestand einfach darin, daß bestimmt wurde, es solle derjenige der Kantonsbibliothek, durch die dieser jeweilen zufallenden Gebühren aus dem Hochschulbetrieb bis zur Höhe des Stadtbibliotheksfonds geäufnet werden, worauf dann der Kanton von jenem Zeitpunkt an anderweitig über die betreffenden Einnahmen verfügen könne. Die verschiedenen Plätze für den Bibliotheksbau mußten natürlich auch der regierungsrätlichen Kommission für die Hochschulbauten vorgelegt werden. Und da ergab sich nun merkwürdigerweise, daß gerade die beiden Plätze, die von kantonaler Seite in den Vordergrund gestellt wurden, außer Betracht fielen. Der oberste, zwischen Rämistraße und Schöntalgasse, weil er für den Zugang zur neuen Hochschule offengehalten werden mußte, und die Stockar'sche Liegenschaft, weil dort das Gebäude zu nahe an das Biologische Institut gekommen wäre. So kam nun auch die kantonale Kommission auf den Amthausplatz zurück und der Regierungsrat stimmte ihr bei. Freilich konnten sich damit etliche Gegner des Amthausplatzes nicht befreunden, indem sie immer wieder dessen Lärmigkeit und dessen Gewühl spielender Kinder hervorhoben und deshalb die Liegenschaft zur Magneta, Ecke Platten-

straße-Gloriastraße, vorschlugen. Es war beabsichtigt, von Tobler zuhanden des Senates der Universität eine bestimmte Erklärung, daß er gegen den Amthausplatz sei, einzuholen. Aber glücklicherweise hatte er sich von mir, der ich seit 1905 in engem freundschaftlichem Verhältnis zu ihm stand, von der Gegnerschaft gegen den Amthausplatz abbringen lassen, weil ich immer wieder darauf hinwies, wie sich die Zentren größerer Städte entvölkerten und wie bereits das damals schon bestehende Rudolf-Mosse-Haus einen Anfang dieser Entvölkerung bedeute." Wie dann Escher, als von Professor Tobler die erwähnte Erklärung für die Magneta-Liegenschaft binnen kürzester Frist verlangt wurde, ihm durch eine unschuldige List eine abmahnende Botschaft indirekt zukommen ließ, die einen unter diesen Umständen untunlichen persönlichen Besuch oder ein eigenhändig adressiertes und daher Verdacht erregendes Schreiben ersetzte, und wie Tobler dadurch zur endgültigen Stellungnahme für den Amthausplatz sich entschied, das hat Escher gelegentlich auch mit Humor erzählt.

„Aber noch viel wirksamer unterstützte mich Tobler durch sein Versprechen, mir zuhanden des Baufonds der Zentralbibliothek einen weiteren Beitrag von 200000 Franken zu übergeben, wenn es mir gelinge, dazu noch weitere 100000 Franken von anderer Seite zusammenzubringen. Das war für mich natürlich ein mächtiger Ansporn zu neuen Bittgängen, die schließlich zu dem gewünschten Ergebnis führten.

Über all diesen Verhandlungen wegen der Platzfrage war indessen so viel Zeit verstrichen, daß die Bibliotheksfrage nicht mehr mit der nötigen Abstimmung über die Hochschulbauten verbunden werden konnte. Und da für deren glückliche Durchführung wegen eines notwendig gewordenen Nachtragskredites große Anstrengungen nötig geworden waren, mußte die Bibliotheksfrage entsprechend verschoben werden. Im Jahre 1909 einigten sich endlich Regierungsrat und Stadtrat auf den Amthausplatz, und der Kantonsbaumeister konnte sich hinter die nötigen Detailpläne setzen. Immerhin verflossen noch weitere vier Jahre, bis endlich im Jahre 1913 die Vorlage vor die beidseitigen Parlamente gelangte. Vetter gehörte als Mitglied des Kantonsrates der kantonsrätlichen Kommission an und sprach sich in dieser nachdrücklich in negativem Sinne aus. Glücklicherweise lagen aber die Verhältnisse doch so klar, daß sowohl stadträtliche wie kantonsrätliche Kommission nach Besuchen der beiden überfüllten Bibliotheksgebäude, der Kantonsbibliothek wie der Stadtbibliothek, sich einverstanden erklärten, wobei namentlich auch ein Gutachten des Hygienikers Silberschmidt über die mißlichen Verhältnisse Eindruck machte."

Es folgte nun eine für Escher recht strenge Zeit, da es galt, die Öffentlichkeit durch Vorträge und Zeitungsartikel über die Vorlage zu orientieren. Es bedeutete keine Erleichterung dieser Aufgabe, daß Escher gleichzeitig gegen Gegner im bibliothekarischen Lager zu kämpfen hatte, die ihre Opposition gegen den gewählten Bauplatz nun auf Einzelheiten des Projektes, wie die natürlichen Beleuchtungsquellen des Lesesaales, übertrugen. Immerhin — und das hat auch Escher anerkannt — schwieg diese Opposition vor der maßgebenden Abstimmung im Kantonsrat.

„Die auf die beiden Abstimmungen vom 1. März (Stadt) und 28. Juni (Kanton) 1914 folgenden Jahre waren begreiflicherweise für mich sehr streng. Freilich erschrack ich, als ich am letztern Tage auf der Direktion des Innern schon am Nachmittag nach dem Abstimmungsergebnis mich erkundigte und dort die Antwort erhielt: ‚Ihnen ist es gut gegangen; aber kennen Sie schon die weitere Nachricht?', und auf meine Verneinung

die Kunde von Sarajevo hörte. Das konnte nach weitverbreiteter Ansicht doch nichts anderes bedeuten als einen europäischen Krieg und die Hinausschiebung des ganzen Bibliotheksbaues auf unbestimmte Zeit. Aber glücklicherweise stellte sich nach der allgemeinen Mobilisierung schon im November die Notwendigkeit heraus, durch Bauten Arbeit zu beschaffen, und so wurde denn nicht nur die vorgesehene aus kantonalen und städtischen Vertretern bestehende Kommission bestellt, in der ich als Aktuar Sitz ohne Stimme erhielt, sondern das kantonale Hochbauamt auch mit den Vorbereitungen für die Ausführung des Baues betraut. So galt es nun, neben den Arbeiten in der Stadtbibliothek, sich nicht nur für den Kantonsbaumeister stets zur Verfügung über alle Fragen baulicher Art zu halten, sondern auch die Fragen organisatorischer Art vorzubereiten. Die Arbeiten am Bau begannen im Januar 1915; Dezember 1915 fand im Weißen Wind ein Aufrichtemahl statt. Die gedrückten Preise der ersten Jahre des Weltkrieges hatten ermöglicht, vom Bau mehr auszuführen als vorgesehen war und auch den Ostflügel an der Chorgasse, von dem nur drei Geschosse hätten erstellt werden sollen, bis zum Dachfirst emporzubauen. Freilich brachten dann die späteren Jahre des Weltkrieges für die innere Ausstattung erhöhte Kosten."

Auf 1. Januar 1916 trat die Stiftung ins Leben und wurde Escher als Direktor der neuen Anstalt gewählt. Auf die Vollendung des Gebäudes folgte im Frühjahr 1917 der durch ihn von langer Hand durch Abmessungen der Bücherbestände der zu vereinigenden Bibliotheken nach Brettmetern und Maximalhöhen, durch Transportproben u. a. sorgfältig vorbereitete Umzug, der in zwei Etappen durchgeführt wurde, indem zunächst die im Helmhaus und Wasserkirche befindlichen Sammlungen in den Neubau überführt wurden und hernach der Predigerchor (Kantonsbibliothek, juristische und medizinische Bibliothek) entleert wurde. Escher hatte sein Hauptquartier im Helmhaus. Dort, wie im neuen Gebäude, wurde von sieben bis zwölf und eineinhalb bis sechs Uhr angestrengt und exakt gearbeitet. Zwischenhinein aber gab es Znüni- und z'Vieripausen, in denen das weibliche Personal die hungrigen und durstigen männlichen Kollegen, die sich hier wie bei der Arbeit vom Bibliothekar bis zum Bücherkistenträger kameradschaftlich zusammenfanden, mit Brot, Käse und Most bewirtete. Escher, frohgelaunt über den guten Fortgang der Arbeit, saß mitten unter ihnen. Abends hielt er dann Rapport ab und gab die Befehle für den folgenden Tag aus. Nur einen Monat, die letzten Vorbereitungsarbeiten im Helmhaus und die Einrichtung der Verwaltung im Neubau inbegriffen, dauerte der Umzug, davon zehneinhalb Tage der Transport der Sammlungen. Die Dislokation der Bestände im Predigerchor konnte später in gemächlicherem Tempo geschehen. „Die Genugtuung war groß, als am 27. April 1917 Behörden und Geber zur Besichtigung eingeladen werden konnten, am 28. April nachmittags der Hochschulverein seine Hauptversammlung im Lesesaal abhalten und am Montag, 2. Mai, der Betrieb in dem neuen Gebäude eröffnet werden konnte." Die Einweihungsfeier in engerem Kreise wurde mit Eschers 60. Geburtstagsfest im Spätsommer verbunden, wobei dem Jubilar als Festschrift ein Band mit Reproduktionen von Zeichnungen zürcherischer Kirchen und Burgen von Ludwig Schultheß aus den Vierzigerjahren des 19. Jahrhunderts überreicht wurde. Gleichzeitig ehrte ihn die theologische Fakultät durch die Verleihung ihres Doktortitels.

*

Allmählig erwachte auch wieder in Escher die Lust zu historischen Arbeiten. Sie bewegten sich im Kreise der Studien, die ihn in seinen Universitäts- und ersten Bibliotheksjahren beschäftigt hatten, galten also dem Zeitalter der italienischen Kriege und der Reformation. Zunächst schrieb er 1891 für den 33. Band der Allgemeinen deutschen Biographie die Lebensskizze des Kardinals Matthäus Schiner. Dann verteidigte er gegen Joh. Strickler seine Ansicht über die zeitliche Ansetzung des Planes Zwinglis über ein Bündnis mit den süddeutschen Städten. 1896 erschien im 21. Band des Jahrbuches für schweizerische Geschichte als erste größere Arbeit die schon zehn Jahre zuvor ausgearbeitete Darstellung des Verrates der Eidgenossen an Herzog Ludwig Maria Sforza zu Novara im Jahre 1500. „Die Arbeit gab mir noch recht viel zu tun, da sie sich noch im letzten Moment streckte ... Ob eine Fortsetzung erfolgt, erscheint mir ungewisser als je." Escher hat tatsächlich diese Studien nicht weiter verfolgt, sondern sein Material zwar nicht, wie er einmal halb im Scherz in Aussicht stellte, „bei Lebzeiten dem Meistbietenden überlassen", sondern es den jüngeren Händen E. Gagliardis übergeben, der es in seinen Arbeiten über „Novara und Dijon" und über den „Anteil der Schweizer an den italienischen Kriegen" benützen konnte. In den Neujahrsblättern der Feuerwerker-Gesellschaft auf die Jahre 1905 bis 1907 schrieb Escher die Geschichte des Schweizer Fußvolkes im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts. Es war eine Art Ersatzleistung für die Geschichte der Mailänderkriege, die für dieselben Auftraggeber zu schreiben ihn die Krankheit verhindert hatte. „Eigentlich ist's eine Frechheit von mir, das Thema ohne jahrelange Detailarbeit angepackt zu haben." Kleinere Arbeiten liefen nebenher: über Lavater und die Bücherzensur, über ein Verzeichnis der Wirtshäuser der zürcherischen Landschaft aus dem Jahre 1530. Mit der Herausgabe der Aufzeichnungen des Seckelmeisters Hans Caspar Hirzel über seine Deportation durch die helvetische Regierung nach Basel im Jahre 1799 begann er seine Studien über die Schicksale dieses seines zu Eingang dieser Darstellung bereits genannten Urgroßvaters, dem er später die beiden Neujahrsblätter der Stadtbibliothek auf die Jahre 1908 und 1909 widmete.

Diese letztgenannten Arbeiten gehören schon ebensosehr dem biographischen Gebiete an wie dem der politischen Geschichte. Escher hat aber nicht nur Männern vergangener Zeiten beachtenswerte Denkmale gesetzt, vielmehr hat ihn seine Einfühlungsgabe und sein Blick für das Wesentliche zu der viel schwierigeren Aufgabe befähigt, Leben und Wirken von Zeitgenossen mit Hingabe an den Stoff und doch sachlich zu schildern. So verdanken wir ihm die Würdigung des Historikers und Präsidenten des Stadtbibliothekkonventes Professor Georg v. Wyß, der zuerst in der Züricher Post erschien und hernach zusammen mit einem Nekrolog aus der Feder Paul Schweizers separat herausgegeben wurde. Eschers Skizze sollte ursprünglich nur Material für einen Artikel sein, den Professor O. Markwart zu schreiben gehabt hätte. „Da gab ihn der, wie er war, in die Druckerei. Mir war's im Anfang sehr unangenehm; dann mußte ich gute Miene zum bösen Spiel machen, und schließlich kann ich mir sagen, wenn ich mich auf das Urteil der näher und ferner stehenden Kreise besinne: es hätte noch verflüchter ausfallen können." Auch dem Nachfolger Georgs v. Wyß im Präsidium des Konventes, Dr. Conrad Escher-Ziegler, dann dem Freunde Wilhelm v. Wyß, dem großen Gönner und Mitbegründer der Zentralbibliothek Adolf Tobler, seinem Lehrer Gerold Meyer von Knonau und dem älteren Kollegen auf dem Felde historischer Forschung, Hermann Wartmann,

hat Escher, um dies hier vorauszunehmen, biographische Denkmale gesetzt. Stets wußte er die Würdigung der Leistungen der Dargestellten für das öffentliche Leben und für die Wissenschaft in ausgezeichneter Weise mit der Schilderung der Persönlichkeit zu verbinden und auch eigenwilligen Charakteren, wie es Wartmann war, gerecht zu werden. Mit dem Einspringen für den an der Vollendung seiner Arbeit über diesen Mann durch den Tod verhinderten Biographen wollte Escher noch am Ende seines Lebens die innere Verbundenheit mit der Heimat seiner Mutter bekunden.

Den lebhaften historischen Interessen Eschers entsprang auch seine Mitarbeit am Zürcher Taschenbuch. Er hat, wie alles, was er in die Hand nahm, auch diese Aufgabe nicht leicht genommen. Öfters hören wir in den Briefen, die er den an geschichtsbeflissene Freunde in Basel und Bern gesandten Exemplaren beilegte, Stoßseufzer über die Last der Redaktionstätigkeit und die Versicherung, der vorliegende Jahrgang sei nun aber auch ganz gewiß der letzte, der unter seiner Leitung erscheine. Er hat schließlich die 1883 übernommene Redaktionstätigkeit dann doch bis 1912 weitergeführt, hernach der Redaktionskommission als eifriges Mitglied angehört, 1933 sogar noch den Vorsitz angenommen und selbst mehrere Artikel für das Taschenbuch geschrieben.

Aus der Beschäftigung Eschers mit der Geschichte der Zürcher Reformation und aus der Tatsache, daß die Stadtbibliothek die Hüterin vieler Erinnerungsgegenstände an Zwingli war, erwuchs die Tätigkeit ihres ersten Beamten in dem 1897 gegründeten Zwingliverein. Escher wurde sofort in den Vorstand berufen, im folgenden Jahre übernahm er das Aktuariat und 1923, nach dem Rücktritt Meyer von Knonaus, die Leitung. Dr. Helen Wild, in der Festschrift des Zwinglivereins zu Eschers 70. Geburtstag 1927, und der Freund und langjährige Mitarbeiter, Professor Walther Köhler, in seinem Nachruf im ersten Heft der „Zwingliana" von 1938, haben Eschers Verdienste um den Verein so gewürdigt, daß wir nur das dort Gesagte zusammenfassen können. Der Zweck des Zwinglivereins war die Pflege von Zwinglis Andenken und zwar zunächst durch Herausgabe einer Zeitschrift, der „Zwingliana", und durch die Unterstützung des kleinen, seit 1894 in der Stadtbibliothek befindlichen Museums. Dazu traten im Laufe der Jahre weitere Aufgaben, vor allem die Neuausgabe von Zwinglis Schriften im Rahmen des Corpus Reformatorum, deren erster Band 1905 erschien, dann die Sammlung des Bullingerschen Briefwechsels, das Bullingerdenkmal und anderes. Escher hat auch hier seine außergewöhnliche Veranlagung in der Verbindung von organisatorischer und wissenschaftlicher Arbeit bewiesen. Auf der einen Seite hat er für die „Zwingliana" eine große Reihe von Beiträgen, meist kleinere Aufsätze, geschrieben, anderseits war er die treibende Kraft bei den verschiedenen Unternehmungen des Vereins. Zusammen mit Georg Finsler und, nach dessen Tod im Jahre 1920, sozusagen mit seiner Tatkraft allein, hat er die während des Krieges ins Stocken geratene Ausgabe der Werke Zwinglis wieder in Gang gebracht. Das Jahr 1919 brachte die große Zwingli-Gedächtnisausstellung in der Zentralbibliothek, für die Escher die Initiative ergriff und für deren Aufbau er die mühsame Vorarbeit besorgte. Gleichzeitig erschien das prächtig ausgestattete Zwingli-Gedenkwerk. Wenn er darüber an G. Tobler schrieb: „Es hat mir viel zu tun gegeben und seine Menschlichkeiten sind mir genau bekannt. Aber ich freue mich doch der Mitwirkung daran", so hat er damit in gewohnter Bescheidenheit seinen Anteil am Gelingen des Werkes verkleinert. Köhler hat das richtige Wort gefunden, wenn er sagt, daß Escher nicht ein beliebiger Mitarbeiter, sondern die „geheime

Seele" dieses literarischen Denkmals des Jubiläumsjahres von 1919 gewesen ist. Die Sorge um die würdige Erhaltung des Geburtshauses Zwinglis in Wildhaus führte ihn im Herbst 1919 nach Wildhaus. „(Ich) wandle auf Zwinglis Pfaden und sehe mir seine Heimat an — zum erstenmal in meinem Leben aus der Nähe. Es ist eine freundliche, wohnliche, offene und ansprechende Gebirgswelt." Nebenher ging die oft zu weitausholenden Untersuchungen nötigende Erteilung von Auskünften über vorhandenes oder an anderen Stellen zu vermutendes Material für die Reformationsforschung. Gerade hier hat Escher die von ihm gerne zitierten Tantalusqualen empfunden, wenn die übergroße Fülle der täglichen Berufsarbeit ihn hinderte, sich tiefer in Fragen zu versenken, die sich ihm stellten, den Faden zu verfolgen, dessen Anfang ihm ein Zufall in die Hände gab. So ist, wie Köhler mitteilt, allerdings die Anregung zu der Untersuchung von Ernst Nagel über das Verhältnis der Coverdalebibel zur Zürcherbibel von Escher ausgegangen. Aber gar zu gern hätte er sie selbst angestellt. Das der Zentralbibliothek gehörende Exemplar jener seltenen englischen Bibelausgabe hat jahrelang in seinem Arbeitszimmer gelegen, und immer wieder hat er es zur Hand genommen: „Dahinter müßte ich nun auch einmal gehen", und es wieder weggelegt mit einem kleinen Seufzer: „Aber es wird's wohl doch ein anderer machen müssen." Mit Freude erfüllte es ihn, als es gelang, den Zwingliverein auf eine allgemein schweizerische Basis zu stellen, damit er seinen Aufgaben besser entsprechen könne. Was er noch bis in seine letzten Tage für ihn geleistet hat, das soll später berichtet werden.

*

Neben der Tätigkeit für die wissenschaftlichen Bibliotheken Zürichs hat Escher seine wiederkehrende Kraft auch in den Dienst des Volksbüchereigedankens gestellt. Die Gemeindeordnung des vergrößerten Zürich von 1893 hatte die Errichtung von Lesesälen und einer öffentlichen Volksbibliothek als Aufgabe der Stadt erklärt, und diese Aufgabe wurde von ihr unter angemessener Beitragsleistung der 1895 gegründeten Pestalozzi-Gesellschaft übertragen. Den Vorsitz der Gesellschaft übernahm zuerst Stadtrat Grob, bald darauf Erziehungssekretär Dr. Fritz Zollinger; Escher fiel die Leitung der Bibliotheksunternehmung zu, die allerdings mit dem Lesesaalbetrieb nicht vereinigt wurde, eine Trennung, die Escher stets als unzweckmäßig empfand und die erst 1932 aufgehoben werden konnte. Zunächst war aus den Beständen verschiedener kleiner gemeinnütziger Lese-Institute eine zentrale Bücherei zu bilden, an deren Seite bald auch drei, später bis zwölf Filialen traten. Escher hatte sich nun in die Verwaltungs- und Betriebsaufgaben der Volksbücherei einzuarbeiten. Er lehnte sich dabei an deutsche Erfahrungen und Vorbilder an; besonders Ladewig und die Einrichtungen der Krupp'schen Bücherhalle in Essen, dann namentlich Ackerknecht in Stettin, waren für ihn wegleitend. Daneben hat er sich für die Methoden und Grundsätze des Bildungsbibliothekswesens in England und Amerika, in den skandinavischen Staaten, in Belgien und in der Tschechoslovakei stark interessiert.

Auch bei der Pestalozzi-Bibliothek trat die organisatorische Seite in Eschers Wirken stark hervor. Die literarische lag ihm weniger. Wohl kannte und schätzte er neben den deutschen Klassikern die großen Schweizer Dichter, aber die neuere schöne Literatur hat er nur ausnahmsweise durch eigene Lektüre verfolgt. Sein Tagewerk war durch die Berufsarbeit so sehr ausgefüllt, daß dazu keine Zeit blieb, und das Lesen

nachts im Bett, wo vielbeschäftigte Bibliothekare diesen Teil ihres Pensums zu erledigen pflegen, hat er, der oft Schlaflose, mit größter Energie abgelehnt. Als Ferienlektüre aber wurden entweder Bibliotheksakten oder dann historische und biographische Werke in den Koffer gepackt, keine Romane. Er hat ja auch so noch je und je geseufzt, der Bibliothekar komme zum Lesen nur des kleinsten Teiles dessen, was er eigentlich lesen müßte, geschweige denn dessen, was er gerne lesen möchte; „er gleicht dem Tantalus oder dem Ochsen, dem, entgegen der Vorschrift des Alten Testaments, beim Dreschen das Maul eben doch verbunden ist". Vollends zur fremdsprachigen Belletristik waren Eschers Beziehungen nur zufällig. Er hat selbst bedauert, daß ihm nie ein längerer Aufenthalt außerhalb des deutschen Sprachgebietes vergönnt war, hat zwar Französisch natürlich geläufig gelesen und etwas weniger geläufig gesprochen und seine Kenntnisse des Englischen vor seiner Amerikafahrt in kürzester Zeit mit solchem Erfolg aufgefrischt, daß er drüben schon am zweiten Tag nach seiner Ankunft im Kreise von Fachgenossen eine kurze englische Ansprache aus dem Stegreif halten konnte. Auch in italienischer Sprache wußte er sich wohl zu verständigen. Aber die neuere Literatur dieser Völker blieb ihm doch im allgemeinen fremd. Ich erinnere mich, wie er sich ausnahmsweise einmal durch einen französischen Roman, dessen Aufnahme in die Bibliothek umstritten war, gewissenhaft, aber, wie er selbst sagte, mit innerlichem Stöhnen durchgearbeitet hat. So war Escher in dieser einen Beziehung, in der Bücherauswahl, auf seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen stärker angewiesen als auf irgend einem andern Gebiete. Dafür durften sich diese auch recht selbständig bewegen, denn auch hier galt Eschers Grundsatz, daß es zwar keine Freiheit ohne Verantwortung, aber auch keine Verantwortung ohne Freiheit gebe. Trat man mit Vorschlägen zur Anschaffung von Büchern an ihn heran, so stimmte er begründetem Urteil zu, selbst wenn ihm das Werk wenig sagte oder ihn gar nicht ansprach. Vergegenwärtigt man sich, daß Escher vierzig Jahre lang an der Spitze der Pestalozzi-Bibliothek gestanden hat in einer Zeit, da sich die Anschauungen über Erwachsenenbildung so von Grund auf geändert haben wie kaum je zuvor, stellt man sich ferner vor Augen, etwa an Hand der Kataloge, wie sich der Bücherbestand gewandelt hat, von einer sehr zufällig entstandenen Bibliothek ohne literarische Prätensionen für brave, einfache, von irgendwelchen Problemen unbeschwerte Leute bis zur heutigen Musterbücherei, in die jedes einzelne Werk nur auf Grund sorgfältiger Prüfung eingestellt wird und die auch dem anspruchsvollen Leser immer wieder Neues bietet, so erkennt man auch hier die Weltoffenheit Eschers, der die Zeichen der Zeit verstand und in ihrem Sinne handelte. Wir werden sehen, wie er noch in hohen Jahren sein Wirken für die Pestalozzi-Gesellschaft krönen durfte.

*

Es ist bedeutsam, daß gerade der Zeitabschnitt, da Eschers Tätigkeit auf dem Gebiete zürcherischer Bibliothekspolitik am intensivsten war, auch diejenige ist, wo er teils durch die Entwicklung auf eidgenössischem Gebiet veranlaßt, teils aus eigenem Entschluß über Zürichs Grenzen hinausgriff. Es betraf dies die Fragen der Schweizerischen Landesbibliothek, des Schweizerischen Gesamtkataloges und die Gründung der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare.

Der Gedanke einer schweizerischen Landesbibliothek, der schon in der Zeit der Helvetik von dem Minister der Künste und Wissenschaften Ph. A. Stapfer erwogen

und bereits durch umfassende Erhebungen über Eigentumsverhältnisse und Bestand der bestehenden und säkularisierten Büchersammlungen zur Ausführung vorbereitet worden war, aber 1803 mit so vielen andern beachtenswerten Plänen zu Grabe getragen werden mußte, feierte im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts seine Auferstehung, indem Dr. F. Staub, der Begründer des Schweizerischen Idiotikons und während sechs Jahren Eschers Kollege an der Stadtbibliothek, ihn wieder aufnahm. 1892 machte ihn die Zentralkommission der Bibliographie der schweizerischen Landeskunde sich zu eigen. Nun hatte das Gesetz von 1891 über die Errichtung eines Landesmuseums, das die Bestimmung des Sitzes der neuen Anstalt dem Entscheid des eidgenössischen Parlamentes anheimstellte, einem Wettlauf der Städte mit den unvermeidlichen unschönen Nebenerscheinungen und, als Zürich als Siegerin das Ziel erreichte, eine nachhaltige Verstimmung in andern Kantonen hervorgerufen. Das mußte bei der Errichtung einer Landesbibliothek vermieden werden, indem ihr Sitz bereits im Gesetz bestimmt wurde. Zürich schied nach seinem Erfolg im Wettbewerb um das Landesmuseum von vornherein aus, wenn auch einzelne Mitglieder des Stadtbibliothekskonvents die Partie nicht ohne weiteres verloren geben wollten. Ebenso wußte sich Escher persönlich, trotz gegenteiliger Andeutungen von bernischer Seite in der Tagespresse, frei von Aspirationen auf die Leitung der neuen Anstalt. Er werde ablehnen, schreibt er einem Berner Freunde. Er sehe seinen Lebensgang „ganz geradlinig bis zum Finale" vor sich, und zwar in Zürich, wo er eine schöne Aufgabe, seine Verwandten und die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Tätigkeit neben seinem Amt habe. Auch die finanzielle Seite der Angelegenheit spiele für ihn, der sich zum endgültigen Verzicht auf die Gründung einer Familie entschlossen habe, keine Rolle. Der bundesrätliche Gesetzesentwurf wurde von einer bibliothekarischen Expertenkonferenz, der auch Escher angehörte, durchberaten, und dieser hielt seine eigene Bibliotheksbehörde auf dem Laufenden. Das Stadtbibliothekariat legte dem Konvent eine Anzahl von Thesen vor, auf Grund deren jener beschloß, es liege kein Anlaß vor, sich gegen die Gründung einer schweizerischen Landesbibliothek grundsätzlich auszusprechen, jedoch seien an das neue Institut eine Anzahl von Forderungen im allgemeinen Interesse zu stellen, wie die genaue Abgrenzung des Sammelgebietes, die Herausgabe gedruckter, periodischer Zuwachsverzeichnisse, die Ausdehnung des Leihverkehrs auf die ganze Schweiz, das Anrecht der kantonalen und städtischen Bibliotheken neben der Landesbibliothek auf Pflichtexemplare, falls solche durch ein zu erlassendes Gewerbegesetz eingeführt werden sollten, und endlich — hier erkennen wir deutlich die Hand Eschers — soll „die Bibliotheksverwaltung (der Landesbibliothek) in die Lage gesetzt werden, Aufgaben allgemeiner bibliothekarischer Art, deren Erledigung allen schweizerischen Bibliotheken und den weitesten Kreisen gleichmäßig zugute kommt, durchzuführen". Ebenso wird man zum guten Teil Eschers Einfluß die Aufnahme des Programmpunktes betreffend die Erstellung und Weiterführung eines Helvetica-Nachweisekataloges für die Drucke vor 1848 zuschreiben dürfen, der ihm ganz besonders am Herzen lag. „Mir scheint, die Landesbibliothek steht und fällt mit dem Beutezug. Leid täte mir dabei vor allem der Nachweisekatalog; denn von dem verspreche ich mir am meisten", schreibt er am 19. Februar 1894. Mit der 1894 von der Bundesversammlung angenommenen Fassung des Landesbibliotheksgesetzes konnten sich die Fachkreise zufrieden geben. Bern als Sitz einer neuen und selbständigen Anstalt war gegeben von dem Augenblicke an, wo die maßgebenden

Stellen betonten, daß jene nicht nur der Forschung, sondern auch den praktischen Bedürfnissen der Bundesverwaltung zu dienen habe. Durch die Beschränkung der Sammeltätigkeit der Landesbibliothek vorzugsweise auf die neu erscheinende schweizerische Literatur und für die ältere bis zurück zum Jahre 1848 wurde eine nicht zu verantwortende Doppelspurigkeit von vornherein ausgeschaltet. Freilich erwies sich die Wahl dieses politisch bedeutsamen, in der literarischen Produktion aber weniger einschneidenden Jahres als Grenzstein nicht als glücklich und für die Sammeltätigkeit der Bibliothek allzu einengend; die Revision des Landesbibliotheksgesetzes im Jahre 1911 schuf dann die Möglichkeit, auch ältere Literatur aufzunehmen.

Waren die Stadtbibliothek Zürich und ihr Leiter nicht in Versuchung gekommen, in der Angelegenheit der Landesbibliothek als Ganzes Bundeswasser auf die zürcherische Mühle zu leiten, so kostete dieser Verzicht in einer Teilfrage allerdings ein gutes Maß von Überwindung. Nach gut schweizerischer Art sollte Luzern dafür, daß ihm die Landesbibliothek entgangen war, entschädigt werden, indem seine Bürgerbibliothek offiziell als Sammelstelle für Helvetica vor 1848 bezeichnet und mit einer jährlichen Bundessubvention bedacht wurde. Dies deshalb, weil von den größeren und mittleren Bibliotheken der Schweiz dieses Institut die einzige reine Helveticabibliothek war und im unbestrittenen Rufe stand, daß seine Helveticabestände die reichsten im ganzen Lande seien. Auch Escher hatte an das Axiom geglaubt und in der Expertenkommission sich zugunsten von Luzern ausgesprochen. Nun aber stiegen ihm, wie er sagt, „durch Zufall", aber doch wohl im Zusammenhang mit den damaligen Katalogarbeiten der Stadtbibliothek, Zweifel an der Richtigkeit dieser Annahme auf. Genauere Erhebungen führten zu dem überraschenden Ergebnis, daß die Helveticabestände der Stadtbibliothek Zürich zahlenmäßig bis 1835 den Schätzen der Bürgerbibliothek Luzern überlegen seien, und daß erst mit diesem Jahre der Vorsprung Luzerns beginne. Gleichzeitig vernahm man, daß die zur Behandlung des Geschäftes gewählten Kommissionen des eidgenössischen Parlaments sich auf den Weg machten, um die hauptsächlichsten Bibliotheken der Schweiz zu besuchen. Sollte Zürich auf seine Helveticabestände pochend, die Frage mit allen unerfreulichen Folgen wieder aufrollen und die Bundessubvention für seine Stadtbibliothek beanspruchen? Oder sollte man schweigen, die irrige Ansicht über die Verteilung der Helveticabestände weiter wuchern lassen und sich bei Bekanntwerden des Sachverhaltes dem Vorwurf aussetzen, Zürichs Interessen nicht gewahrt zu haben? Manus manum lavat! Mit der ausdrücklichen Begründung, daß in der Landesmuseumsangelegenheit die Zentralschweiz Zürich unterstützt habe, entschloß sich der Stadtbibliothekskonvent zu einem Mittelweg: er verzichtete auf eine besondere Eingabe an die zuständigen Bundesorgane, ließ aber den Bericht des Bibliothekariates über die gemachten Erhebungen drucken und legte ihn in die Hände der zur Besichtigung eintreffenden eidgenössischen Kommissionen. Mochten sie daraus ihre Schlüsse ziehen oder nicht.

Escher ist seit jenen Tagen mit der Schweizerischen Landesbibliothek, ihren Aufgaben und Vorstehern in enger Verbindung geblieben und hat in seinen letzten Jahren noch Gelegenheit gehabt, sich an der Neuordnung der Luzerner Bibliotheksverhältnisse tatkräftig zu beteiligen. In dem Konflikt zwischen dem ersten Landesbibliothekar und der ihm übergeordneten Kommission und ihrem Präsidenten, der sich aus der unklaren Abgrenzung der beidseitigen Kompetenzen und aus der Verschiedenheit der Charaktere

und Arbeitsmethoden zwischen den beiden Männern erhob, konnte Escher freilich nur als Privatmann und Kollege zu vermitteln versuchen. Es lag ihm daran, den Bibliothekar zu halten; „die Landesbibliothek würde sehr viel verlieren, wenn er gehen sollte". Aber die Lage war hoffnungslos geworden; der Bibliothekar legte sein Amt nieder. Mit seinem Nachfolger verband Escher bald ein enges kollegiales Verhältnis, das sich nicht änderte, als Escher 1912 in die Schweizerische Bibliothekskommission, die Aufsichtsbehörde der Landesbibliothek, und 1918 zu ihrem Präsidenten gewählt wurde. Escher hat die theoretische Möglichkeit von Interessengegensätzen zwischen der Landesbibliothek und seiner eigenen Anstalt zugegeben, aber zugleich betont, daß sie unter Männern, die zu sachlicher Behandlung der Fragen und zur Verständigung bereit seien, nicht unlösbar seien. Praktisch haben sich wesentliche Gegensätze nie ergeben, und als im Jahre 1926 ein von Bern weggezogener deutscher Professor in einem rückblickenden Artikel im „Bund" in durchsichtigen Worten „einem andern Kanton" (nämlich Zürich), und damit implizite Escher als dem Vertreter dieses Kantons in der Schweizerischen Bibliothekskommission, Sabotage an gewissen von Berner Hochschulkreisen propagierten Bibliotheksvereinigungsplänen der Bundesstadt vorwarf, wodurch angeblich verhindert werden sollte, daß Bern die größte schweizerische Bücherei erhalte, da konnte der Angegriffene unter dem Beifall seiner Berner Kollegen den Anwurf mit gutem Gewissen von sich abwischen.

Ganz wesentlich war Eschers Anteil an der Schaffung des der Landesbibliothek angegliederten Schweizerischen Gesamtkataloges, der an die Stelle des aus dem revidierten Bibliotheksgesetz von 1911 herausgefallenen Helvetica-Nachweisekataloges treten sollte. Auf Eschers Anregung setzte Dr. Hans Barth in mühsamer Arbeit jenen Probeausschnitt aus gedruckten Katalogen von zunächst fünfzehn, dann, für die Bibliotheksabteilung der Landesausstellung von 1914, von fünfundfünfzig schweizerischen Bibliotheken zusammen, der die geringe Übereinstimmung der Bücherbestände der verschiedenen Anstalten und damit den Nutzen, ja die Notwendigkeit eines zentralen Nachweisekataloges schlagend bewies. Freilich fand der Gesamtkatalog dann im revidierten Bibliotheksgesetz doch keinen Platz, aber bei der günstigen Haltung des Bundesrates wie der Bundesversammlung war die Hoffnung begründet, den Plan auf andere Wege durch den Bund oder mit seiner Unterstützung auszuführen. Da setzte 1914 der Ausbruch des Weltkrieges alles in Frage, und ebensowenig war in den Nachkriegsjahren auf die erforderlichen Mittel zu rechnen. Und nun bewies Escher seine geistige Wendigkeit. Er war 1926 bereit, nicht nur auf den Gedanken des schweizerischen Zettel-Gesamtkataloges und eines damit verbundenen eigentlichen Auskunftsbureaus, sondern auch auf lokale Zuwachsverzeichnisse zu verzichten, um aus den dadurch freiwerdenden Mitteln schweizerische Gesamtzuwachsverzeichnisse nach dem Muster der schwedischen Bibliotheken herauszugeben. „Das Bessere ist der Feind des Guten. Das gilt auch für uns." Als aber im folgenden Jahre sich die Möglichkeit zeigte, durch anfängliche Beschränkung des aufzunehmenden Titelmaterials nun doch die finanzielle Grundlage für einen zentralen Zettelkatalog zu schaffen, da hat Escher ohne Zögern sein „schwedisches" Projekt zurückgezogen zugunsten desjenigen, das Direktor Godet von der Landesbibliothek vorschlug. Erkannte er doch auch in diesem Plan seinen Grundsatz, lieber zunächst ein enger gefaßtes Programm zu verwirklichen und seine Ausdehnung auf spätere Zeiten zurückzulegen, als von allem Anfang an zu viel unternehmen zu wollen. Escher hat die erfreuliche Entwicklung des Kataloges noch fast zehn Jahre lang verfolgen dürfen und

sich daran gefreut. Unter Beteiligung der meisten namhaften Bibliotheken der Schweiz und mit erträglichen finanziellen Aufwendungen ist an der Schweizerischen Landesbibliothek ein Katalog von heute anderthalb Millionen Titeln entstanden, der das wichtigste Hilfsmittel des Literaturnachweises in unserem Lande geworden ist und dessen Bedeutung mit jedem Jahre steigt.

Der föderalistische Aufbau unseres Staates bringt es mit sich, daß von zentraler Stelle aus weder das schweizerische Bibliothekswesen geordnet und geleitet noch für die Heranbildung des bibliothekarischen Nachwuchses gesorgt werden kann. Selbst die schon erwähnte Schweizerische Bibliothekskommission ist bis heute die Aufsichtsbehörde nur der Landesbibliothek geblieben. Wohl sollten und konnten dieser gelegentlich von Amtes wegen Aufgaben zugeteilt werden, die das Bibliothekswesen des ganzen Landes interessierten, aber die kantonalen, kommunalen, privaten Bibliotheken, die sich daran zu beteiligen hatten, ließen sich von Bern eben nicht befehlen, sondern nur zu freiwilliger Mitarbeit einladen. Diese Zusammenarbeit sicherzustellen, die so mannigfachen bibliothekarischen Kräfte des Landes auf dem Boden einer von beruflicher Einsicht getragenen Freiwilligkeit zusammenzufassen zu Unternehmungen, die der Bund nicht oder nicht allein durchzuführen in der Lage war, dazu sollte die Vereinigung schweizerischer Bibliothekare dienen. Die Initiative ging von Oberbibliothekar Carl Christoph Bernoulli in Basel, Landesbibliothekar Johannes Bernoulli in Bern und Escher aus; einundzwanzig weitere Kollegen erklärten ihre Zustimmung zur Gründung dieses Berufsverbandes, der der erste auf dem europäischen Kontinent war. Escher referierte in einer Versammlung in Basel am 30. Mai 1897 über die Ziele der Vereinigung: Studium aller die Bibliotheken berührenden Fragen, Vertretung ihrer allgemeinen Interessen, Ausführung gemeinsamer bibliothekarischer Aufgaben. Dagegen wurde die syndikalistische Vertretung der persönlichen Interessen der Mitglieder abgelehnt in der richtigen Erkenntnis, daß eine solche Tätigkeit bei den sehr verschiedenen Amts- und Anstellungsverhältnissen von vornherein aussichtslos erscheine. Allerdings hatte sich die Vereinigung, von konkreten Fällen ausgehend, in der Folge gelegentlich auch für das Ansehen des Bibliothekarstandes gegenüber Behörden einzusetzen. Hinsichtlich des Mitgliederkreises machten sich von Anfang an zwei verschiedene Auffassungen geltend. Die beiden Bernoulli leiteten aus dem Grundsatz, daß die Vereinigung die Interessen der Bibliotheken, nicht der Bibliothekare, zu vertreten habe, die Ansicht ab, es sollten nur deren Leiter aufgenommen werden, während Escher die demokratische Richtung vertrat und darauf hinwies, daß zum Beispiel der zweite Beamte einer größeren Bibliothek für die vorkommenden Fragen wohl größeres Verständnis habe als die Leiter von kleinen und kleinsten Bibliotheken. Im Verlaufe siegte die von Escher vertretene weitherzige Tendenz; die Türen wurden immer mehr geöffnet, was den Verhandlungen an den Generalversammlungen keinen Eintrag tat und das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärkte. Fragen, die die Verhältnisse der einzelnen Bibliotheken berührt hätten, traten durchaus hinter solchen allgemeiner Art zurück, so daß sich ein Anlaß zu der befürchteten Divergenz der Ansichten zwischen Bibliotheksleitern und Subalternbeamten über interne Dinge kaum je ergab.

Die konstituierende Versammlung fand im November 1897 in Baden statt. Als Präsidenten schlug Escher, da auch in dieser Angelegenheit auf die frische Wunde des Landesmuseumshandels Rücksicht zu nehmen war, den Basler Carl Christoph Bernoulli vor, Johann Bernoulli wurde Aktuar; Escher übernahm das Quästorat.

Erst 1910 ließ er sich bereitfinden, den Vorsitz zu übernehmen; er führte ihn bis 1919, wo er dann wieder zur Verwaltung der Finanzen hinüberwechselte. „Freilich blieb die Hauptarbeit an mir hängen", schreibt Escher über die Gründungsjahre. Er war die Seele und treibende Kraft, wie Direktor F. Gardy in seinem Rückblick auf die ersten fünfundzwanzig Jahre der Vereinigung gesagt hat. Sein Amtsvorgänger, Théophile Dufour, hat das etwas massiver ausgedrückt, als er Escher in den Anfangsjahren der Vereinigung am Schluß einer Versammlung das Kompliment machte: Dites-donc, M. Escher, vous êtes le seul qui travaille dans cette société. Tatsächlich finden wir seinen Namen an hervorragender, vielfach leitender und entscheidender Stelle bei allen Unternehmungen der Vereinigung. Seinen Anteil am Zustandekommen des schweizerischen Gesamtkataloges haben wir erwähnt, das große Werk der Schweizerischen Volksbibliothek, dem die Vereinigung schweizerischer Bibliothekare zu Gevatter gestanden hat, wird noch zu nennen sein. Daneben waren es die Aufstellung von Katalogisierungsregeln für den Gesamtkatalog, der Ausbau des interurbanen Leihverkehrs, die Veröffentlichung der gemeinsamen Zeitschriftenverzeichnisse, die Fragen der ausländischen Bücherpreise und des Bücherzolls und in den letzten Jahren ganz besonders die Ausbildung des bibliothekarischen Nachwuchses und die Fortbildung der bereits im Amt stehenden Kollegen, die Escher beschäftigten und über die er in den Versammlungen der Vereinigung seine auf eine souveräne Beherrschung des Stoffes aufgebauten und stets auf praktische Vorschläge hinauslaufenden Referate hielt. Auch über das Bibliothekswesen des Auslandes hat Escher in diesem Kreise berichtet, so wie er umgekehrt während langer Jahre als Mitarbeiter des deutschen Zentralblattes für Bibliothekswesen die ausländischen Kollegen darüber auf dem Laufenden hielt, was in der Schweiz geplant und geleistet wurde. In den letzten Jahren hat er dann, der veränderten Richtung seiner Studien entsprechend, mit Vorliebe über bibliotheksgeschichtliche Themata vorgetragen. Am geselligen Teil der Jahresversammlungen beteiligte er sich gern und fühlte sich nach getaner Arbeit im Kreise der Kollegen und in der Atmosphäre der Verehrung, die ihm von Alten und Jungen, von Deutsch- und Welschschweizern entgegengebracht wurde, recht behaglich. Gerne kramte er allerlei Erinnerungen und Anekdoten aus der Frühzeit der Vereinigung oder von seinen Reisen aus, und meist war er es, der den Trinkspruch auf das Vaterland hielt. An diesen bibliothekarischen Versammlungen machte er wohl auch einmal eine Ausnahme von seiner sonst so strenge eingehaltenen Regel des frühzeitigen Zubettegehens, und wenn er sich zurückzog, so geschah das nicht mit der Miene des Hypochonders, sondern mit der Aufforderung an die, denen die Nachtruhe nicht so viel bedeutete, nur fröhlich beisammenzusitzen bis zur Polizeistunde. Wenn aber wir übernächtigen Gesellen uns am nächsten Morgen den Schlaf aus den Augen rieben, dann hatte Escher erstens schon irgendwelche Korrespondenzen oder andere Arbeiten auf seinem Zimmer erledigt und zweitens schon einen tüchtigen Spaziergang hinter sich. Während neununddreißig Jahren hat er nie an einer Jahresversammlung der Vereinigung gefehlt, und als ihm die schwere Krankheit die Teilnahme an der vierzigsten Zusammenkunft in Genf im Herbst 1937 verwehrte, da dämpfte sein Fernbleiben sichtlich die Stimmung. Man wußte, daß der letzte der Gründer der Vereinigung im Begriffe stehe, von seinem Werk Abschied zu nehmen.

*

In diesem Abschnitt, der die vier ersten Jahre des Weltkrieges einschließt, ist auch die Haltung Eschers gegenüber diesem ungeheuren, ihn tief aufwühlenden Ereignis zu

berühren. Sprache, dankbare Erinnerung an die Studienzeit und an die Förderung seiner beruflichen Kenntnisse, persönliche Freundschaften ließen ihn mit Deutschland fühlen. „Die Sprach- und Kulturgemeinschaft mit Deutschland zu verleugnen, würde mir nie einfallen." Dazu kam seine Furcht vor den wirtschaftlichen Hegemonieplänen Englands, deren Anzeichen bei einer Reise nach London 1912 starken Eindruck auf ihn gemacht hatten, vor einer „Verkosakung" Europas und vor dem italienischen Irredentismus. Auf der andern Seite verurteilte er die Balkanpolitik Österreichs, das „groteske diplomatische Ungeschick" Deutschlands, gewisse Auswüchse des deutschen Militarismus (die Zaberner Affäre des Leutnants Forstner hatte ihn sehr erregt), die Verletzung der belgischen Neutralität, über deren Aufrichtigkeit er zwar anfänglich gewisse Zweifel hegte. Notizen, Entwürfe zu Aufsätzen, Briefe, die sich gelegentlich zu ausführlichen historisch-politischen Exposés auswuchsen, zeigen, wie Escher um ein klares Urteil über die Kriegsschuld gerungen hat. Allein es blieb bei einem „ignoramus". Escher bescheidet sich: „Ich bin nicht Richter. Der Krieg ist eine göttliche Zulassung. Soll ich Gott vorgreifen? Ganz abgesehen davon, daß alle die vielen unbekannten Zusammenhänge, alle die geschichtlichen Relativitäten mir von vornherein jede Möglichkeit zu einem Urteil benehmen." In so nahem Abstand von den Ereignissen werde auch die öffentliche Meinung der Schweiz nicht zu einem gerechten Urteil gelangen; ein moralisches Schiedsrichteramt sei daher abzulehnen, und der offiziellen Neutralität des Landes solle die Zurückhaltung des Einzelnen in der Bekundung von Zuneigung und Abneigung wenigstens in öffentlichen Manifestationen, namentlich auch in der Presse, entsprechen. Einen Aufruf in diesem Sinne zu erlassen, regte er im September 1914 in einem von einer Reihe namhafter Zürcher mitunterzeichneten Schreiben an den Bundesrat an. Eindeutig bekennt er sich zur notwendigen und selbstverständlichen Aufgabe, zusammen mit Schweizern anderer Zunge zum Wohle des gemeinsamen Vaterlandes zu wirken, nicht in blinder Aneignung des Standpunktes anderer, sondern auf Grund unbefangener Würdigung der Ereignisse im Ausland und ihrer Rückwirkung auf die Schweiz und in sachlicher Aussprache. Stichworte, auf ein Blatt hingeworfen, zeigen Eschers Stellung besser als langatmige Ausführungen: „Vaterland und Muttersprache. Diese vermittelt Kultur, jenes gibt Boden, auf dem der Mensch wirken kann. Für die meisten Menschen konzentrisch oder identisch, für manche doppelpolig. Übereinstimmung (ist) leichter, Verschiedenheit nicht ohne Schwierigkeiten, weil natürliche Sympathien der Rasse, seitdem ringsum geschlossene Sprach-Staaten. Trotzdem und gerade um so mehr: hohe Aufgabe, auszugleichen und zu vermitteln und Fäden hin und her zu ziehen. — Heutiges Ziel: feste, bewaffnete Neutralität gegen wen immer. Der Weg dazu: Waffenrüstung; noch mehr: Einheit der Gesinnung. — Kluft, die hier leicht entsteht zwischen Gemeinsamkeit der Kultur und des Staates. Gefahr, daß Verschiedenheit der Rassensympathie divergente Anschauungen bewirkt. — Wie vermeiden? Überkleistern und verwedeln? Besser offene Aussprache. Aber taktvoll muß sie sein, schonend dem Bruder, sachlich dem Fremden gegenüber ... Über aller Verschiedenheit muß Überzeugung von gemeinsamen Aufgaben im gemeinsamen Staatswesen bestehen." Antimilitaristische Tendenzen, zumal die Proklamation des praktischen Antimilitarismus als sittliche Forderung angesichts der Kriegsgreuel, bezeichnete Escher für die Schweiz als „eine Selbstverstümmelung, wie Mißverstand sie in den ersten Zeiten der christlichen Kirche in körperlicher Beziehung vollzogen hat."

Ausbau und Neubau: Zentralbibliothek Zürich und Schweizerische Volksbibliothek

1917–1932.

Nun ist die Maschine installiert, jetzt geht's ans Ausfeilen", bemerkte Escher nach der Eröffnung des Betriebes in dem Neubau der Zentralbibliothek. Das galt in erster Linie für den Beamtenkörper. Es war dem Blick des Direktors für die besondern Fähigkeiten seiner Mitarbeiter und seinem feinen Takt zuzuschreiben, daß die Eingliederung des Personals der Kantonsbibliothek und insbesondere ihres ehemaligen Leiters reibungslos erfolgte, wobei ihm freilich auch dessen anerkennenswerte Selbstbescheidung entgegenkam. Durch die Wahl des Departementssystems (Zugang, Katalog, Zeitschriften, Benutzung, Handschriften, Spezialsammlungen) schuf Escher für jeden der Bibliothekare ein Gebiet selbständigen, befriedigenden Wirkens; durch regelmäßige Konferenzen und individuelle Besprechung der sich aufdrängenden Fragen wahrte er sich die Übersicht und behielt die Zügel in der Hand, ohne sie mehr als nötig anzuziehen. Aber nicht nur die Bibliothekare kamen zum Wort. Jedes Mitglied des Personals konnte und sollte Anregungen und Wünsche für den Betrieb anbringen; diese wurden aufmerksam angehört, geprüft und diskutiert. Soweit die Vermehrung des Personals und der erweiterte Betrieb es gestattete, wurden die an der Stadtbibliothek üblichen patriarchalischen Formen des Verkehrs beibehalten, und Escher bemühte sich, sie auch außerdienstlich, etwa durch Einladungen zu gemeinsamen Ausflügen aufs Land oder ins Kurhaus am Zürichberg zu pflegen. Da saß er dann vergnügt unter all seinen Mitarbeitern und war der erste dabei, wenn nach der leiblichen Erquickung allerlei Gesellschaftsspiele gespielt wurden.

Aber auch am Betrieb wurde „gefeilt", die Räder und Rädchen aufeinander abgepaßt. Voran stand immer die Forderung der Zweckmäßigkeit. Dabei wurde, wenn es sich um Einrichtungen handelte, die die Benützer angingen, auch Vertreter aus diesen Kreisen um ihre Meinung befragt; die Entscheidung freilich traf Escher nach den aus bibliothekarischer Erfahrung gewonnenen Grundsätzen. Das war zum Beispiel der Fall in der Frage über die Fortführung von Bandkatalogen der Zentralbibliothek neben dem alphabetischen Zentral-Zettelkatalog, wo Escher bei aller Würdigung der von der ältern Gelehrtengeneration für jene vorgebrachten Argumente sich zum ausschließlichen Zettelkatalog entschloß. Nichts wurde übereilt; stets wurden zunächst nur die wegleitenden Linien gezogen und die Einzelheiten der Erfahrung überlassen. „Dies diem docet" pflegte Escher zu sagen, wenn wir einen bis aufs letzte ausgeklügelten Plan vorlegten. Hatte sich eine Anordnung in der Praxis bewährt, dann wurde alles genau schriftlich festgelegt und nichts dem Zufall oder der Willkür überlassen. Insbesondere verteidigte Escher, so sehr er sonst Neuerungen zugänglich war, die strenge Beobachtung bestehender Regeln und Vorschriften überall da, wo ein schwankendes Vorgehen zu Unsicherheit und Verwirrung führen mußte.

Wieviel laufende Kleinarbeit Tag für Tag zu erledigen war, das hat Escher in seinem bereits erwähnten Vortrag über das „Was es in einer Bibliothek zu tun gibt" erzählt; die Schrift ist übrigens wohl eine der lebendigsten und liebenswürdigsten bibliothekarischen Plaudereien in deutscher Sprache. Dazu kam die Arbeit für die vielen andern Gesellschaften und Kommissionen, denen er in leitender Stellung oder sonstwie als treibende Kraft angehörte. Wie er sein Pensum erledigen konnte, ist eigentlich kaum zu erklären. Arbeit in den frühen Morgenstunden, zweckmäßigste und aufs äußerste getriebene Ausnützung der Zeit, zum Beispiel der Eisenbahnfahrten (wobei er einmal durch einen mitreisenden Bekannten gemahnt wurde, lieber in das wohltuende Grün der Wälder und Wiesen hinauszublicken als hinein in die Akten), die Fähigkeit der Konzentration neben Besuchen, Telephon und Straßenlärm, das kann man alles namhaft machen; allein es bleibt ein unerklärter Rest der Leistung, den wir als Genie wohl benennen aber nicht deuten können.

Escher hat gelegentlich bedauert, daß seine Veranlagung ihn allzu sehr am Technischen und Administrativen habe hängen lassen und daß die vordringlichen Aufgaben der Zentralbibliothek auf diesem Gebiete ihn die Beschäftigung mit der Buchwissenschaft und ganz besonders die für den Bibliothekar so dankbare Aufgabe des Sammelns nicht so ausüben ließen, wie er es wohl hätte tun sollen. In rührender Selbstkritik hat er noch die Zweckbestimmung seiner letztwilligen Schenkung an die Zentralbibliothek mit diesem Versäumnis begründet. Es liegt in dem Selbstvorwurf etwas Wahres. Wir denken dabei nicht so sehr an das „schmerzliche Erlebnis", wie es Escher selbst genannt hat, der Abwanderung der von Bäbe Schultheß angelegten Handschrift von Goethes Ur-Meister ins Ausland, die übrigens noch in die Zeit der Stadtbibliothek fiel und die Escher nicht verhindern konnte. Auch war dieser angesichts der Bestimmung und der verhältnismäßig knappen Mittel der ihm anvertrauten Bibliotheken durchaus im Recht, wenn er es ablehnte, nach bibliophilen Gesichtspunkten zu sammeln, d. h. seltene und schöne Drucke zu erwerben, die mit Zürich nicht in Beziehung standen. Allerdings war Eschers bibliophiles Empfinden — im Sinne des ästhetischen Genusses an untadeligen Exemplaren, schönen Einbänden, seltenen Etats von Kupferstichen — wenig ausgeprägt; er betrachtete das Buch nach seinem Inhalt, es war ihm Arbeitswerkzeug oder geschichtliches Dokument; die Akzessorien sagten ihm nicht viel. Dagegen mögen gewisse Lücken in den Turicensia-Beständen, die in früheren Zeiten mit geringerem Aufwand hätten geschlossen werden können, heute etwas schmerzliche Gefühle erwecken. Die Angewöhnung an die engen, der Anschaffungspolitik der Stadtbibliothek gezogenen Grenzen wirkte begreiflicherweise weiter, auch als der Zentralbibliothek für diese Zwecke größere Mittel zur Verfügung standen, und so mag gelegentlich auch das Haushalten bei der Bereitstellung der neuen, zu Studienzwecken benötigten Werke allzu sehr und das Wort „bis dat qui cito dat" etwas zu wenig beachtet worden sein.

Sehr am Herzen lagen Escher die Ausstellungen, die die Bibliothek regelmäßig veranstaltete und heute noch veranstaltet. Er wußte, daß sich die Anstalt nur durch sie bekannt machen und dadurch auch für ihre zentralen Aufgaben werben könne in Kreisen, die ihr nicht als Benutzer nahestehen. Die Ausführung überließ er denjenigen seiner Mitarbeiter, die durch ihre Tätigkeit auf der Bibliothek und durch ihre Kenntnisse dazu am besten ausgewiesen waren. Die Freiheit, die den Ausführenden dabei ge-

lassen wurde und die Anerkennung Eschers ließen uns in solchen Veranstaltungen, trotz manchmal angespanntester Arbeit bei ihrem Aufbau, besonders geschätzte Aufträge erblicken.

*

Konnte in der Zentralbibliothek die Frucht der in der vorhergehenden Periode ausgestreuten Saat geerntet werden, so brachten die Jahre nach dem Krieg auf volksbibliothekarischem Gebiet eine neue Leistung Eschers zuwege, die man der Durchführung der Zürcher Bibliotheksvereinigung an Bedeutung an die Seite stellen kann: die Gründung der Schweizerischen Volksbibliothek.

Daß Escher für die Probleme des Volks- und allgemeinen Bildungsbibliothekswesens Verständnis hatte, hatte er durch seine Tätigkeit an der Pestalozzi-Gesellschaft in Zürich bewiesen. Nun griff er auch hier über den Bereich der eigenen Stadt hinaus. Den Ausgangspunkt bildete die 1915 veröffentlichte Statistik über die öffentlichen Bibliotheken der Schweiz. Hier wurde zahlenmäßig belegt, daß unser Land zwar überaus reich an Büchern ist, daß aber besonders auf dem Gebiete des Volksbibliothekswesens eine Zersplitterung der Kräfte herrscht, die Hunderte von Zwergbetrieben zur Bedeutungslosigkeit, zum Stillstand und damit zum Rückschritt verurteilt.

Wäre diese Publikation nicht in die Jahre sowohl der Grenzbesetzung als auch der letzten Vorbereitung für die Zentralbibliothek Zürich und in die Zeit ihrer Gründung gefallen, so hätte Escher wohl schon damals den Versuch gemacht, eine zentrale schweizerische Volksbibliotheksunternehmung zu schaffen. Denn die Frage der Ergänzung zumal kleiner ländlicher Bibliotheken durch Wanderbüchereien beschäftigten ihn seit Jahren, und er hatte sich nicht entmutigen lassen, als eine solche Anregung in einem zürcherischen Bezirk im Jahre 1910 auf Interesselosigkeit gestoßen war. Da stellte die mit dem letzten Kriegsjahre und dem Kriegsende zusammenfallende soziale Bewegung ganz bestimmte neue Forderungen an die Bildungsbestrebungen in der Schweiz: die verkürzte Arbeitszeit gab dem Volke unerwartete Freistunden, die irgendwie in zweckmäßiger Weise ausgefüllt werden mußten. Ferner war vorauszusehen, daß die Schweiz gegenüber den wirtschaftlichen Absperrungsmaßnahmen des Auslandes nur durch Qualitätsarbeit ihren Platz auf dem Weltmarkt werde behaupten können. Qualitätsarbeit aber setzte die berufliche Fortbildung der Arbeiterschaft nicht nur durch Kurse, sondern auch durch das Fachbuch voraus. Nun reifte in den Kreisen um Escher der Plan einer allgemeinen schweizerischen Volksbibliothek, die — es war dies sein Lieblingsbild — die Bücherbestände sammeln und verteilen sollte, so wie das Wasser aus einem zentralen Reservoir in kleinere Behälter geleitet und aus diesen durch ein weitverzweigtes Röhrennetz verteilt wird. Im Mai 1919 wurden an der Jahresversammlung der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare Thesen über die Gründung einer solchen Bibliothek angenommen. Über die modernen Methoden und Möglichkeiten der Büchervermittlung wollte Escher einem schon 1912 geäußerten Gedanken folgend, an geeignetster Stelle persönlich Erkundigungen einziehen, in den Vereinigten Staaten von Amerika. Im Herbst 1919 schloß er sich einer vielköpfigen Studiengesellschaft an, die mit den mannigfachsten Zwecken in das Land fuhr, von dem Europa damals das Heil erwartete. Elf Wochen lang bereiste Escher die Staaten des Nordostens und des nördlichen Mittelwestens, von New York über Boston, Albany und

Buffalo nach Chicago, dann nach Madison und St. Louis am Mississippi und wieder ostwärts über Cleveland und Pittsburg nach Washington und über Baltimore, Philadelphia und Princeton nach New York zurück. Wurden auch die Universitätsbibliotheken in New York, New Haven (Yale), Cambridge (Harvard), Chicago und Princeton nicht übergangen, so galt Eschers Interesse doch in erster Linie den Public Libraries mit ihrer in die Breite gehenden Wirkung. Ihren Grundlagen, Einrichtungen und Auswirkungen ist denn auch das schmale, aber aufschlußreiche Büchlein gewidmet, das er 1923 unter dem Titel „Amerikanisches Bibliothekwesen; Betrachtungen und Studien" erscheinen ließ. Da hören wir von Bibliotheksgesetzen, Organisation und Propaganda, von den engen Beziehungen zwischen Bibliothek und Schule, von wirksamsten Methoden der Bücherversorgung in Großstädten und ländlichen Gegenden, von Auskunftsdienst und technischen Einrichtungen. Man spürt es aus jeder Seite des Reiseberichtes, daß Escher sich nicht nur in Neuland fühlte, sondern in einem bibliothekarischen Wunderland, dessen Glaube an die Gewißheit einer stetig fortschreitenden Verbesserung des Menschen durch Erziehung, Unterricht und Bücherlesen so sehr mit seiner eigenen geistigen Aufnahmebereitschaft und seinem Optimismus übereinstimmte.

Selbstverständlich war sich Escher darüber klar, daß sich amerikanische Einrichtungen nur zum kleinen Teil auf die ganz anders gearteten schweizerischen Verhältnisse übertragen ließen. Die neue Unternehmung durfte, in der Zeit, da der in den Kriegsjahren als notwendiges Übel empfundene Etatismus und Zentralismus abgebaut wurde, keinen behördlichen oder zentralistischen Charakter tragen, sollte aber das Zusammenwirken zwischen Behörden und Privaten ermöglichen. Sie mußte ferner der geistigen Veranlagung und den Bedürfnissen der einzelnen Landes- und Volksteile angepaßt werden und durch eine wahrhaft neutrale Haltung die Mitwirkung aller Parteien ermöglichen. Auf der andern Seite mußte durch ein zentrales Aufsichtsorgan, das die mannigfachen Interessen zusammenfaßte, und durch eine zentrale bibliothekstechnische Leitung die Einheitlichkeit und die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens gewährleistet werden. Diese Erwägungen führten einmal dazu, der Schweizerischen Volksbibliothek die Form einer vom Bundesrat beaufsichtigten Stiftung zu geben. Sie führten ferner zur Einsetzung eines Stiftungsrates und eines Ausschusses, der sich vorzugsweise mit Betriebsfragen zu befassen hatte, und ferner zur Verbindung einer zentralen Hauptstelle für die belehrende und Fachliteratur mit regional differenzierten Kreisstellen, die sich der notwendigen Selbständigkeit und Freiheit namentlich in der Zusammenstellung ihrer Bücherbestände erfreuen sollten. Und sie führten zu Unterhandlungen nach rechts und nach links, wobei Escher mit großem Geschick und Verständigungswillen die Mitarbeit der katholisch-konservativen wie der sozialdemokratischen Kreise gewann. Daß die finanzielle Propaganda in die Zeit der wirtschaftlichen Depression von 1920/21 hineingeriet, vermehrte Eschers Sorgen und Anstrengungen. Es war der Bewunderung würdig, wie der nun doch im siebenten Jahrzehnt seines Lebens stehende Mann in zeitweilig wöchentlich sich wiederholenden Sitzungen, Konferenzen, Besuchen, Besichtigungen außerhalb Zürichs, das Initiativkomitee, den Stiftungsrat, den Vorstand und die Subkommissionen leitete, Mitglieder der Bundesversammlung und einflußreiche Männer des Wirtschaftslebens bearbeitete, die Stiftungsurkunde und die Statuten redigierte und sich daneben noch um hunderterlei Einzelheiten kümmerte. Die notarielle Beurkun-

dung der Stiftung im Frühjahr 1920, die Escher mit der Bemerkung begleitete: noch nie habe er seinen Namen in so weittragender und wichtiger Sache unter ein Schriftstück gesetzt, war ein Augenblick hoher Genugtuung für den Gründer der Unternehmung, aber kein Abschluß seiner Bemühungen. Nun galt es, auch hier die Kleinarbeit der Einrichtung zu leisten, wozu Escher sein gutes Teil beitrug; ganz besonders aber hatte er sich angesichts der unsichern finanziellen Lage der Stiftung immer wieder um neue Gönner und neue Mittel umzusehen, ja oft selbst den Bettelsack umzuhängen. Nach und nach erstarkte das Unternehmen und breitete seine Tätigkeit aus. Die Hauptstelle Bern und eine Kreisstelle nach der andern konnten eröffnet werden. Escher hat sich des Gedeihens der Schweizerischen Volksbibliothek, die aus dem Kreise der Bildungsanstalten unseres Landes heute nicht mehr wegzudenken ist, herzlich gefreut und die Leitung gerade dieser Unternehmung infolge seiner Krankheit niederlegen zu müssen hat ihn tief geschmerzt.

*

Auch in den Jahren, da Escher an der Spitze der Zentralbibliothek stand, hat er die Entwicklung des Bibliothekswesens im Ausland eifrig verfolgt. Seine Studienreise nach Amerika haben wir erwähnt. Besuche deutscher Bibliotheken und Teilnahme an Bibliothekartagungen und fortlaufender Gedankenaustausch über die verschiedensten Berufsfragen namentlich mit dem Leiter der Tübinger Universitätsbibliothek, den Escher übrigens selbst einmal auch in die weniger ernsten Probleme des Zürcher Sechseläutens praktisch einweihte, hielten die Verbindung über den Rhein aufrecht. Der Verein deutscher Bibliothekare hat Escher die seltene und von diesem hochgeschätzte Auszeichnung der Ernennung zum Ehrenmitglied bei Anlaß seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums im Jahre 1931 verliehen. In gleicher Weise wurde er durch die tschechoslovakische Bibliothekarenvereinigung geehrt. Im Kreise der holländischen Bibliothekare hat Escher einmal über die Entwicklung des schweizerischen Bibliothekswesens gesprochen, und Großbritannien, dessen Bildungsbibliothekswesen ihn vor allem interessierte, hat er mehrmals aufgesucht. Zu den französischen Kollegen bestanden vereinzelte, herzliche Beziehungen, die an der gemeinsamen Tagung der französischen und der schweizerischen Bibliothekare in Lyon 1929 erweitert wurden. Weitere persönliche Bande, namentlich zu skandinavischen Kollegen, wurden geknüpft, als Escher im gleichen Jahre als schweizerischer Delegierter am ersten internationalen Kongreß für Bibliothekswesen in Rom und Venedig teilnahm. Er hatte dort ausnahmsweise nicht zu referieren, griff aber wiederholt in die Diskussion ein, besonders in der von seinem schweizerischen Kollegen Godet behandelten Frage der Pflichtexemplare. Eine Erinnerung an jenen Kongreß, die er hochhielt, war der Empfang der Kongreßteilnehmer durch Papst Pius XI., der sich als ehemaliger Kollege, als „bibliotecario fuori uso" bekannte und an Escher einige anerkennende, von genauer Sachkenntnis zeugende Worte über die Kataloge der Zürcher Zentralbibliothek richtete. So hat Escher fast alle namhaften Bibliotheken Mittel- und Westeuropas, von Edinburgh bis Neapel und von Amsterdam bis Wien, kennen gelernt und überall Verbindungen aufgenommen, die sich in der Folge für das gesamte schweizerische Bibliothekswesen sehr ersprießlich erwiesen, als dessen Haupt und Verkörperung er auch im Ausland galt.

Wie groß aber die Verehrung für ihn in der Heimat war, hat er in jenen Jahren noch dreimal erleben dürfen. 1927 wurde sein 70. Geburtstag gefeiert mit Festschriften der Zentralbibliothek und des Zwinglivereins, in denen neben wissenschaftlichen Beiträgen sein Wirken nach verschiedenen Seiten durch Kollegen und Freunde gewürdigt wurde. Escher hat sich damals mit Rücktrittsgedanken getragen, nicht weil er sich alt oder müde fühlte — ein deutscher Kollege, der ihn kurz zuvor an einem Kongreß in Schottland angetroffen hatte, hielt ihn sogar für einen Fünfziger —, sondern gerade, weil er das Stichwort zum Abtreten von der Bühne zu verpassen fürchtete. Die Beweise der Anerkennung und Anhänglichkeit, die ihm damals entgegengebracht wurden, bewogen ihn, auszuharren. Der zweite Anlaß zu einer Feier war sein fünfzigjähriges Amts- oder richtiger gesagt Berufsjubiläum im Januar 1931, auf das Meister Hermann Hubacher eine ausgezeichnete Porträtplakette schuf. Und endlich vereinigten sich im folgenden Jahre bei seinem Rücktritt von der Leitung der Zentralbibliothek die vorgesetzte Behörde und das Personal zu einer Kundgebung herzlichsten Dankes an den scheidenden Direktor. Die Festanlässe folgten sich in mehr oder weniger kurzen Abständen, so daß in Kollegenkreisen das Wort umging, die Zürcher müßten nachgerade eine bedeutende Routine in der Veranstaltung von „Escher-Jubiläen" besitzen.

Abendruhe

1932—1938

Die Serenitas, die abendliche Heiterkeit, hat Escher öfters als den erstrebenswertesten Gemütszustand gepriesen und als ihren künstlerischen Ausdruck gewisse Landschaftsbilder Claude Lorrains geliebt. Er hat nach seinem eigenen Zeugnis die Jahre nach seinem Rücktritt von der Leitung der Zentralbibliothek als beglückendes Geschenk genossen im Bewußtsein der erfüllten Lebensaufgabe. „Es ist mir vergönnt gewesen, fertig zu machen", hat er einmal dankbar gesagt. Leider konnte er diese Ruhe nicht mehr in der ihm liebgewordenen Umgebung genießen; die bauliche Umgestaltung des Areals zwischen Stadelhofer- und Theaterstraße vertrieb ihn aus dem alten Hause an der St. Urbangasse und aus Stadelhofen, an dem seine Erinnerungen seit den Kinderjahren hingen, und wo er gerne „bis zum allerletzten Umzug" geblieben wäre. Eine hochgelegene Wohnung an der Schanzengasse, wo die Sonne länger in die Zimmer schien und wo der Blick auf der einen Seite auf die prächtigen Bäume der Hohen Promenade fiel, auf der andern aber über die Dächer der nächstgelegenen Häuser hinauf gegen den Zürichberg schweifen konnte, bot Ersatz.

Freilich legte der nun Fünfundsiebzigjährige die Hände keineswegs in den Schoß. Gelegentlich war sogar sein Tag so ausgefüllt, daß er auch jetzt noch über Mangel an Zeit für seine Arbeiten und Verpflichtungen seufzte.

Als Escher die Leitung der Bibliothek in die Hände seines Nachfolgers legte, blieb er als Mitglied der Bibliothekskommission in Verbindung mit der Anstalt, in deren erstem Stockwerk er einen Privatarbeitsraum bezog. Damit war die Fortdauer der engen Verbindung gewährleistet. Und nun war das Schöne und Seltene das, daß Escher sich mit seinem Rat jederzeit zur Verfügung stellte, sich aber nicht aufdrängte. Bei den herzlichen Beziehungen zwischen dem alten und dem neuen Direktor war jedoch dafür gesorgt, daß der erfahrene Meister über alle wichtigen Vorgänge sich im voraus äußern konnte und daß ihm bis in seine letzten Wochen über alles Bericht erstattet wurde, was sich auf der Bibliothek zutrug. So blieb auf die angenehmste und ersprießlichste Art der Fortgang der Geschäftsführung nach bewährten Grundsätzen gesichert. Hübsch war es, zu sehen, wie nun Escher zum Benutzer seiner eigenen Bibliothek wurde und gelegentlich auf Einzelheiten des Büchernachweises und des Bücherbezuges stieß, die ihm von der Benutzerseite her gesehen etwas anders vorkamen als damals, als er sie selbst vom Direktorstuhl aus angeordnet hatte.

Als neue Aufgabe hatte er im Wintersemester 1932 noch einen Lehrauftrag an der Universität für Bibliothekswissenschaft und Bibliographie übernommen. Der Antrag, über diese Gebiete Vorlesungen und Übungen zu halten, war schon früher an ihn herangetreten; er hatte damals mit Rücksicht auf seine Verpflichtungen der Zentralbibliothek gegenüber abgelehnt. Nun nahm er an und erfreute seine Hörer durch eine knappe, die wesentlichen Erscheinungsformen der Bibliotheken klar herausarbeitende Darstellung von der Antike bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, durch eine auf der Erfahrung eines langen Lebens beruhende Bibliothekskunde und mit Übungen zur allgemeinen Bibliographie, die seinen damaligen Spezialstudien entsprechend stark historisch orientiert waren.

Von diesen Studien ist nun zu sprechen. Sie waren vorwiegend bibliotheksgeschichtlicher Art. Einesteils bewegten sie sich im Umkreise des großen Zürcher Gelehrten Conrad Geßner und seines Nachfolgers auf bibliographischem Gebiete, Joh. Heinrich Hottingers, des bahnbrechenden Zürcher Orientalisten des 17. Jahrhunderts. Anderenteils beschäftigte er sich mit den Schicksalen der schweizerischen Bibliotheken zur Zeit der helvetischen Republik. Mit den Geßner-Studien gingen Hand in Hand Untersuchungen über die Kataloge des Conrad Pellikan und des J. J. Fries über die Bestände der zürcherischen Stiftsbibliothek, Studien, die wiederum im Zusammenhang standen mit der Katalogisierung der Handschriften der Zentralbibliothek. Es waren für den Verfasser mühsame und es sind für den Leser spröde Arbeiten. Aber Escher unterzog sich ihnen mit der Begründung, daß nur ein pensionierter Bibliothekar für dergleichen Zeit habe; die im Amt stehenden Kollegen kämen zu derlei subtilen Untersuchungen nicht mehr. Kleinere Arbeiten mehr skizzenhafter Natur liefen nebenher, wie die hübschen „Bibliothekarischen Reiseerinnerungen", die namentlich den Kollegen in Deutschland viel Vergnügen machten, und die Reminiszenzen an Ricarda Huchs Tätigkeit an der Stadtbibliothek. Aber auch die Studien auf dem Gebiete der zürcherischen Lokal- und Personengeschichte setzte Escher fort. 1935 erschienen auf das 550. Jahr der Einbürgerung seiner Familie in Zürich der eingangs erwähnte Überblick über die Escher'sche Familiengeschichte und als Ergänzung dazu eine kleine, aber ausgezeichnete Urkundenpublikation. Auch auf das Leben seines Hirzelschen Ahnen Joh. Caspar Hirzel griff er nochmals zurück mit einer reizvollen, aus dessen Tagebuch entnommenen Schilderung

der Amtsgeschäfte, Freuden und Verdrießlichkeiten eines eidgenössischen Landvogtes zu Baden in den letzten Zeiten der alten Eidgenossenschaft. Seine Lebensbeschreibungen von Zeitgenossen haben wir in anderem Zusammenhang bereits erwähnt.

Die früher übernommenen Verpflichtungen gegenüber wissenschaftlichen und gemeinnützigen Unternehmungen hat Escher bis in die letzten Monate seines Lebens beibehalten. Von der Schweizerischen Volksbibliothek, deren Stiftungsrat er noch im Dezember 1936 mit gewohnter Frische präsidierte, war schon früher die Rede. Bei der Pestalozzi-Gesellschaft in Zürich hat Escher sogar noch in hohem Alter nach dem Tode Dr. Friedrich Zollingers die Last des Präsidiums der Gesamtgesellschaft auf sich genommen; er betrachtete dies als ein Provisorium; aber auf der Suche nach einem jüngeren Nachfolger vergingen sechs Jahre, während derer der Betrieb im neuen Pestalozzihaus an der Zähringerstraße zu eröffnen und die Ausdehnung der Bildungseinrichtungen der Gesellschaft auf die durch die zweite Eingemeindung vergrößerte Stadt mit all ihren organisatorischen und finanziellen Fragen durchzuführen war. Es blieb ferner der Vorsitz im Zwingliverein, wo nach Dr. Traugott Schieß' Tod die Erschließung der von diesem gesammelten Korrespondenz Bullingers in die Wege zu leiten war, und als neue Aufgabe die Ausführung eines Bullinger-Denkmals sich ankündigte. Dann waren die Geschäfte der Stiftung von Schnyder von Wartensee und die Verwaltung des Gottfried Keller-Nachlasses zu besorgen mit zeitraubenden Verhandlungen mit Autoren und Verlegern. Auch den Vorsitz in der Redaktionskommission des Zürcher Taschenbuches behielt Escher bei.

*

Erholung und zugleich Ersatz für den abendlichen Konzertbesuch, den sich Escher nach wie vor in der Regel versagte, bot das Streichquartettspiel an den Sonntagvormittagen. Von seinem Spiel in den Jugend- und Studienjahren war schon die Rede. Später hat sich Escher mit Professor L. Gauchat, dem wir diese Mitteilungen verdanken, sowie mit dem Konzertmeister Alphons Brun und dessen Sohn Fritz, dem heutigen Musikdirektor in Bern, zum Quartett zusammengefunden. Nach einer langen Pause, in der die Arbeit für die großen Bibliothekpläne Escher nur noch gelegentlich Zeit zum Musizieren ließen, wurde das Spiel etwa 1926 wieder aufgenommen; nun waren Professor Tank, Direktor Fritz Escher und Hermann Schroer, damals Mitglied des Zürcher Streichquartetts, die Partner. Hermann Escher hatte stets den Bratschepart inne. „Er spielte etwas rauh im Ton, aber sehr musikalisch, war ein glänzender ‚Notenpicker' und nicht aus dem Takt zu bringen." Gründlich wie die Arbeit wurde auch das Spiel betrieben; die Werke der Klassiker, besonders Haydn, Mozart, Beethoven, wurden systematisch durchgespielt und dieselben Quartette so oft wiederholt, bis sie saßen. Man ging bis Brahms; der modernen Streichmusik seit Reger stand Escher reserviert, zum Teil ablehnend gegenüber.

Seine Ferien hat Escher während des letzten Jahrzehnts seines Lebens gern in Montana und Siders oder auf der Lenzerheide und im Engadin verbracht. Im Sommer 1936 noch ist der Neunundsiebzigjährige von St. Moritz auf die Fuorcla Surlej hinaufgestiegen. Tiefe Eindrücke brachte die Teilnahme am Zweiten internationalen Bibliothekarenkongreß in Spanien im Mai 1935. Nicht in erster Linie in beruflicher Hinsicht, denn Escher fühlte sich recht behaglich in der Rolle des Emeritus, den die Verehrung seiner Kollegen umgab, der sich aber von den Fachsitzungen und gesellschaftlichen Ver-

pflichtungen dispensieren konnte, wenn sie ihm lästig fielen. Begierig aber genoß er, was Madrid und der Escorial, Salamanca und Toledo, Sevilla und Cordoba, Barcelona und Mallorca an Schönheit der Natur und Schätzen der Kunst spendeten, mußte er sich doch sagen, daß die Zeit für größere Auslandsreisen für ihn nun wohl vorbei sei. Daß binnen kurzem ein Teil der Herrlichkeiten, die wir bewunderten, vernichtet sein würden und die liebenswürdigen spanischen Gastgeber sich als Gegner in brudermörderischem Kampfe gegenüberstehen sollten, ahnte glücklicherweise niemand von uns. Als Höhepunkte der Reise hat Escher den Besuch der Mesquita von Cordoba und die Fahrt von Palma di Mallorca längs der steilen Nordküste der Insel nach Puerto Soller gerühmt. Die Sehenswürdigkeiten hat er mit gewohnter Gründlichkeit ausgekostet. Auf der Überfahrt von Barcelona nach Mallorca fühlte er sich sogleich, seiner Amerikafahrt sich erinnernd, als alten Seebären und führte seinen Begleiter durch das ganze Schiff, die Bestimmung und Bedeutung jedes Gerätes erklärend, bis die beiden Suizos endlich vom Kapitän höflich aber bestimmt von der Kommandobrücke weggewiesen wurden. Und in Puerto Soller, wo eine hochgelegene Kuppe über der engen Einfahrt in den Golf einen Blick auf das freie Meer zu verheißen schien und deshalb trotz Agavendickicht und Stacheldraht unbedingt bestiegen werden sollte, mußte Escher durch Anruf und heftiges Bajonettgefuchtel einer Schildwache darüber aufgeklärt werden, daß das Gelände einer militärischen Funkstation ein ungeeignetes Ausflugsziel für Fremdlinge sei. Es gab allerlei, was Escher in Spanien befremdete oder nicht behagte, vor allem die Unmöglichkeit, vor 8 Uhr morgens im Hotel ein Frühstück zu bekommen und das späte Nachtessen. Der auf sein energisches Verlangen unternommene Versuch, in Cordoba in einer volkstümlichen Kneipe zu Mittag zu essen, weil er die großen Restaurants satt hatte, wurde eine zwar sehr vergnügliche und wohlfeile, aber in hygienischer Hinsicht durchaus nicht einwandfreie Angelegenheit. Auch die Verständigung mit den Spaniern ging nicht so glatt, wie er sich gedacht hatte; die Leute sprachen ein etwas anderes Spanisch, als es die Gesandten Karls V. geschrieben hatten, deren Depeschen Escher vierzig Jahre zuvor entziffert hatte, und seine heftigsten Proteste in einer Art von Lingua franca konnten einen fixen Schuhputzer in Barcelona nicht abhalten, ihm völlig unnötige Gummisohlen auf seine Schuhe zu kleben, jedoch so lausig, daß das Opfer sie nach wenigen Schritten mitten auf belebtester Straße wieder abriß, nicht ohne sehr vernehmlich der spanischen Nation im allgemeinen und den Schuhputzern von Barcelona im besondern seine ausdrückliche Mißbilligung solch unsolider Geschäftspraktiken auszusprechen. Leider brachte der letzte Ausflug auf spanischem Boden, nach dem Kloster Montserrat, nicht ganz den erhofften Genuß. Escher, von raschem Steigen erhitzt, erkältete sich in dem Felsentempel; der von ihm verlangte Tee war lange nicht zu bekommen; Kirche, Vorplatz und weitere Umgebung wimmelten von jugendlichen Wallfahrern, die einen harmlos-vergnügten, aber sehr geräuschvollen Betrieb veranstalteten, der Escher auf die Nerven ging. Kurz, man fuhr etwas kleinlaut nach Barcelona zurück. Am folgenden Tage, in Nîmes, gab sich dann das Unbehagen als eine nicht unbedenkliche Magenverstimmung zu erkennen, die Escher in Villeneuve-lès-Avignon unter sorglicher Pflege und bei nicht gerade provenzalischer Diät auskurieren mußte.

*

Im November 1936 meldeten sich mit Schmerzen in der rechten Schultergegend die ersten Anzeichen der Krankheit, die zum Ende führen sollte. Gleichzeitig trat eine schwere und hartnäckige Bronchitis auf, die den Patienten stark schwächte. Zwar wollte er sich nicht besiegt erklären; solange es der Arzt und die Witterung erlaubte, erschien er auf der Bibliothek, wo er noch die Redaktion der Festschrift auf den 60. Geburtstag seines Kollegen Godet leitete. Im Frühjahr machte er bei ungünstigstem Wetter in Nässe und Kälte eine Kur in Rheinfelden. Da jeglicher Erfolg ausblieb, wurde nun die ärztliche Untersuchung nach anderer Richtung geführt und das Vorhandensein einer bösartigen Geschwulst festgestellt. Der Befund wurde Escher, der Klarheit haben wollte, mitgeteilt, wenn auch der Name der Krankheit erst später, bei einer Verschlimmerung des Zustandes, von ihm selbst ausgesprochen wurde. Eine erste Bestrahlungskur im Krankenhaus Neumünster im Sommer 1937 hatte einen auffallenden, wenn auch leider nur vorübergehenden Erfolg. Escher konnte in seine Wohnung zurückkehren und auf dem Liegestuhl neben dem Arbeitstische ausgestreckt seine Beschäftigungen wieder aufnehmen, die nun freilich zum guten Teil im Sichten seiner Papiere bestand. Dann freilich kamen wieder Zeiten, wo er unbedingt noch dieses und jenes erledigen wollte, und es brauchte die ganze Autorität des Hausarztes, um ihm den Gedanken auszureden, im Auto nach Luzern an eine Sitzung wegen der dortigen Zentralbibliothekspläne zu fahren. Am 16. August erschien in der „Neuen Zürcher Zeitung" der letzte gedruckte Aufsatz aus seiner Feder, ein Nachruf auf seinen am 7. August verstorbenen Jugendfreund Georg Rudolf Zimmermann, der als Pater Benedikt Prior des Ordens der unbeschuhten Karmeliter in London geworden war.

Den 80. Geburtstag Eschers am 27. August hatten seine Mitarbeiter bei dem verhältnismäßig befriedigenden Befinden des Kranken mit einer den Umständen angemessenen kleinen Feier zu begehen gedacht. Eine Festschrift, herausgegeben von der Zentralbibliothek und von der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare und enthaltend eine Auswahl aus seinen eigenen, in Zeitschriften und Zeitungen zerstreuten bibliothekswissenschaftlichen kleineren Schriften, sollte ihm durch eine Abordnung übergeben werden. Da trat unmittelbar vor dem Geburtstag eine Verschlimmerung des Zustandes ein, indem nun die Krankheit auch auf die Hüftgegend übergriff, dem Kranken vorübergehend starke Schmerzen verursachte und seine Bewegungsfähigkeit sehr einschränkte. So durften außer den Familiengliedern nur ganz wenige Freunde und Kollegen ihm am Geburtstage ihre Wünsche und Gaben überbringen, und eine zweite Übersiedelung ins Krankenhaus war bereits für einen der nächstfolgenden Tage in Aussicht genommen. Diese stille Feier hatte etwas überaus Wehmütiges, und die Blumen, die dem Jubilar ins Haus gebracht worden waren, erinnerten daran, daß wir in nicht allzuferner Zeit Blumen auf einen Sarg würden legen müssen. Escher war herzlich gerührt und machte daraus kein Hehl. Wohl hätte er gewünscht, so sagte er, vor diesem Tage für immer entschlummern zu dürfen, um allen Ehrungen zu entgehen. Aber da es Gott nun einmal gefallen habe, ihn seinen 80. Geburtstag erleben zu lassen und da ihm so viele Zeichen der Liebe und Freundschaft entgegengebracht würden, so freue er sich dessen, nicht etwa weil er all das verdient habe, sondern im Gedanken daran, daß er in Stadt und Land und über die Landesgrenzen hinaus noch viel Freunde habe, die geneigt seien, das, was er geschafft habe — und es sei weit hinter dem zurückgeblieben, was er zu tun sich vorgenommen und verpflichtet gefühlt habe — nachsichtig zu beurteilen.

Dann folgte der zweite und nach Neujahr 1938 der dritte Spitalaufenthalt. Immer noch umgaben Escher dort wie zu Hause Bücher und Akten, immer noch führte er eine rege Korrespondenz, und immer noch fanden sich Besucher ein, nicht nur zu Plauderstunden, sondern auch zu geschäftlichen Besprechungen. So hat Escher noch im Krankenzimmer das Preisgericht für das Bullingerdenkmal präsidiert. Daneben fand er Zeit, mit dem Diktat seiner Erinnerungen zu beginnen. Er war von einer heitern Ruhe, die der Ausdruck seiner rückhaltlosen Ergebung in Gottes Willen war und die ihn jeden Tag als ein Geschenk dankbar annehmen, jeden Tag aber auch zur immer erneuten Verpflichtung werden ließ, zu wirken, solange seine Kräfte reichten. Die Krankheit bereitete ihm glücklicherweise wenig Schmerzen. Escher ist sich auch auf dem Krankenlager treu geblieben. Da war keine Spur von der so begreiflichen egozentrischen Einstellung, die Kranken sonst so oft eignet; bei Besuchen ging es nicht um sein Befinden, sondern um die Angelegenheiten und Anliegen des Besuchers. Nur gelegentlich, wenn man sich in Einzelheiten verlor, dann schweifte Eschers Blick über den Erzähler hinaus durchs Fenster; wenn es Abend wird, dann verschwinden die Falten der Berge und es bleiben nur die großen klaren Linien.

Und endlich kam die Zeit, da die Hülle des immer noch klaren Geistes zusammenbrach. An eine Heimkehr in die Wohnung an der Schanzengasse war nicht mehr zu denken. Am 31. März 1938 hielt Escher in seinem Spitalzimmer noch eine Besprechung mit einigen Vorstandsmitgliedern des Zwinglivereins über eine Redaktionsangelegenheit der „Zwingliana" ab. Am 2. April begann sich der Geist zu trüben; gegen Abend verschlimmerte sich der Zustand, und in den ersten Morgenstunden des 3. April, eines Sonntags, durfte Hermann Escher friedlich hinüberschlummern.

*

Es ist eine seltsame Fügung, daß der Mann, der zeitlebens lieber sein als scheinen wollte, in mehr als einer Hinsicht auf den ersten Blick ein ganz anderer zu sein schien, als er wirklich war. Schon in der äußeren Erscheinung. Wer Escher durch die Straßen gehen sah, den Blick geradeaus gerichtet, aufrechten Ganges, mit ausgreifendem militärischem Schritt — er war ja auch Offizier gewesen, hatte die eidgenössische Intervention im Tessin 1889 als Hauptmann mitgemacht und später ein Bataillon geführt —, der war erstaunt, wenn man ihm sagte, daß dieser so kräftig aussehende Mann lange Zeit hindurch schweren gesundheitlichen Störungen unterworfen gewesen sei und daß er seine Widerstandskraft immer aufs neue durch eine strenge und vorsichtige Lebensweise stählen müsse.

Aber es war so auch mit Eschers bezeichnendsten Wesenszügen. Man bekam gelegentlich die Frage zu hören, ob nicht in seiner ungewöhnlichen Ordnungsliebe und Gründlichkeit ein gutes Teil Pedanterie stecke. Das war nicht der Fall. Denn wenn Escher die Dinge methodisch und gründlich behandelte, so tat er dies nicht aus Freude an dieser Behandlung, sondern um des Zweckes willen und ursprünglich aus bitterer Notwendigkeit. Er hat stets sich und andern zunächst bei jedem Geschäft die großen Linien vorgezeichnet, die Fragen untergeordneter Art aber durchaus frei von Fall zu Fall und nie nach einer Schablone behandelt. Zudem hätte er ohne seine streng geregelte Arbeitsweise in den Zeiten verminderter Leistungsfähigkeit weder die fliehenden Gedanken in seinen Bann zwingen noch sein Tagespensum erledigen können. Daß er dann an den

einmal für zweckmäßig erkannten Arbeitsmethoden festhielt, war natürlich. Letzten Endes aber entsprang diese Neigung zu Ordnung und Gründlichkeit den besonderen Anforderungen seines Berufes und seiner völligen Hingabe an diesen; nicht nur im Großen, sondern auch im Kleinsten treu zu sein, war ihm selbstverständliche Pflicht. Allerdings war er geneigt, das, was er für sich selbst als zweckmäßig erprobt hatte, und zwar nicht nur seine Arbeitsmethoden, sondern auch seine Lebensweise, Diät und Kleidung auch seinen Freunden und Kollegen dringend zu empfehlen. Das hing wiederum zusammen mit seinem ausgeprägten Hang zur Belehrung. Sodann machte Escher bei der ersten Begegnung den Eindruck eines strengen Mannes, und zwar nicht nur etwa auf die Kinder aus seiner Verwandtschaft, sondern auch auf jüngere Kollegen. Man fürchtete sich zunächst beinahe vor ihm. Bald aber erkannte man, daß seine Strenge viel eher ein gemessenes, zurückhaltendes Wesen war, hinter dem sich eine unerschöpfliche Güte und Hilfsbereitschaft und ein trockener Humor verbarg. Gewiß, Escher scheute ein strenges Wort nicht, besonders gegenüber von Unsolidität, Unwahrhaftigkeit und Flunkerei; wo er aber anständige Gesinnung und guten Willen sah, da trug er auch menschlicher Unzulänglichkeit Rechnung. Freilich war wie der Tadel so auch das Lob gemessen. Solche Gemessenheit und Zurückhaltung beobachtete er auch sonst in seiner Ausdrucksweise, mit der er zum Beispiel gerne Personen und Zahlen umschrieb, zum Teil aus überkorrektem Festhalten an irgendwelchen Konventionen, zum Teil aus Scheu, sich festzulegen. So sprach er, solange sein Freund Adolf Tobler als Gönner der Zentralbibliothek nicht öffentlich genannt werden wollte, selbst im Kreise der Eingeweihten nur vom „Herrn Ungenannt", und für den Ankauf eines seltenen Werkes wurde nicht ein Betrag von 800 Franken in Aussicht genommen, sondern „eine dreistellige Zahl, näher an der obern als an der untern Grenze".

Andere Eigenschaften Eschers lagen ohne weiteres klar zutage. Einmal die Beweglichkeit seines Geistes. Er konnte sich mühelos und augenblicklich auf eine andere Arbeit, auf eine veränderte Lage um- und einstellen; neben seinem parlamentarischen Geschick hat ihn diese Eigenschaft stets einen Ausweg aus verzwickten und verfahrenen Situationen in Sitzungen und Versammlungen finden lassen. Allerdings bedachte er nicht, daß dies eine besondere Gabe sei, die nicht jedem verliehen ist; wurde zum Beispiel eine Versammlung nicht nach Reglement und Brauch geleitet, so begann er zunächst ungeduldige hämmernde Bewegungen mit dem Unterarm zu vollführen, dann handhoch von seinem Stuhle aufzujucken, bis er endlich in die Diskussion eingriff und die Ordnung wieder herstellte. Geistige Beweglichkeit, gepaart mit einem untrüglichen Blick für das Wesentliche, ließen ihn überall Probleme finden, die der Lösung wert waren, und in diesen Problemen die Kernfrage sofort erkennen. Mit unermüdlichem Eifer wurden dann diese Fragen verfolgt, von allen Seiten geprüft und unweigerlich zur Ausführung gebracht. Es gibt keinen Plan auf bibliothekarischem Gebiete, den Escher angepackt und nicht durchgeführt oder dessen Durchführung er nicht wenigstens in die Wege geleitet hätte. Dabei hat er sich nie in Sackgassen verrannt; vielmehr wußte er den Schwierigkeiten mit den verschiedensten Mitteln beizukommen. Eschers Sparsamkeit war bekannt. Aber es war eine Sparsamkeit mit Sinn und Verstand, und zudem bezog sie sich nur auf seine eigene Person und auf die öffentlichen Mittel, die ihm anvertraut waren. Persönlich war er absolut bedürfnislos; er freute sich dessen, weil ihm das ermöglichte, andern Gutes zu erweisen.

Von Eschers tiefem religiösem Leben hier viel zu sagen, wäre nicht in seinem Sinne. Er selbst hat sich darüber nur gegen wenige Vertraute ausgesprochen, sonst aber in der Stille Zwiesprache mit Gott gehalten und sich zu den Entscheidungen in seinem Leben im Gebete durchgerungen. Die Schaustellung religiöser Gefühle und das Verbrämen profaner Dinge mit geistlichen Redensarten war ihm zuwider. Freilich hat er sich der Pflicht nicht entzogen, bei besonderen Gelegenheiten sein Bekenntnis zu seinem Glauben auch öffentlich abzulegen, das eine Mal an der Reformationsfeier im Großmünster 1917, das andere Mal im Oktober 1931 auf dem Schlachtfelde von Kappel. Die Zugehörigkeit zur Kirche Zwinglis, der er auch als Mitglied und Präsident der Kirchenpflege der Großmünstergemeinde während Jahrzehnten diente, empfand er nicht nur als ein kostbares Gut, sondern auch als eine ernste Verpflichtung zu wahrhaft evangelischer Lebensführung. So wurden auch jene Reden an den Gedenktagen der Reformation ganz wesentlich zur Selbstprüfung und zur Mahnung, sich des reichen Erbes würdig zu erweisen.

*

Am 6. April 1938 nahmen wir im Großmünster Abschied von Hermann Escher. Noch einmal zog in seinen eigenen knappen Worten dieses reiche Leben mit seiner unbedingten Hingabe an Amt und Pflicht vor uns vorüber; noch einmal sprach der Verstorbene zu uns in seiner Bescheidenheit durch die von ihm gewählten Schriftworte von dem Haushalter, von dem die Treue verlangt wird, und von den Knechten, die sich selbst nach der Leistung aller schuldigen Pflichten für unnütz halten sollen. Doch als trostreiche Verheißung des Lohnes erfüllter Pflicht und gehaltener Treue klang von Zwinglis Kanzel das Zwingliwort: Bis ungezwyflet im Glauben: Gott wird die Trüwen in syner Gnad zur himmlischen Freud annehmen.

Bibliographie

I. Arbeiten von Hermann Escher

Für Zeitungsartikel und Rezensionen wurde Vollständigkeit nicht angestrebt.

Die Glaubensparteien in der Eidgenossenschaft und ihre Beziehungen zum Ausland, vornehmlich zum Hause Habsburg und zu den deutschen Protestanten 1527–1531. Dissertation. Frauenfeld 1882.

Peter Füßli: Warhaffte Reiß gen Venedig und Jerusalem 1533; mitgeteilt von H. E. und Hermann Hirzel. (Zürcher Taschenbuch. 1884).

Fr. Felicis Fabri Descriptio Sveviae [mit] Nachwort. (Quellen zur Schweizer Geschichte. VI). Basel 1884.

Ein Reisebericht des Chronisten Johannes Stumpf a. d. J. 1544. (Quellen zur Schweizer Geschichte. VI). Basel 1884.

Die Feldzüge der Schweizer nach Ober-Italien, 1500–1516. Zur Jubiläumsfeier des zürcherischen Artillerie-Collegiums, 1. Juli 1886. Besonderer Abdruck von Cap. 1 u. 2 des ersten Buches. Frauenfeld 1886.

Die Katalogisierungsarbeiten der Stadtbibliothek Zürich; 1.–3. Bericht des Bibliothekariates, 1890, [1894 nicht gedruckt] u. 1897. (Teilweise abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

Matthäus Schiner. (Allg. deutsche Biographie. 33, 1891).

Georg v. Wyß als Geschichtsforscher. (In: P. Schweizer u. H. E.: Georg v. Wyß; zwei Nekrologe). Zürich 1894.

Zwinglis Gutachten über ein Bündnis mit Konstanz, Lindau und Straßburg, Sommer 1527. (Anzeiger f. schweiz. Geschichte. VII, 1894).

Zwinglis Gutachten vom Sommer 1527; Duplik [auf Joh. Stricklers Replik]. (Anzeiger f. schweiz. Geschichte. VII, 1895).

Catalog der Stadtbibliothek Zürich. Bd V–VI u. Supplement. Zürich 1896–97. (Vorwort von H. E. u. Wilh. v. Wyß).

Der Verrat von Novara, 1500. (Jahrbuch f. schweiz. Geschichte. 21, 1896).

An das Präsidium der Aufsichtskommission der Zürcher. Kantonsbibliothek (betr. Katalogisierung der sog. Dissertationen-Sammlung). ([Zürich] 1898).

Seckelmeister Hans Caspar Hirzels Deportation nach Basel im Jahre 1799; mitgeteilt von H. E. (Zürcher Taschenbuch. 1900).

Aus dem Zwingli-Museum. (Zwingliana. 1900, 1).

Das sog. Bildnis Zwinglis in den Uffizien. (Zwingliana. 1900, 2).

Bericht betreffend Zwinglis Geburtshaus in Wildhaus. (Zwingliana. 1901, 1).

Lavater und die Bücherzensur. (Zürcher Taschenbuch. 1902).

Bibliothekwesen [der Schweiz]. (In: Handwörterbuch der schweiz. Volkswirtschaft, Sozialpolitik u. Verwaltung; hg. v. N. Reichesberg. I, Bern 1902).

Zur Organisation der Centralbibliothek in Zürich. (Zürich 1904).

Der Schlagwortkatalog. (Mitteilungen des österreich. Vereins für Bibliothekswesen. VIII). Wien 1904. [Ist eine von Wilh. v. Wyß vorgenommene leichte Umarbeitung des den Schlagwortkatalog behandelnden Teiles des von ihm und H. E. verfaßten 3. Berichtes des Bibliothekariates der Stadtbibl. Zürich über die Katalogisierungsarbeiten vom Febr. 1897]. (Abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

Das schweizerische Fußvolk im 15. u. im Anfang des 16. Jahrhunderts. 3 Teile. (Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft in Zürich f. 1905, 1906, 1907).

Das Pilgerschiff; eine Laienschrift aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. (Zwingliana. 1905, 1).

Ein Verzeichnis der Wirtshäuser der zürcher. Landschaft a. d. J. 1530. (Zürcher Taschenbuch. 1906).

Eine Briefsammlung betreffend die Reformationszeit: Der Thesaurus Baumianus in der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek. (Zwingliana. 1906, 1).

Die Zentralbibliothek Zürich als öffentliche Stiftung. [Zürich 1906].

7.–11., 13.–15. Versammlung der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. (Zentralblatt für Bibl.wesen. 24–32, 1907–1915). [Die 12. Versammlung war zugleich die gemeinsame Tagung der deutschen, österreichischen und schweizerischen Bibliothekare in München, über die Escher nicht im Zentralbl. f. Bibl.wesen berichtet hat].

Zürcherische Familien-Archive in der Stadtbibliothek Zürich. 1. Heft: Archiv der Familie Hirzel. Zürich 1907.

Die Staatsgefangenen auf Aarburg im Winter 1802/03; aus den Aufzeichnungen des Seckelmeisters Joh. Caspar Hirzel. (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich auf d. J. 1908).

Zum Schweizerischen Gesamtkatalog. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 25, 1908).

Über Zentralkatalogisierung in der Schweiz; Referat in der Sektion Hilfswissenschaften des Internat. Kongresses f. histor. Wissenschaften in Berlin. (Neue Zürcher Zeitung, 30. Aug. 1908).

Aus den Unterhaltungen der Staatsgefangenen auf Aarburg; nach dem Tagebuch Joh. Caspar Hirzels. (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich auf d. J. 1909).

Eine Karikatur auf Calvin. (Zwingliana. 1909, 2).

Ein Gesamtkatalog der Wiegendrucke. S.-A. (Neue Zürcher Zeitung. 1910).

Vom schweizerischen Bibliothekwesen. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 28, 1911; der Abschnitt über die Schweizer. Landesbibliothek abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

Eine gemeinsame Tagung der deutschen, österreichischen und schweizerischen Bibliothekare [in München 1912]. (Neue Zürcher Zeitung, 23. Juni 1912).

Zur Frage einheitlicher Katalogisierungsregeln; 2. Korreferat [an der] Versammlung deutscher Bibliothekare in München 1912. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 29, 1912). – Dasselbe Referat unter dem Titel: Die Stellung der schweiz. Bibliotheken zur Frage einer einheitlichen Regelung der Katalogisierung. (Publikationen der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. III, 1912; abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

Moderne Bibliothekbestrebungen und Bibliothekaufgaben mit bes. Rücksicht auf die geplante zürcher. Zentralbibliothek. (Neue Zürcher Zeitung, 6.–7. Nov. 1912; auch als Sonderabdruck erschienen; abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

Ein unterdrückter Wandkalender auf das Jahr 1532. (Zwingliana. 1913, 1).

Zum Titelbild (Marburger Disputation). (Zwingliana. 1914, 1).

Die Errichtung der Zentralbibliothek in Zürich; Referat. S.-A. (Schweiz.Lehrerzeitung.1914).

Das Bibliothekwesen. (Katalog der Internat. Ausstellung für Buchgewerbe u. Graphik, Leipzig 1914; Abteilung Schweiz). [St. Gallen 1914].

Die Einweihung der königlichen Bibliothek in Berlin. (Neue Zürcher Zeitung, 27. März 1914).

Schweizerische Bibliothekstatistik [Zirkulare, Fragenschema, Berichte]. (Verhandlungen der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. I, 1915).

Entwurf zu einer Katalogisierungs-Instruktion für den Schweiz. Gesamtkatalog. Zürich 1915.

Die Errichtung der Zentralbibliothek in Zürich. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 32, 1915; abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

Ursachen, Führer und Wirkungen der Reformation. (In: Reden zur Feier der Reformation am 31. Oktober 1917; gehalten von D. Dr. H. E. u. Kirchenrat Johannes Sutz. (Zürich 1917).

Charles Robert †. (Verhandlungen der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. III, 1918/19).

Entstehungsgeschichte und Baubeschreibung der Zentralbibliothek, von H. E. u. H. Fietz. (Neujahrsblatt der Zentralbibliothek Zürich. III). Zürich 1919.

Ulrich Zwingli; zum Gedächtnis der Zürcher Reformation, 1519–1919. Zürich 1919. (Redaktion: Hermann Escher).

Paul Schwenke †. (Verhandlungen der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. IV, 1920/21).

Heinrich Weber †. (Verhandlungen der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. IV, 1920/21).

Über amerikanische Bibliothekkataloge und Verwandtes. (Verhandlungen der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. IV, 1920/21).

Stellung und Aufgabe der Bibliothek in den Vereinigten Staaten von Amerika. (Wissen u. Leben. Bd 23, 1920/21).

Neueste Bestrebungen auf dem Gebiete des Volksbibliothekwesens im Ausland. (Neue Zürcher Zeitung, 8. Sept. 1921).

Dr. Conrad Escher, 1833–1919. (Zürcher Taschenbuch. 1921/22).

Ein neues belgisches Bibliothekgesetz. (2. Bericht der Schweiz. Volksbibliothek über d. J. 1921, Anhang). Bern 1922.

Geschichte der Stadtbibliothek Zürich. 2 Teile. (Neujahrsblatt der Zentralbibliothek Zürich, IV u. V). Zürich 1922–23.

Der Probeausschnitt aus dem Schweiz. Gesamtkatalog in der Landesausstellung, Bern 1914. (Verhandlungen der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. V, 1922/23).

Die Schweizerische Volksbibliothek. (Wissen u. Leben. Jg. 16, 1922/23; abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

Carl Christoph Bernoulli †. (Verhandlungen der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. V, 1922/23).

Aus dem amerikanischen Bibliothekwesen; Beobachtungen u. Studien. Tübingen 1923. (Vgl. Erwin Ackerknecht: Aus d. amerikan. Büchereiwesen; nach Herm. Escher, in: Bücherei u. Bildungspflege. 1924).

Dasselbe, Übersetzung ins Russische von B. O. Borovič: Sovremennye biblioteki v Amerike; Očerki i stat'i. Charkov 1927.

Dasselbe, Übersetzung ins Dänische: Amerikanske Biblioteker. (Statens Bibliotekstilsyns Publikationer. X). København 1928.

[Besprechung von] Die Bibliothek der Gegenwart; eine Grundlegung u. Einführung v. Paul Ladewig, Leipzig 1923. (Neue Zürcher Zeitung, 16. Sept. 1923).

Adolf Tobler, 1850–1923. (Neujahrsblatt der Zentralbibliothek Zürich. VI, 1924).

Schweizerische Volksbibliothek. (Neue Zürcher Zeitung, 9. Mai 1924).

Ein verschwundener und wieder zum Vorschein gekommener Brief Zwinglis [vom 3. Sept. 1531]. (Zwingliana 1924, 2).

[Besprechung von] Zwingli und Luther; ihr Streit um das Abendmahl in seinen politischen und religiösen Beziehungen, von Walter Köhler. Bd I, Leipzig 1924. (Zwingliana. 1924, 2).

Zwingli und der Zins. (Landbote. 1925, Nr. 79).

Die erste zürcherische Abendmahlsfeier im Großmünster [13. April 1525]; Gedenkrede. (Neue Zürcher Zeitung, 10. u. 12. April 1925).

Zwinglis letztes Geisteserzeugnis. (Zwingliana. 1925, 2).

Unsere öffentliche Bibliothek der Pestalozzi-Gesellschaft. (Neue Zürcher Zeitung, 15. April 1926).

Ein Bibliothek-Jubiläum [Nationalbibliothek in Wien]. (Neue Zürcher Zeitung, 7. Aug. 1926).

Dr. Hans Barth, 1871–1926. (Neue Zürcher Zeitung, 8. Sept. 1926).

Zu unserer Tafel (Werner Steiner). (Zwingliana. 1926, 2).

Ein schweizerisches Gesamtzuwachsverzeichnis. (In: H. E. u. Helen Wild: Über Gesamtkatalogisierung; Publikationen der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. VII, 1926; abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

Schweizerisches Bibliothekwesen. (Bibliotheekleven; orgaan der Centrale Vereeniging voor openbare leeszalen en bibliotheken. 12, 1927).

Dr. h. c. Martin Schindler. (Neue Zürcher Zeitung, 24. Mai 1927).

Ein bibliothekarisches Sorgenkind der Schweiz: Der schweizerische Gesamtkatalog. (Neue Zürcher Zeitung, 24. Sept. 1927).

[Auszug aus dem] Bericht über Besprechungen betr. internationalen Zusammenschluß der nationalen Bibliothekarenverbände, Edinburgh 28./30. Sept. 1927. (Nachrichten der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. 1927, 8).

Was es in einer Bibliothek zu tun gibt; Vortrag, gehalten vor der Gesellschaft d. Freunde der Zentralbibliothek. Zürich 1928. (Abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

Zu unsern Bildern (Simon Grynäus, 1493–1541; Schaffhausen, ält. Stadtansicht aus Stumpfs Schweizerchronik, 1548). (Zwingliana. 1929, 1).

Vom Weltkongreß der Bibliothekare [Rom 1929]. (Neue Zürcher Zeitung, 24. u. 25. Juli 1929).

Zum Gedächtnis des Marburger Religionsgespräches 1529. (Neue Zürcher Zeitung, 24. Sept. 1929).

Schweizerisches Bibliothekwesen. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 46, 1929 u. Publikationen der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. IX, 1929; abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

[Besprechung von] Jean Gaspard Lavater; études sur sa vie et sa pensée jusqu'en 1789, par Olivier Guinaudeau, Paris 1924. (Zeitschrift für schweiz. Geschichte. IX, 1929/30).

Wilhelm v. Wyß. (Vierteljahrsschrift der Naturforsch. Gesellschaft. Zürich. 75, 1930).

Zum Gedächtnis an Wilhelm von Wyß, 1864–1930. (Neue Zürcher Zeitung, 9. Febr. 1930).

[Besprechung von] Die wissenschaftliche Stadtbibliothek, von Georg Leyh, Tübingen 1929. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 47, 1930).

Dr. h. c. Wilhelm Caspar Escher. (In: Die Schweiz; e. nationales Jahrbuch, hg. v. der Neuen Helvet. Gesellschaft. 1931).

Gerold Meyer von Knonau, 1843–1931. (Neue Zürcher Zeitung, 24. u. 25. März 1931).

Ulrich Zwingli. (Schweizer Illustr. Zeitung, 8. April 1931).

Ein unbekannter Holzschnitt über [die Schlacht von] Marignano. (Neue Zürcher Zeitung, 6. Juni 1931).

Zwingli als Staatsmann. (Zwingliana. 1931, 1/2; ebenso in: Huldrych Zwingli; zum Gedächtnis seines Todes, 11. Oktober 1531, Zürich 1931).

Wilhelm v. Wyß, 1864–1930. (Zürcher Taschenbuch. 1932).

Zur Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs. (Nachrichten der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. N.F. 25, 1932).

Bibliothekarische Ferienkurse. (Nachrichten der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. N.F. 27, 1932; ebenso in: Publikationen der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. 12, 1933).

[Besprechung von] Gesamtkatalog der Preußischen Bibliotheken . . .; hg. v. der Preuß. Staatsbibliothek. Bd I, Berlin 1931. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 49, 1932).

Gerold Meyer v. Knonau, 1843–1931. (96. Neujahrsblatt z. Besten des Waisenhauses in Zürich für 1933).

Entstehung und Entwicklung des Zwinglivereins. (Zwingliana. 1933, 1).

[Besprechung von] Zürcher Ehegericht und Genfer Konsistorium; I: Das Zürcher Ehegericht und seine Auswirkung in der deutschen Schweiz zur Zeit Zwinglis, von D. Dr. Walther Köhler, Leipzig 1932. (Zwingliana. 1933, 2).

Aus dem amerikanischen Bibliothekwesen. (Buch u. Volk. 3, Luzern 1933).

Bibliothekarische Reise-Erinnerungen; eine Plauderei. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 50, 1933).

Switzerland. (In: Popular Libraries of the world; ed. by Arthur E. Bostwick. Chicago 1933).

Das neue Pestalozzihaus in Zürich. (Zürcher Monats-Chronik. 1933; abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

[Besprechung von] Internationale Bibliographie des Buch- und Bibliothekswesens, von Joris Vorstius u. Erwin Steinborn. Jahrgang VI, Leipzig 1932. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 50, 1933).

Ricarda Huch an der Stadtbibliothek Zürich. (In: Ricarda Huch; Persönlichkeit u. Werk in Darstellungen ihrer Freunde, Berlin-Zürich 1934).

[Besprechung von] Politik der Bücherei, von Paul Ladewig, 2. A. Leipzig 1934. (Neue Zürcher Zeitung, 2. Febr. 1934).

Die Bibliotheca universalis Konrad Geßners. (Vierteljahrsschrift der Naturforsch. Gesellschaft in Zürich. 79, 1934; abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

Der Bibliothecarius quadripartitus des Joh. Heinrich Hottinger (1664). (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 51, 1934; abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

Eine Rechtfertigung Zwinglis wegen übler Nachrede gegen Bern. (Zwingliana. 1934, 2).

Die schweizerischen Bibliotheken. (In: Die Schweiz; e. nationales Jahrbuch, hg. von der Neuen Helvet. Gesellschaft. 1935).

Ein amtlicher Bericht über die schweizerischen Bibliotheken aus der Zeit der Helvetik. (Festschrift Gustav Binz, Basel 1935; abgedruckt ohne die Einleitung in der Festgabe H. E. 1937).

[Besprechung von] Das Zwinglibild des Protestantismus im Wandel der Zeiten, von Kurt Guggisberg; Quellen u. Abhandlungen zur schweiz. Reformationsgeschichte. VIII, Leipzig 1934. (Zwingliana. 1935, 1).

Traugott Schieß †. (Zwingliana. 1935, 1).

Dr. h. c. Paul Römer †. (Zwingliana. 1935, 2).

Die Familie Escher von Zürich; Dokumente aus ihren Anfängen 1289–1400; zusammengestellt von H. E. Als Mskr. f. die Familie gedruckt. (Zürich) 1935.

Vortrag vor der Familie Escher vom Glas an der Zusammenkunft vom 31. August 1935 [über die Geschichte der Familie Escher]. Als Mskr. f. die Familie gedruckt. (Zürich 1935).

Die schweizerischen Bibliotheken in der Zeit der Helvetik, 1798–1803. (Zeitschrift f. schweiz. Geschichte. 16, 1936; abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

Hermann Wartmann (1835–1929). 2. Teil: Die Mannesjahre. (77. Neujahrsblatt hg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen). St. Gallen 1937.

Joh. Caspar Hirzel zum Nech als eidgenöss. Landvogt der Grafschaft Baden, 1779–1782. (Zürcher Taschenbuch. 1937).

Konrad Geßner über Aufstellung und Katalogisierung von Bibliotheken. (In: Mélanges offerts à M. Marcel Godet, Neuchâtel 1937; abgedruckt in der Festgabe H. E. 1937).

Georg Rudolf Zimmermann † (P. Benedikt Maria Z., O. Carm.). (Neue Zürcher Zeitung, 16. Aug. 1937).

II. Zur Biographie

Zum 60. Geburtstag 1917:

Schultheß, Ludwig. Zürcherische Kirchen, Burgen und Schlösser: Hermann Escher als Festgabe z. 60. Geburtstag gewidmet. Zürich 1917.

Glückwunschartikel von F. B[urckhar]dt. (Neue Zürcher Zeitung, 27. Aug. 1917).

Zum 70. Geburtstag 1927:

Festgabe D. Dr. Hermann Escher zum 70. Geburtstage, 27. Aug. 1927, dargebracht von Freunden und Kollegen. Zürich 1927. Darin: Wyß, Wilh. v. Erinnerungen an alte Zeiten auf der Stadtbibliothek Zürich. – Godet, Marcel. H. E. et les bibliothèques suisses. – Wild, Helen. H. E. und die schweiz. Volksbibliotheken. – Berchem, Victor van. H. E. historien.

Festgabe des Zwinglivereins zum 70. Geburtstage seines Präsidenten Hermann Escher. 27. Aug. 1927. Zürich 1927. Darin: Wild, Helen. H. E. und der Zwingli-Verein.

Strohl, J[ean]. Naturwissenschaft und Bücherwesen; Festgabe Herrn Dr. Herm. Escher an seinem 70. Geburtstag zugeeignet. (Vierteljahrsschrift der Naturforsch. Gesellschaft Zürich. 72). Zürich 1927.

Glückwunschartikel in Zeitungen u. Zeitschriften: Neue Zürcher Zeitung, 27. Aug. 1927; Zürichseezeitung, Nr. 198; Zürcher Volkszeitung, Nr. 200; Kirchenbote, Nr. 9; Schweiz. Gutenbergmuseum. 13, 1927.

Zum 50jährigen Amtsjubiläum 1931:

Glückwunschartikel in Zeitungen u. Zeitschriften: Zentralblatt f. Bibl.wesen. 48, 1931; Neue Zürcher Zeitung, 12. Jan. 1931; Neue Zürcher Nachrichten, Nr. 10; Nachrichten der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. N.F. 17, 1931.

Zum 80. Geburtstag 1937:

Escher, Hermann. Ausgewählte bibliotheks-wissenschaftliche Aufsätze; zum 80. Geburtstage des Verfassers hg. von der Zentralbibliothek Zürich u. der Vereinigung schweiz. Bibliothekare [Umschlagtitel]: Festgabe H. E. zum 80. Geburtstag dargebracht. Zürich 1937.

Zwingliana 1937, Nr. 1: D. Dr. Hermann Escher zum 80. Geburtstage [gewidmet vom Zwingli-Verein]. Zürich 1937.

Ackerknecht, Erwin. Gottfried Keller. Hermann Escher in Zürich, dem liebevollen Pfleger des Kellerschen Erbes in verehrungsvoller Freundschaft, 27. Aug. 1937. (Das deutsche Leben. V). Berlin 1937.

Glückwunschartikel in Zeitungen u. Zeitschriften: Neue Zürcher Zeitung, 27. Aug. 1937; Zürichseezeitung, Nr. 197; Tagesanzeiger, Nr. 200; Landbote, Nr. 198; Zürcher Monatschronik, Nr. 10; Zürcher Taschenbuch. 1938. Basler Nachrichten, Nr. 233.

Nekrologe und Erinnerungsschriften 1938–1939:

Zum Andenken an Dr. phil. u. theol. h. c. Herm. Escher, geb. 27. Aug. 1857, gest. 3. April 1938; Bestattungsfeier im Großmünster am 6. April 1938. Zürich 1938.

Burckhardt, Felix. Hermann Escher als Bibliothekar. (Neue Zürcher Zeitung, 7. April 1938).

Burckhardt, Felix. D. Dr. Hermann Escher 1857–1938. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 55, 1938).

B[urckhar]dt, F[elix]. Hermann Eschers Werdegang zum Historiker. (Zürcher Monatschronik. VII, 1938).

Köhler, Walther. Hermann Escher †. (Zwingliana 1938, 1; S.-A. u. d. Titel: Hermann Escher als Präsident des Zwinglivereins. Zürich 1938).

Largiadèr, Anton. Hermann Escher als Historiker. (Neue Zürcher Zeitung, 7. April 1938; ebenso in: Zum Andenken an Dr. phil. u. theol. h. c. Herm. Escher . . .; Bestattungsfeier, Zürich 1938).

Largiadèr, Anton. Hermann Escher, 1857–1938. (Zürcher Taschenbuch. 1939).

Burckhardt, Felix. Hermann Escher, 1857–1938. (Neujahrsblatt der Zentralbibliothek Zürich. VII). Zürich 1939.

Nekrologe in Zeitschriften: Bibliotheekleven. 1938, 5 von T. P. Sevensma; Die Bücherei. 1938, 4 von Erwin Ackerknecht; Nachrichten der Vereinigung schweiz. Bibliothekare. 1938, 3 von Felix Burckhardt u. Frederic Gardy, mit dem von H. Escher 1932 aufgezeichneten Lebenslauf; Nordisk Tidskrift för bok- och biblioteksväsen. 1938, 2 von Isak Collijn.

Nekrologe in Zeitungen: Neue Zürcher Zeitung. 1938, Nr. 603 u. 627, Landbote, Nr. 79; Tagesanzeiger, Nr. 83; Basler Nachrichten, Nr. 93; St. Galler Tagblatt, Nr. 162; Thurgauer Zeitung, Nr. 81; Evang. Soziale Warte, Nr. 8.

Buchdruckerei Berichthaus Zürich

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 112370967